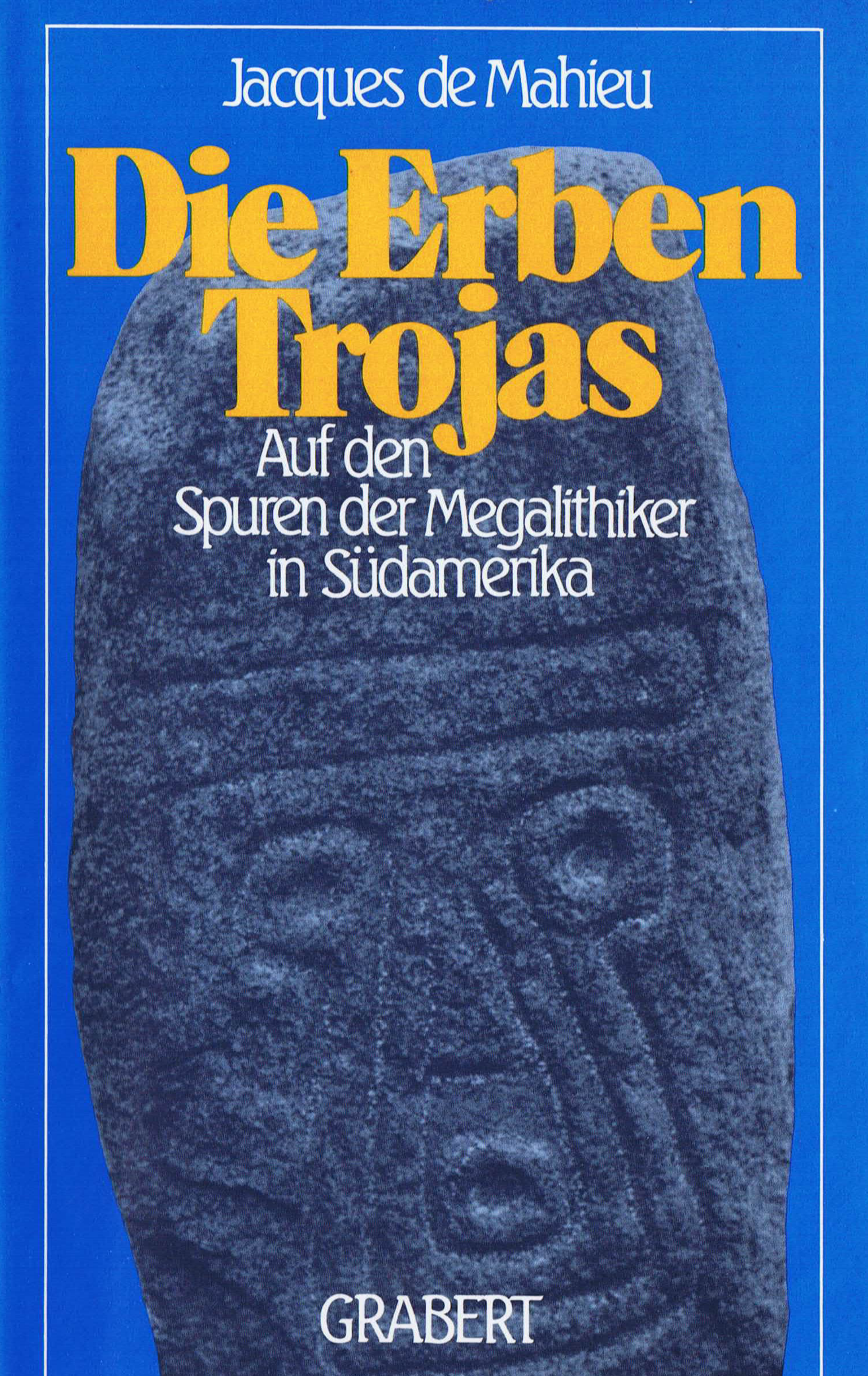
de Mahieu

Die Erben Trojas

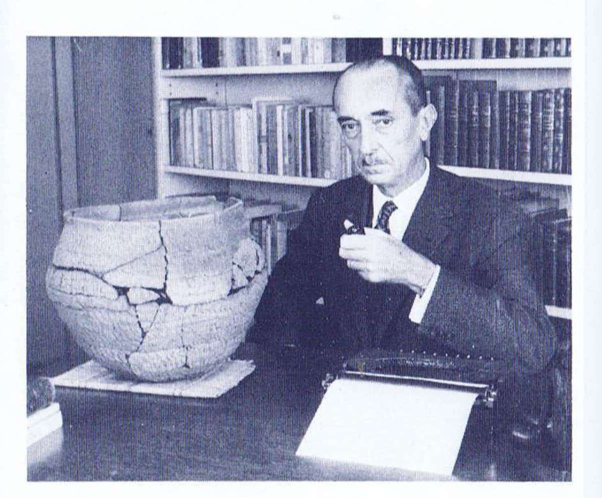


Jacques de Mahieu

DIE ERBEN TROJAS

Schliemanns Ausgrabungen in Troja haben vor hundert Jahren unser Bild von der Antike völlig geändert. Ähnlich sensationell sind die archäologischen Entdeckungen der letzten Jahre, daß die eindrucksvollen Megalithbauten Nordwesteuropas älter sind als die des Mittelmeerraumes und des Orients und daß die vorgeschichtlichen Hyperboreer aus dem Norden Europas auf ihren großen Zügen den Süden und Osten mit ihrer Kultur befruchteten.
Professor de Mahieu, durch seine Wikingerforschungen schon weit bekannt geworden, ist den Spuren der Hyperboreer in Europa nachgegangen und hat sie bis nach Südamerika verfolgen können. Heute dort noch vorhandene Megalithbauten und Menhire, prähistorische Runen und Felsritzungen, Keramik der hyperboreischen Kultur und nicht zuletzt anthropologische Untersuchungen bestätigen die kühne Hypothese, daß Nordvölker aus Europa Jahrtausende vor der Zeitwende über den Atlantik nach Südamerika einwanderten und die Grundlagen für die späteren Hochkulturen legten. In über 100 Abbildungen und Skizzen wird ein Teil der eindrucksvollen Beweise dem Leser vorgelegt. Viele Rätsel und bisherige Widersprüche in der vorkolumbianischen Kultur und Überlieferung Lateinamerikas finden damit eine überraschende Deutung. Ein völlig neues Kapitel menschlicher Vorgeschichte und der Kulturleistungen Alteuropas wird hier zum ersten Male geschildert und zwingt dazu, die Vorgeschichte der Neuen Welt umzuschreiben. Nicht nur von China über Indien, Persien und Troja bis Griechenland, Rom und Spanien schufen die Nordvölker in vorgeschichtlicher Zeit große Reiche und hohe Kulturen, sondern auch im Süden Amerikas. Das neue umfangreiche Buch de Mahieus öffnet einen bisher unbekannten, erregenden Bereich der Vorgeschichte des europäischen Menschen und seiner kulturellen Leistungen.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN



JACQUES DE MAHIEU wurde 1915 in Paris geboren. Nach dem Studium der Philosophie, der Politischen- und Wirtschaftswissenschaften erwarb er im Rahmen seiner weiteren Universitätslaufbahn folgende Titel und Ämter:
Doktor der Politischen Wissenschaften;
Doktor der Wirtschaftswissenschaften;
Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät;
Professor der Universität Buenos Aires;
Honorarprofessor der National-Universität Cuyo, Mendoza, Argentinien;
Berater der Anthropologischen Fakultät, Buenos Aires.
Als Rektor des Instituts für Menschheitsgeschichte wandte sich Professor de Mahieu in den letzten Jahren der gründlichen Erforschung eines faszinierenden Themas zu: Der Besiedlung Nord- und Südamerikas und Gründung der Reiche und Hochkulturen der Tolteken, Mayas, Quichuas und Inkas durch die Wikinger. Krönung seiner Arbeit war die Durchführung mehrerer Expeditionen zu einem der letzten Stämme »weißer Indianer«, Nachfahren der Wikinger, die heute noch im paraguayischen Urwald leben. Das Ergebnis seiner Reisen und Forschungen hat er in sieben Werken, die inzwischen in vier Sprachen erschienen sind, vorgelegt.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Professor Jacques de Mahieu, der den Spuren nordeuropäischer Einwanderer des frühen Mittelalters folgte, drang in den Nordwesten Argentiniens vor, in eine abgelegene, den Strömen des Weltgeschehens abgewandte Gegend. Hier ragen vorgeschichtliche Steinsäulen – Menhire – auf, umgeben von reichhaltigen Bodenfunden. Rätselvoll wie die Gestalten der Osterinsel, sind die gewaltigen steinernen Male keinesfalls indianischen Ursprungs, stammen aber ebensowenig von den Wikingern, deren Spuren de Mahieu folgte. Sie sind viel, viel älter. Alles – die bildlichen Darstellungen und Inschriften, die sie tragen, und die Relikte der Nachkommen ihrer Erbauer, Keramik, exakt bestimmte Schädelmaße, fortlebende Sprachelemente – zeigt eine zunächst unbegreifliche Verwandtschaft mit etwas, das wir aus einem ganz anderen Teil der Welt kennen, durch riesige Entfernungen getrennt: von den Ufern des europäischen Mittelmeeres und dem Westen und Norden Europas . . . Dieses Buch enthält den ersten Bericht über die dramatischen archäologischen Forschungen in den Hochtälern des nordwestlichen Argentiniens, die nahezu mit jedem Tag neue Beweise für de Mahieus sensationelle These erbringen: Wohl war der »erste Amerikaner« ein frühsteinzeitlicher Asiate, der, über die Beringstraße kommend, Alaska betrat; doch vor weit über 3000 Jahren schon erschienen auch Europäer in der Neuen Welt und errichteten im Herzen des Kontinents ihre mächtigen, die Zeiten überdauernden steinernen Zeichen – so wie überall, wohin sie auf ihren Zügen kamen. Das atemberaubende Fazit: Nordische Megalith-Menschen haben nicht nur seit dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Geschicke Europas entscheidend bestimmt; wie de Mahieu herausfand und in diesem Band schildert und beweist, haben sie bereits vor dreitausend Jahren, über den Globus ausgreifend, Weltgeschichte gemacht.

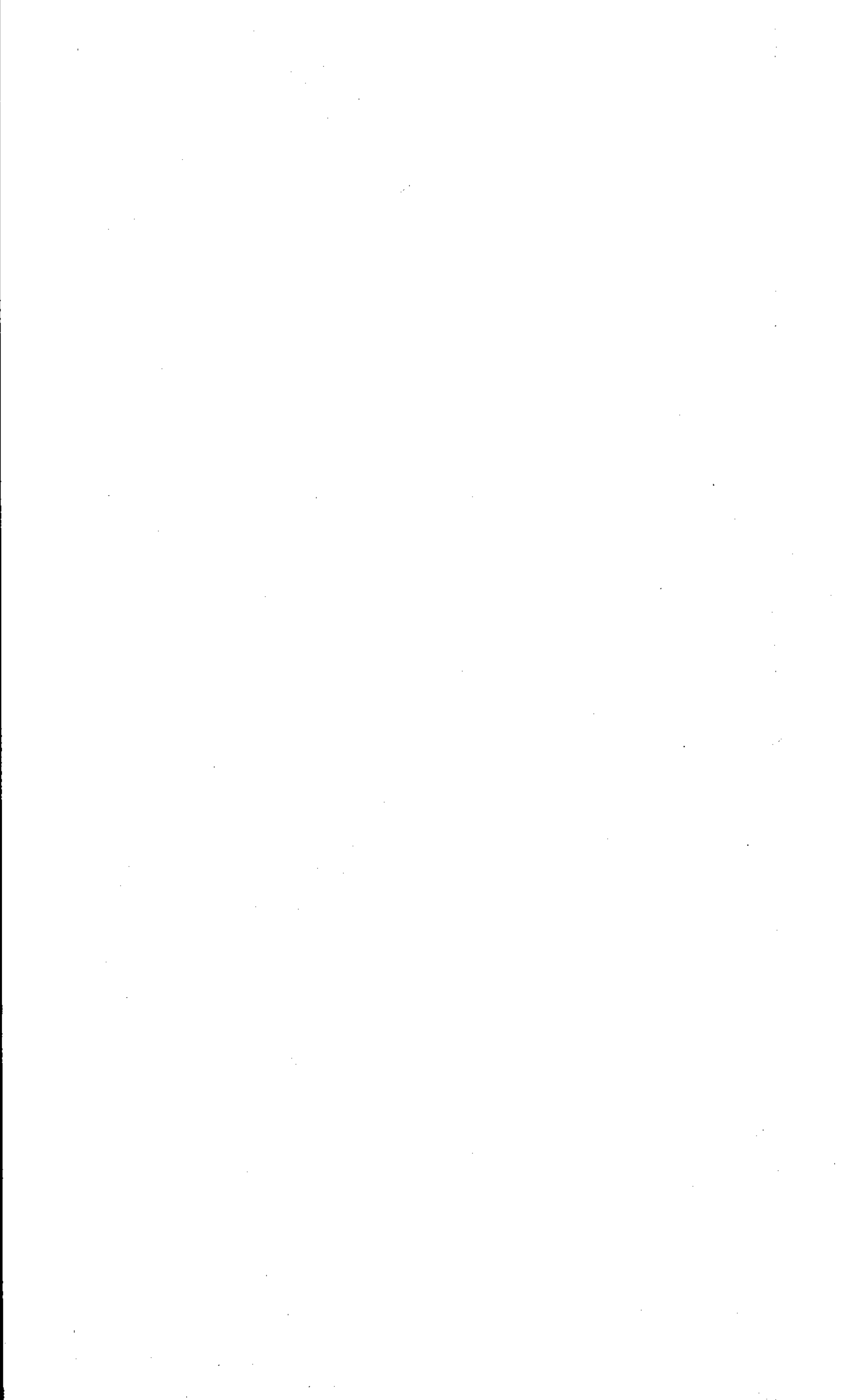
de Mahieu

Die Erben Trojas



de Mahieu

Die Erben Trojas





Die Erben Trojas

Weitere Werke von Prof. Dr. Jacques de Mahieu,
die seit 1972 im Grabert-Verlag, Tübingen erschienen

DES SONNENGOTTES GROSSE REISE
Die Wikinger in Mexiko und Peru

DES SONNENGOTTES TODESKAMPF
Die Wikinger in Paraguay

DES SONNENGOTTES HEILIGE STEINE
Die Wikinger in Brasilien

WER ENTDECKTE AMERIKA?
Geheimgeographie vor Kolumbus

DER WEISSE KÖNIG IPIR
Die Wikinger in Amambay

DIE TEMPLER IN AMERIKA oder
DAS SILBER DER KATHEDRALEN

DAS WIKINGERREICH VON TIAHUANACU
Geschichte eines nordischen Imperiums
in Südamerika

JACQUES DE MAHIEU

Die Erben Trojas

Auf den Spuren der Megalithiker in Südamerika

Aus dem Französischen von
Wilfred von Oven



1982

GRABERT-VERLAG

TÜBINGEN–BUENOS AIRES–MONTEVIDEO

Titel des Original-Manuskriptes: Les héritiers de Troie,

Alle in diesem Buch enthaltenen Abbildungen entstammen
dem persönlichen Archiv des Autors, sind von ihm
selbst angefertigt oder mit Copyright von ihm belegt.

Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Filme: Rudolf Künstle, Offset-Reproduktion, Tübingen
Schutzumschlag: Creativ GmbH, Stuttgart

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Mahieu, Jacques de:
Die Erben Trojas: auf d. Spuren d. Megalithiker in Südamerika/
Jacques de Mahieu.
Aus d. Franz. von Wilfred von Oven. –
Tübingen; Buenos Aires; Montevideo: Grabert, 1982.
Einheitssacht.: Les héritiers de Troie ⟨dt.⟩
ISBN-3-87847-057-6

INHALTSVERZEICHNIS

I.

DIE ERBAUER DER GROSSSTEINGRÄBER

1. Der Ursprung

Versetzen wir uns in das 15. Jahrtausend vor der Zeitwende zurück. Die letzte Vereisung, die um das Jahr –70000 begann und die in der Geologie als Würm-Eiszeit bekannt ist, geht ihrem Ende entgegen. Seit etwa 25000 Jahren tritt das nördliche Inlandeis und dasjenige des Alpenmassivs zurück. Auf den Ebenen West- und Mitteleuropas, die im Süden das Eis nie ganz bedeckt hat und die im Norden gerade davon befreit wurden, gestattet das kalte und trockene Klima nur eine kümmerliche Tundrenvegetation. Noch ist das Mammut überall zu sehen, aber es stirbt langsam aus. An die Stelle des *primigenius* genannten Elefanten, des behaarten Nashorns, des großen Bären und des Höhlenlöwen sind Panther, Braunbär, gewöhnlicher Löwe, Pferd und vor allem Ren getreten. Der noch affenartige Neandertaler ist verschwunden und um das Jahr 40000 ohne erkennbaren Übergang durch den *Homo sapiens* von Combe-Capelle und Predmost ersetzt worden,

von dem wir nicht viel wissen, der aber am Anfang der beiden wichtigsten Unterrassen von Menschen zu stehen scheint, die in der uns interessierenden Zeit die bewohnbaren Teile Europas und Nordafrikas beherrschen.

Der Mensch von Laugerie-Chancelade (*Homo priscus* Lapouge) ist klein von Wuchs (etwa 1,62 m), untersetzt und kräftig. Er hat besonders robuste Knochen, eine mächtige Muskulatur, kurze und krumme Beine, die ihn sich nur mit Schwierigkeiten voll aufrichten lassen und seinen gebückten Gang bewirken, verhältnismäßig lange Arme, große Hände und vor allem ebensolche Füße. Er scheint einen großen Kopf (1710 cm^3 gegenüber 1565 beim durchschnittlichen Europäer von heute), aber ein Gehirn von nur wenigen Windungen gehabt zu haben – dies ist zumindest bei dem in Chancelade gefundenen Exemplar der Fall, dem einzigen, bei dem entsprechende Messungen vorgenommen werden konnten. Sein Kopf ist langschädelig (Schädel-Index 72 bis 75) und bemerkenswert hoch, das Gesicht ist gleichzeitig sehr hoch und sehr breit, die quadratischen Augenhöhlen sind sehr groß, die Nase ist gerade, der Unterkiefer kraftvoll und mit einem Kinn versehen.

Sein mit ihm eng verwandter Zeitgenosse, der Cromagnon-Mensch (*Homo spelaeus* Lapouge), hat eine Menge Besonderheiten. Sein Wuchs ist hoch (zwischen 1,78 und 1,84 m) und sein Knochenbau viel weniger massiv. Seine unteren Gliedmaßen sind viel länger. Er geht aufrecht. Seine Kopfform ist noch ausgeprägter langschädelig (Index zwischen 63 und 75, im Durchschnitt 71). Der Schädel hat

einen Inhalt von 1590 cm^3. Das Gesicht ist kurz, breit und von gerader Kieferstellung. Die rechtwinkligen oder quadratischen, aber stets viereckigen Augenhöhlen sind etwas angehoben. Der Oberkiefer ist breit und kräftig. Der nicht weniger breite Unterkiefer ist mit einem sehr ausgeprägten Kinn versehen. Vacher de Lapouge[1] hat ihn eine verbesserte Ausgabe des *Homo priscus* genannt.

Der Mensch von Laugerie-Chancelade und der Cromagnon-Mensch sind als Ren-Jäger in ihrer Lebensweise kaum merklich vom Neandertaler verschieden, wohl aber auf kulturellem Gebiet durch ihr Gewerbe und vor allem durch ihre Kunst. Wir verdanken ihnen nämlich die außergewöhnlichen Höhlenzeichnungen von Altamira, Font-de-Gaume, Pairnon-Pair, Lascaux und zahlreichen anderen Höhlen sowie die Gravuren auf und die Skulpturen aus Ren-Geweih, Knochen und Stein, die bei ihnen gefunden wurden.

Zwischen den Jahren –18000 und –8200 geht die Eisschmelze verstärkt weiter, wobei es jedoch zu einigen leichten Temperaturschwankungen kommt. Dann beginnt die nacheiszeitliche Epoche. Nach und nach verwandelt sich die Tundra in Wald zunächst aus Nadelbäumen und Birken, später aus Haselnußsträuchern und Eschen. Mit der Öffnung der Florida-Straße in Amerika wird der Vorgang beträchtlich beschleunigt. Der Golfstrom, der an die Küste Marokkos gelangte und dessen warme, wasserhaltige Luft sich in Form von Regen über der Sahara niederschlug, die so über eine üppige Vegetation und über Flüsse verfügte, von denen einer, der Igharghar, mehr Wasser als die

Rhone führte, wendet sich jetzt durch den ihm geschaffenen neuen Ausweg nach dem Norden Europas, dem er ein feuchtes und von extremen Temperaturschwankungen freies Seeklima verschafft. Das Ren folgt der immer schneller immer weiter nach Norden zurückweichenden Tundra. Und der Mensch folgt dem Tier, von dem er im wesentlichen lebt. Zumindest der Cromagnon-Mensch, der damals für verschiedene Jahrtausende aus seinem ursprünglichen Wohngebiet verschwindet. Der *Homo priscus* dagegen bleibt in Europa wie in Nordafrika in seinem alten Habitat und paßt sich den neuen Lebensbedingungen an. Nach und nach wird er seine Ungeschlachtheit verlieren und sich schließlich in den Mittelmeermenschen (*Homo mediterranensis* Ujfalvy) verwandeln, wie wir ihn – klein, langschädlig, dunkelhäutig und graziös – noch heute auf der Iberischen Halbinsel, im Süden Italiens, auf Sardinien, Korsika und den Balearen antreffen.

Im 9. Jahrtausend v.d.Zw. sind die Küsten Nordeuropas ganz anders, als wir sie heute kennen. Die riesige Polarkappe, die einen guten Teil Sibiriens und Nordamerikas bedeckt, hat, obwohl schon kleiner geworden, den Ozeanen eine derartige Menge Wasser entzogen, daß sich deren Spiegel um mehrere Dutzend Meter gesenkt hat. Der Boden Skandinaviens und der britischen Inseln ist außerdem ziemlich viel höher als heutzutage. Diese beiden Umstände bewirken, daß die Ostsee zeitweilig nur noch ein Süßwasser-Binnensee ist, der nach den dort vorkommenden Schnecken Ancylus-See genannt wird. Die Nordseeküste verläuft etwa auf der derzeitigen Meerestiefenlinie von

100 Metern, die Norwegen mit Schottland verbindet, die britischen Inseln umfaßt, die damals noch durch keinen Kanal von Frankreich getrennt sind, und den Südosten Irlands mit der bretonischen Landzunge vereint. Die Themse, die Maas und der Rhein, deren ehemalige Flußbetten und Mündungen noch auf Unterwasserkarten erkennbar sind, flossen auf dem derzeitigen Festlandsockel der Doggerbank zusammen, wo bei Baggerarbeiten Mammutknochen und altsteinzeitliche Schabmesser zutage gefördert wurden. Die Seine floß durch den Ärmelkanal, und zwar auf dem heutigen Hauptschiffahrtsweg desselben (s. Karte Abb. 1).

Das Gebiet, das heute die Nordsee bedeckt, ist damals eine riesige Ebene sumpfigen Schwemmlandes unter der direkten Einwirkung des warmen Golfstromes, aber gleich-

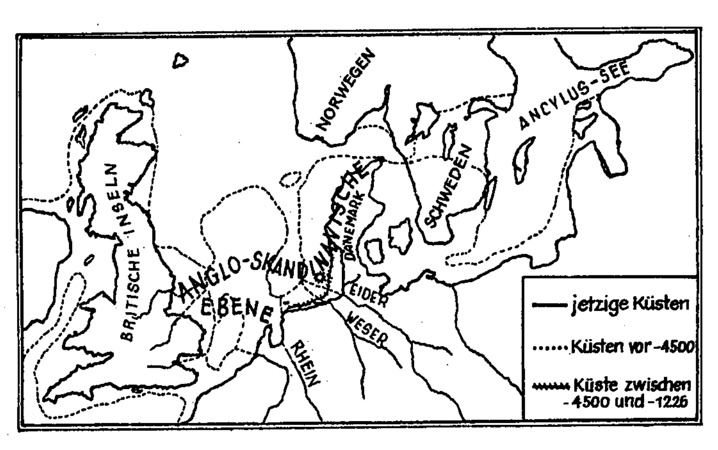


Abb. 1: Karte der angloskandinavischen Ebene vor –4500.

zeitig den rauhen Nordwinden ausgesetzt. Es gibt dort keine Fröste und keine Hitze. Der Himmel ist ständig bewölkt, und auf der Erde liegen Nebel. Ein sanfter Regen wechselt mit kaltem, feuchtem Wind ab. Selten bricht die Sonne durch, die aber sofort wieder durch den Dunst verschleiert wird, der von der von ihr erwärmten feuchten Erde aufsteigt. Kurz: ein Wetter, wie es heute in England herrscht, nur stärker ausgeprägt.

Hier unterbricht der Cromagnon-Mensch seinen dem Ren folgenden Zug. Warum, wissen wir natürlich nicht, aber wir dürfen wohl annehmen, daß der Überfluß der vorhandenen Nahrungsmittel ihn dazu veranlaßt. Die ständig feuchte Erde ist von satten Weiden bedeckt, von denen sich eine Vielzahl von Pflanzenfressern nährt. Der Fischfang in den Sümpfen lohnt sich. Zweimal am Tag läßt das mit der Ebbe zurückgehende Meer weite Flächen mit seinen Früchten übersät zurück. Die Kanäle wimmeln von leicht fangbaren Fischen. Es gibt keinen Schnee, der den Tundra-Jägern jedes Jahr Kummer bereitete. Für sie muß die angloskandinavische Ebene fast wie das Paradies auf Erden gewesen sein.

Ist die Nahrung auch im Überfluß vorhanden, so ist das Klima doch schwer zu ertragen. »Jede Rasse«, schreibt Vacher de Lapouge[1] zutreffend, »jeder lebensfrohe, warmblütige Mensch, der die Sonne und das Leben liebt, sah sich hier schrecklich enttäuscht. In dieser üppigen, aber strengen, einförmigen, unendlich traurigen Natur konnten nur Menschen mit einem widerstandsfähigen Temperament, mit kaltem und melancholischem Gemüt, mit einer

ruhigen und unerschöpflichen Entschlossenheit leben. So formte sich eine kraftvolle, aber kaltblütige, intelligente, aber schwermütige, energische, aber kühle Rasse von Fischern, Jägern, Seefahrern, Hirten, die von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Zahl vermehrte, ihre Eigenschaften stärker herausbildete und sich in den ältesten Arier der Menschheit verwandelte«.

Woher wissen wir, daß sich die Dinge so und nicht anders zutrugen? Ganz einfach weil die angloskandinavische Ebene die einzige Gegend der Welt war, wo die Cromagnon-Rasse – und das hätte auch jeder anderen passieren können – die Lebensbedingungen antraf, die in der Lage waren, bei ihr diejenigen Änderungen zu bewirken, die uns die Anthropologie zeigt. Der *Homo spelaeus* hatte sich nämlich wie anderseits auch der *Homo priscus*, dessen Konstitution, von der Statur abgesehen, im wesentlichen diesselbe war, in einem kalten und trockenen Klima herangebildet. Er hatte schwarze Haare und Augen, wie sie der Mittelmeermensch noch heute hat und wie es die Regel für alle Menschengattungen ist. Die blonden Haare und blauen Augen, die den nordischen Menschen kennzeichnen, sind nichts anderes als ein Mangel an Farbstoffen wie der Albinismus und ebenso krankhaft wie dieser, wenn auch in geringerem Grade. Der Lymphatismus, der sich in einer Erhöhung der Zahl der Lymphgefäße, einer gewissen Weichheit der aufgeschwemmten Gewebe, blasser, blutarmer Hautfarbe, die sich bis zur Leichenblässe steigern kann, sehr dünner Haut, die die Adern bläulich durchschimmern läßt, bekundet, ist nicht nur eine individuelle

Anomalie, sondern eine erbliche Konstante. Nun ist das Blondsein nur als eine über sonnenlose Jahrtausende anhaltende Atrophie des Mechanismus zur Erzeugung dunkler Farbstoffe im Körper zu erklären, während der Lymphatismus nur aus der krankheitserregenden Eigenschaft einer über lange Zeit hinweg feuchtigkeitsgesättigten Umwelt entstehen kann. Mangel an Sonne und übermäßige Feuchtigkeit waren die Kennzeichen des Klimas der angloskandinavischen Ebene und nur dieser Landschaft.

2. *Die megalithische Wanderbewegung*

Wo sich heute die Nordseeküste befindet, ändert sich das Klima nicht abrupt. Es wird nur langsam und nur sehr weit landeinwärts kontinental. In den großen Wäldern, die an die Küstenebene grenzen, in Südschweden, in Dänemark, in Schleswig und sogar in Niedersachsen, ist die Sonne nicht viel stärker, wohl aber die Feuchtigkeit etwas geringer. Der – bereits blonde und lymphatische – *Homo spelaeus* strebt über diese Gegenden hinaus. Zunächst sucht er Bauholz, mit dem er seine Lebensbedingungen verbessern kann, von allem die starken Äste, ohne die er die Gerüste für seine Schiffe aus Leder nicht bauen könnte, die einzigen, die er aus Mangel an Metallen zu konstruieren imstande ist. Später läßt er sich in den Waldgebieten nieder und verändert sich leicht. Er bleibt daher nicht der jungsteinzeitlichen Kultur fremd, die sich zwischen –5500 und –4000 über ganz Europa und Nordafrika ausbreitet. Ja, er

ist sogar einer ihrer Schöpfer und ihr wichtigster Verbreiter.

Um das Jahr –4500 bewirken einerseits die auf die Eisschmelze zurückzuführende Hebung des Meeresspiegels und andererseits die in ganz Nordeuropa zu beobachtende Senkung des Bodens eine fortschreitende Überschwemmung der angloskandinavischen Ebene, von der bald nichts weiter übrig bleibt als ein Streifen sumpfiger Gebiete längs der gegenwärtigen Küste von Schleswig. Hier befindet sich gegenüber der damals gemeinsamen Mündung von Weser, Elbe und Eider eine fast runde Insel von 18 km Durchmesser, die durch das Felsmassiv von Helgoland geschützt wird. Je weiter das Wasser vordringt, um so mehr ziehen sich die Bewohner auf das Festland zurück. Werden sie von den Waldmenschen, die schon eine von der ihren verschiedene Geisteshaltung angenommen haben, schlecht aufgenommen? Oder sind die Flüchtlinge zu zahlreich, um sich hier alle endgültig niederlassen zu können, wie das wahrscheinlich ist, da es noch heute im schwedischen Dalarna und im deutschen Westfalen Bevölkerungsinseln gibt, die die Eigenschaften der Cromagnon-Rasse haben? Auf jeden Fall ist es eine Tatsache, daß sie massenweise in südlicher Richtung in See stechen, wohin schon, bereits lange vor der Katastrophe, mindestens von der Bretagne aus, Abenteuer suchende Seeleute gelangten. Ihre beweglichen Boote sind, ähnlich wie die Kajaks der Eskimos und die irischen Schiffe des Mittelalters, hochseegängig, und wir wissen dank den Resten von Hochsee-Fischen in den schwedischen *Kökkenmöddinger*, daß sie schon längst den Atlantik befuhren.

Die Spuren dieser Wanderungsbewegung sind leicht zu verfolgen. Man braucht sich nur an die zahllosen Denkmäler zu halten, die sie hinterließ. Sie haben die verschiedensten Formen, sind aber alle durch die Verwendung von mehrere Tonnen schweren Felsblöcken gekennzeichnet, die in Form von Säulen aufgerichtet sind, jene Menhire, die manchmal in Gestalt menschlicher Skulpturen bearbeitet, manchmal in Gruppen, Reihen oder Figuren – als Kromlechs – aufgestellt sind. Es gibt auch Dreier-Gruppen, bei denen zwei Menhire durch einen waagerecht liegenden Stein verbunden sind, und die Dolmen, jene tischförmigen Steingräber, deren gewaltige Steinplatte von zwei oder mehr Felsblöcken getragen wird und die sich manchmal zu Ganggräbern vereinen. Ganze Anlagen kunstvoll zusammengestellter Steine sieht man in Stonehenge und Windmill Hill in England oder in den Kultstätten Gantija, Hagar Qim und Mnajdra auf Malta und schließlich sogar ganze Festungsanlagen wie in Los Millares in Spanien.

Die ältesten dieser Steingräber scheinen die Ganggräber der Bretagne zu sein, deren Herkunft nach der C-14-Methode aus der Zeit zwischen den Jahren –4800 und –3350 bestimmt wurde. Zwei Zeitbestimmungen von Trümmern, die in einer Nebenkammer des megalithischen Grabhügels von Saint-Michel (in der Nähe von Carnac in der Bretagne) gefunden wurden, ergeben allerdings die Jahreszahlen –7030 und –6650, aber man sollte sie nur unter Vorbehalt erwähnen, denn es ist unwahrscheinlich, daß es zu jener Zeit in der Nähe der Fundstelle Wälder

gegeben hat, in denen man das Hartholz für Hebebäume hätte beschaffen können, ohne welche die Aufrichtung von Felsblöcken im Gewicht von mehreren Tonnen nicht möglich ist. In England werden die dort *long barrows* genannten Ganggräber auf das Jahr –4200 zurückgeführt und die viel kunstvolleren von Stonehenge auf –2600 in ihrer ersten Phase. In Spanien erscheinen die Dolmen im Jahr –4200, während die Anlage von Los Millares aus dem Jahr –2900 stammt. Auf Malta erstreckt sich die Bauzeit der Steindenkmäler von –4000 bis –3000. Natürlich sind das alles nur Annäherungswerte, und zwar nicht nur wegen der Ungenauigkeit der angewandten Zeitbestimmungs-Methode, sondern auch weil dieser als Grundlage ausschließlich Reste organischer Stoffe dienen, die in oder bei den fraglichen Bauwerken gefunden wurden und die also älter oder jünger als die Bauwerke selbst sein können.

Großsteingräber befinden sich im Südwesten Schwedens, an der Ostküste Dänemarks, in Schleswig-Holstein, im Innern Deutschlands (von Ostpreußen bis Holland und vor allem in Niedersachsen und Westfalen, wo, wie wir gesehen haben, noch ein dem Cromagnon-Menschen sehr ähnlicher Menschenschlag lebt), in Frankreich (fast ausschließlich westlich einer Linie, die sich von der Mündung der Seine bis zu derjenigen der Rhone zieht), in England, auf der Iberischen Halbinsel, in Italien (Lombardei und das Gebiet von Otranto) und auf den westlichen Mittelmeer-Inseln Korsika, Sardinien, Balearen und Malta. Ihr verstärktes Auftreten an den Küsten und (in Frankreich) längs der Flußläufe zeigt deutlich, daß es sich bei ihren Erbauern

um ein Volk von Seefahrern handelte. Nur in Deutschland finden wir sie weit landeinwärts. Es darf auch nicht verwundern, daß es sie an der Küste von Schleswig-Holstein nicht gibt, da wir ja wissen, daß diese erst vom Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. stammt. Die Insel, die es damals noch vor dieser Küste gab, muß zu jener Zeit schon die Hauptstadt der Megalithiker gewesen sein, wie sie später diejenige der Nordmeervölker wurde. Auf dem Festland wird sie von der befestigten Stadt Büdelsdorf beschützt, die im Jahr –2900 in einer Windung der Eider errichtet wurde.

Die ältesten Überreste von Menschen, die an den europäischen Küsten in Ganggräbern und Dolmen gefunden wurden, stammen von Cromagnon- und Mittelmeermenschen, verfeinerten Nachkommen der Chancelade-Menschen. In den jüngsten Schichten, die aus der oberen Jungsteinzeit stammen, erscheinen außer Angehörigen der kurzschädligen Rasse, die in Europa eindringt, Menschen, deren Typ dem der heutigen Nordländer sehr ähnlich ist. Es sind die Nachkommen der Cromagnon-Menschen, die sich in den Waldgebieten angesiedelt hatten, wo ihre Gesichter länger und schmaler wurden. Sie waren es wahrscheinlich, die die Großsteingräber im Innern Deutschlands errichteten. Sie waren jene Männer mit der Streitaxt, die in einer nicht genau ermittelten Zeit zwischen dem Jahr –2500 und dem Beginn des 2. Jahrtausends v.d.Zw. unter dem Befehl Odins in Skandinavien einfielen und sich dort mit den Menschen vom Meer vermengten, die das Land nicht verlassen hatten. Ihre Anwesenheit in West- und

Südeuropa hängt offenbar mit dem Bernsteinhandel zusammen, auf den wir noch zu sprechen kommen werden.

Für die Tatsache, daß die Erbauer der Großsteingräber in Europa Seefahrer waren, gibt es einen noch überzeugenderen Beweis als die Lage der Menhire und Dolmen an den Küsten und Flußufern. Das Mittelmeer ist nämlich für sie kein Hindernis. Man begegnet ihnen in Nordafrika (ja sogar einige in Mali, Senegal, im Sudan und Abessinien), an den Ufern des Schwarzen Meeres, vor allem der Krim, in Palästina, Jordanien, im Jemen, in Indien (auf dem westlichen Küstenstreifen bis Ceylon und im Dekhan), in China, Korea, wo sie besonders zahlreich und ansehnlich sind, und sogar in Polynesien. Seit dem 3. Jahrtausend v.d.Zw. verfügen sie außerdem über Schiffe aus Holz mit Segeln und Rudern, die die Hochsee befahren können. Die Schiffe von den Kykladen – ihr erhöhter Bug wird von der Darstellung eines Fisches geziert – beherrschen bereits im Jahr –2500 das Ägäische Meer, und die Überlieferung berichtet, daß es Danaos war, der das erste Kriegsschiff, den von 50 Rudern angetriebenen Pentekontor, baute. Eine Mastaba der VI. ägyptischen Dynastie, die etwa aus dem Jahr –2400 stammt, zeigt uns ein sehr gut konstruiertes Schiff mit erhöhtem Bug und Heck, und ein 500 Jahre jüngerer Papyrus erwähnt unter dem Titel »Vom Schiffbruch« ein 60 m langes und 20 m breites Schiff, das eine Besatzung von 120 Mann hatte.

Um das Jahr –4500 wird Nordafrika von Menschen der Cromagnon- und der Chancelade-Rasse bewohnt, die sich hier noch weniger als in Europa voneinander unterschei-

den. Ihnen werden die Kulturen von Capsa (Gafsa) und Oran sowie die Höhlenzeichnungen der Sahara zugeschrieben, die um das Jahr –6000 erscheinen. Sie sind es, die Ägypten vor den großen semitischen Invasionen von –2270 die Herrscher seiner ersten sechs Dynastien stellen. Natürlich haben sie schwarzes Haar und ebensolche Augen. Wir kennen nicht das genaue Datum, wann sich ihnen die aus dem Norden kommenden und bereits blond und blauäugig gewordenen Cromagnon-Menschen überordneten. Malereien aus der III. Dynastie (–3000 bis –2723) zeigen uns erstmalig deren Anwesenheit. Die darauf dargestellten Personen niederen Standes (Ackerbauern, Hirten, Schiffer und Gaukler) haben jedoch rötlich schimmerndes Haar, affenartige Gesichter und einen oben stark abgeflachten Schädel. Sie sind also nicht reinrassig, was auf einen schon längeren Aufenthalt ihrer Vorfahren auf afrikanischem Boden schließen läßt. Möglicherweise handelt es sich um Kriegsgefangene, die den Ägyptern beim Angriff auf ihr Land unter der Herrschaft von Necherophes um das Jahr –3000 in die Hände fielen. Die Angreifer waren Libyer, wie sie später von den Griechen genannt wurden. Um –2723 verheiratet sich Snefru, der Gründer der IV. Dynastie, mit einer libyschen Prinzessin, und sein Sohn Cheops, der Erbauer der nach ihm benannten Pyramide, hat eine blonde Tochter, die auf den farbigen Reliefs der Zeit dargestellt ist. Sein Nachfolger Didufri (auch: Dedefre) ist blond und blauäugig und anscheinend ein Ausländer. Das sind jedoch alles nur vereinzelte und ungenaue Hinweise.

Die Lage wandelt sich mit der VI. Dynastie. Im 24. Jahr-

hundert v.d.Zw. nämlich beginnen einige Inschriften die Tamehu zu erwähnen, Menschen von hohem Wuchs, blond und blauäugig, langschädlig, mit schmalem Gesicht und gewölbtem Kopf, die in ganz Nordafrika wohnen, vom Fayum-See an der Westgrenze Ägyptens bis zum Atlantik, wo sie die Kanarischen Inseln besetzt halten. Später geben zahlreiche Malereien (Abb. 2), Skulpturen und Inschriften, die sich über 3000 Jahre verteilen, von ihnen völlig übereinstimmende Darstellungen und Beschreibungen, die von den Texten der griechischen und ägyptischen Geschichtsschreiber bestätigt werden. Wir wissen, daß im Lauf dieser



Abb. 2: Ein Tamehu auf einer Freske der Königsgräber von Biban el Moluk, Ägypten (um das Jahr –2000).

Zeit viele Pharaonen ihre Frauen unter den Libyern wählen, z.B. Amenophis III. von der XVIII. Dynastie, dessen Sohn Amenophis IV. (Gatte der Nofretete) den Sonnenkult wieder einführte. Daher das blonde Haar – und nicht etwa das »entfärbte«, wie es in einer 1977 in Paris gemachten Untersuchung hieß – von Ramses II., dessen Vater, Seti I., eine Prinzessin aus der vorhergehenden königlichen Familie, wahrscheinlich eine Enkelin von Amenophis III. geheiratet hatte.

Obwohl die Nachkommen der Erbauer der Großsteingräber wahrscheinlich einen Teil der vorher vorhandenen dunkleren Bevölkerung aufgesaugt haben, werden sie noch bis in die Zeiten Roms hinein blond bleiben. Die Guanchen auf den Kanarischen Inseln, die vor Vermischung besser geschützt sind, werden ihre Rassenmerkmale bis zur Ankunft der Spanier im 15. Jahrhundert vollkommen bewahren. Unter den Berbern, die sich seit Jahrhunderten mit Negern und Arabern vermischt haben, sieht man noch heute zahlreiche Personen mit blondem Haar und blauen Augen. Im Gegensatz zu dem, was gelegentlich behauptet wird, stellten die Cromagnon-Menschen Europas und Nordafrikas – die blonden und die dunklen – eine einzige Rasse dar. Die serologischen Unterschiede zwischen ihnen kommen von der Vermischung der letzteren. Wie die Pigmentation und der Wuchs ist auch die Blutzusammensetzung erblich, aber unbeständig, und die genetische Mischung ruft häufig eine Rückkehr der Nachkommen der Blutgruppe A zur (ursprünglichen und undifferenzierten) Gruppe 0 hervor. Das ist der Fall bei 75% der Normannen

und bei allen Guayakí in Paraguay – die ja beide von Skandinaviern abstammen – wie auch bei dem größeren Teil der Ägypter (deren Mumien auch nach diesem Gesichtspunkt untersucht werden konnten) und der Berber von heute.

Die Ausbreitung der Libyer oder Hamiten, d.h. der »Nordmenschen« (denn das ist die Bedeutung dieses Ausdrucks), die schon den ganzen Westen Nordafrikas bevölkert und kultiviert haben, setzt sich bald nach –3000 fort. Von den Ägyptern zurückgeschlagen, wenden sie sich dem östlichen Mittelmeer zu. Die griechischen Überlieferungen lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Die Mythologie, in der diese Ausbreitung zum Ausdruck kommt, hat Solano Peña Guzmán von dem Gesichtspunkt des Problems aus, der uns hier interessiert, in großartiger Weise in seinem Werk[2] untersucht, das – in Argentinien herausgegeben – noch nicht die verdiente internationale Verbreitung gefunden hat. Poseidon, der nordische Gott des Meeres, und die Göttin Libya hatten zwei Söhne, Belos, den ersten König Libyens, und Agenor, den ersten König von Tyrus. Im 25. Jahrhundert v.d.Zw. kam es zu einem Konflikt, als Danaos, des Belos Sohn, sich weigerte, seine 50 weißen Töchter den ebenso vielen, aber farbigen Söhnen seines ägyptischen königlichen »Bruders« anzutrauen. Um seine Rasse reinzuhalten, zog es der weiße Libyer vor, mit den Seinen sein Land zu verlassen. Er stach in See, landete im Hafen von Lerna in der griechischen Landschaft Argolis und bat den örtlichen pelasgischen König um Asyl. Seine Nachkommen nahmen den ganzen Peloponnes und danach

Böotien in Besitz, wo sie (im 22. Jahrhundert v.d.Zw.) die Stadt Orchomenos gründeten, Mykenä, Tiryns und Sparta ihre ersten Dynastien gaben und sich dann gen Norden, nach dem Epirus und Mazedonien, wandten. So unterwarfen sie die Pelasger, die kurzschädligen Urbewohner Griechenlands von alpiner Rasse, die wir wahrscheinlich mit der »alteuropäischen« Zivilisation in Zusammenhang bringen müssen, die nach kürzlich in Rumänien entdeckten Tempeln und Schrifttäfelchen bis ins 5. Jahrtausend v.d.Zw. und noch weiter zurückreicht. Die Nachkommen des Agenor eroberten Palästina und ließen sich in Troas, der Landschaft an der Nordwestküste Kleinasiens nieder. Aber sie nahmen auch Kreta ein (König Minos war ein Sohn der Europa, Tochter des Libyers, und des Asterions, eines Nachkommen von Belos) und gründeten in Böotien die Stadt Theben, deren erster König Kadmos, ein Sohn des Agenor, Harmonia heiratete, die Tochter der Nymphe Elektra (Bernstein), Enkelin des Atlas und Schwester von Jason und Dardanos. Dieser letztere bemächtigte sich, im 22. Jahrhundert v.d.Zw. von Samothrake kommend, Trojas (nach der archäologischen Definierung handelte es sich um Troja II), wobei er sich der Hilfe der hyperboreischen Äoler bediente (von denen wir noch sprechen werden), verheiratete sich mit der Tochter des besiegten Königs Teukros, baute die Stadt wieder auf und gab ihr ihre Zyklopenmauern.

Vielleicht muß man den Libyern auch die sumerische Kultur und die (mit dieser verwandte) des Indus-Tales (Harappa und Mohendjo-Daro) vor der Ankunft der wedi-

schen Arier zuschreiben. Aber das sind bis jetzt nur Hypothesen, die allerdings gründlich belegt sind, und wenn es auch nur durch das Vorhandensein von Großsteingräbern an der Westküste Indiens und, wie wir gesehen haben, noch weiter östlich wäre.

3. Die Züge der Hyperboreer

Während der von uns zusammengefaßt geschilderten Ereignisse leben die Nordmenschen auf ihren Festlandsgebieten und auf der Insel, die der Überschwemmung der angloskandinavischen Ebene entging, in einem Überfluß, der sich mit der Entwicklung ihrer Kultur noch steigert. Ursprung dieses Wohlstandes ist fraglos der Reichtum der Wälder an jagdbarem Wild und der Fortschritt von Ackerbau und Viehzucht in einer Zeit, in der das Klima immer günstiger wird. Aber auch der Handel spielt eine wichtige Rolle. Der früher unbekannte Bernstein (die ältesten Funde stammen aus Höhlen der Altsteinzeit) erscheint als Folge der oben erwähnten geologischen Störungen in beträchtlichen Mengen. Die Eider (bei den alten Griechen als Eridanos bekannt) führt dieses aus den Nadelwäldern des Eozäns stammende versteinerte Harz das ganze Jahr über und lagert die Stücke auf den Sandbänken ab, die sich zwischen ihrer Mündung und der gegenüber liegenden Insel erstrecken. Auch an den Küsten der Ostsee wird Bernstein gefunden. Da er leichter zu bearbeiten ist als Metalle und Edelsteine, wird der Bernstein etwa seit

Beginn des 3. Jahrtausends v.d.Zw., d.h. seit der Zeit, da es Käufer gibt, die kultiviert genug sind, um ihn zu schätzen zu wissen, und reich genug, um ihn bezahlen zu können, zu einem Exportartikel von höchster Bedeutung. Man fand ihn in den Dolmen von Frankreich, England (auch in Stonehenge) und Spanien, in den Königsgräbern der VI. Dynastie Ägyptens (-2500), in Kleinasien (einschließlich Trojas) in Gräbern, die von -2500 bis -2300 angelegt wurden, in Mykenä (-1500 bis -1200) und an vielen anderen Orten mehr. Den Umfang dieses Handels beleuchtet eine Aufzeichnung aus der Regierung des ägyptischen Königs Thutmosis III. (-1504 bis -1450 v.d.Zw.), die die Einfuhr (bei einer einzigen Reise!) von 8943 Pfund Bernstein verzeichnet. Das sind mehr als vier Tonnen! Die Gegenlieferung bestand aus Fertigwaren aller Art und vor allem Gold.

Um diesen umfangreichen Warenaustausch zu ermöglichen, waren nicht nur Käufer und Verkäufer, sondern auch Zwischenhändler nötig, die die verschiedenen Märkte genau kannten. Tatsächlich endeten die beiden Bernsteinstraßen, die von den Meeren im Norden zum Mittelmeer führten, in Griechenland, wo die Libyer die Waren übernahmen. Diese Libyer unterhielten einerseits enge Beziehungen zu Ägypten und Mesopotamien, hatten aber anderseits auch den Kontakt mit der alten Heimat im Norden nicht verloren. Der Beweis dafür ist gleichzeitig eine Bestätigung der irischen Legende, die berichtet, daß Hibernia um die Mitte des 3. Jahrtausends v.d.Zw. die aus Spanien kommenden »Söhne des Partolon« und später die Nemeder

habe landen gesehen, die über Skythien aus Griechenland kamen. Diese beiden Bernsteinstraßen (s. Karte, Abb. 3) benutzen im wesentlichen den Wasserweg. Die eine, die an der Eider-Mündung beginnt, führt den Rhein entlang, überquert die Alpen und gelangt über etruskisches Gebiet den Po entlang ans Adriatische Meer. Von dort erreichen die Schiffe übers Meer den Hafen von Pilos im Peleponnes, von wo aus der Bernstein nach Kreta und Ägypten weiter verladen wird. Die andere Straße, die an der Ostsee beginnt, benutzt den Lauf der Weichsel und Donau, um ans Schwarze Meer zu gelangen, über welches die Ware einerseits nach Kolchis am Fuß des Kaukasus gebracht und

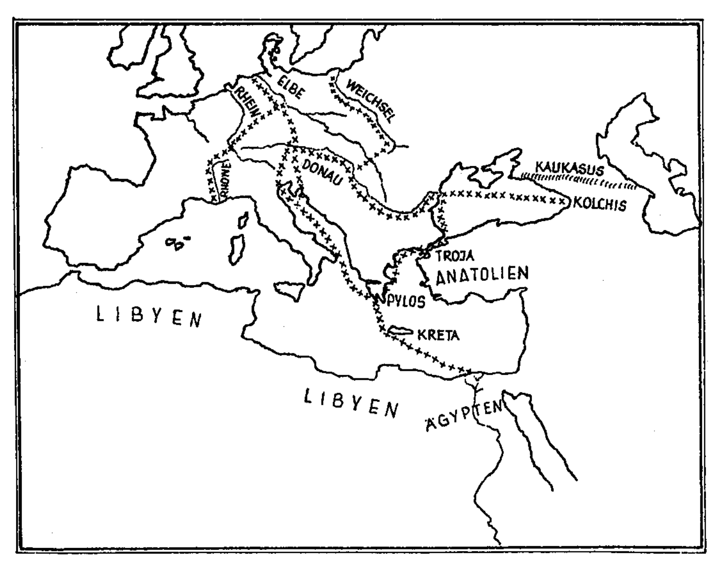


Abb. 3: Karte der Bernsteinstraßen.

von hier aus über den ganzen Mittleren Osten verteilt wird, andererseits durch den Hellespont, dessen Ausfahrt zum Mittelmeer von der befestigten Stadt Troja bewacht wird, nach Attika kommt. Am Rande sei vermerkt, daß die Anwesenheit der Libyer in Kolchis die Ähnlichkeit der baskischen Sprache sowohl mit derjenigen der Berber als auch mit verschiedenen kaukasischen Sprachen erklärt.

Die Hyperboreer – nennen wir sie von nun an bei dem Namen, unter dem die Griechen sie kannten – besuchen also schon seit langem Mittel- und Südosteuropa, als sie um das Jahr –2200 auf den Bernsteinstraßen eine von Kampfwagen beschützte Vorausabteilung nach Griechenland, Thrazien und Anatolien schicken. Sie lassen sich in Thessalien fest nieder und besetzen bald den ganzen Norden der hellenischen Halbinsel. In Kleinasien gründen sie das Hethiter-Reich und weiter östlich die Königreiche der Huriten, Mitanni und Kassiten und verbünden sich mit dem Libyer Dardanos, um Troja zu erobern und wiederaufzubauen. In beiden Fällen handelt es sich für sie darum, feste Sperriegel zu schaffen, um die Masse ihrer Streitkräfte, die bald – zu Beginn des 2. Jahrtausends v.d.Zw. – weiter nördlich zur Eroberung Persiens und Indiens antreten werden, vor jedem Gegenangriff zu schützen. Tatsächlich wird Griechenland so neutralisiert. Die Hyksos fallen in Ägypten ein. Es handelt sich um eine Vereinigung aus Hyperboreern, Kanaanitern und Hebräern, eindeutig geführt von den Erstgenannten, wie aus ihrer militärischen Taktik (Einsatz leichter Streitwagen) und ihren Waffen (zum Teil aus Eisen) hervorgeht. Chaldäa fällt in die

Hände der von Hethitern unterstützten Kassiten. Die Aristokratie – aber nur diese – beider Völker ist hyperboreischer Herkunft. Sie verfügen über die gleichen Mittel wie die Hirtenkönige der Hyksos. So ist der Weg für die Arier frei, die nach einem Zug von zehn Jahren auf das Hochland des Pamir gelangen und in das Indus-Tal eindringen, wo sie die Städte Harappa und Mohendjo-Daro zerstören, nicht ohne daß sich ein bedeutender Teil ihrer Marschkolonnen endgültig in Persien niedergelassen hat.

Daß es sich in sämtlichen Fällen um Hyperboreer handelt, läßt sich nicht bezweifeln, seit es der Sprachkunde gelang, die ursprüngliche indoeuropäische Sprache wiederherzustellen, den Ursprung der germanischen, slawischen, griechischen, iranischen Sprache und des Sanskrit, um nur die hauptsächlichsten zu nennen. Alle haben die Worte gemein, die sich auf die nordische Flora und Fauna beziehen: Buche, Birke und Eiche, Bär, Hirsch, Fuchs, Wolf, Storch, Lachs usw. Höchstens einige der entsprechenden Wörter änderten nach den Gesetzen der Semantik ihre Bedeutung, als das Zend und das Sanskrit in so ganz verschiedener Umgebung entstanden. Andererseits sind die Namen von Tieren warmer Gegenden (Löwe, Tiger, Elefant, Nashorn, Krokodil, Kamel usw.) jüngere Leihgaben von Sprachen anderen Ursprungs oder künstliche Wortbildungen. Die Keramik und Metallbearbeitung (besonders die Form der Schwerter) bestätigen die Erkenntnisse der Philologie.

In Griechenland hatten die Äoler – ganz wenige an Zahl, denn es handelte sich nur um einen winzigen Teil der nach

Indien ziehenden Hyperboreer – keine größere Schwierigkeit, die Libyer zu unterwerfen, die im Norden nur die politische und militärische Führerschicht einer Bevölkerung bildeten, die in ihrer Masse pelasgisch geblieben war. Es scheint, daß sich ihre Beziehungen zu dieser später nicht befriedigend entwickelten. Im 15. Jahrhundert v.d.Zw. zwang sie nämlich eine Volkserhebung, sich auf die Grenze zwischen Thessalien und Mazedonien zurückzuziehen und sich am Olymp zu verschanzen. Dort widerstanden sie jahrelang den vielfachen Überfällen der Pelasger. War es Zufall oder das Ergebnis eines Hilferufes? Tatsache ist jedenfalls, daß eine bedeutende Streitmacht der Hyperboreer über das Adriatische Meer kommt, sich mit den libyschen Städten verbündet und die Belagerten befreit. Es sind die Achäer. Schnell bemächtigen sie sich des ganzen griechischen Festlandes, des Peloponnes und dann auch – dank ihrer mächtigen Flotte – der Inseln. Sie machen sogar Einfälle in Libyen, die in der griechischen Mythologie durch den Kampf des Herakles mit Antäus symbolisiert werden, dem blonden und blauäugigen nordafrikanischen Riesen, Sohn des Poseidon und der Gäa (Abb. 4). Die Vereinigung der drei Gruppen langschädliger, blonder Menschen vollzieht sich in kurzer Zeit. Das geht soweit, daß Streitkräfte libyscher Herkunft gegen Troja an der Seite der Hellenen kämpfen werden, gewiß manchmal nicht ohne Zaudern wie im Fall des Achilles. Das politische und geo-ökonomische Interesse siegt über die verwandtschaftlichen Beziehungen. Denn Troja – das Troja VIIa der Archäologen – liegt an einem sich zu den Dardanellen

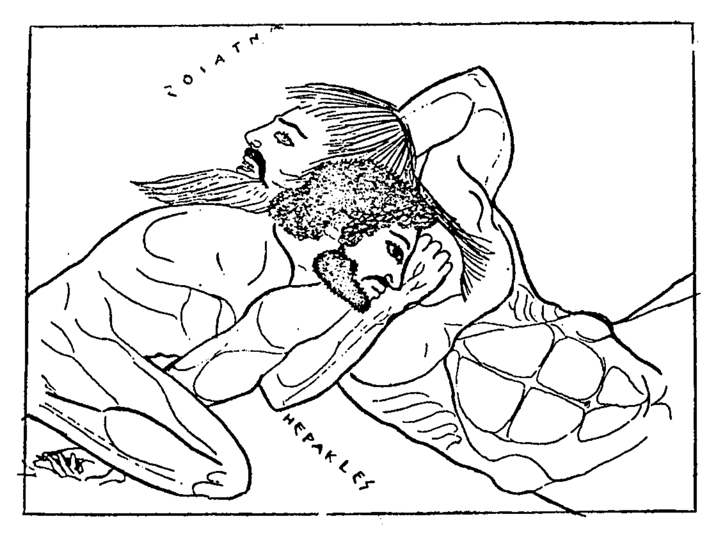


Abb. 4: Kampf zwischen Herakles und Antäus.

öffnenden weiten Golf, der heute mit Flußanschwemmungen ausgefüllt ist, und kontrolliert die Meerenge, durch die eine der Bernsteinstraßen führt. Es muß eingenommen werden. Die achäischen Streitkräfte tun es zu Beginn des 13. Jahrhunderts v.d.Zw.* und stecken es in Brand. Das goldene Zeitalter der mykenischen Kultur hat seinen Gipfelpunkt erreicht. Es vergehen weitere 80 Jahre, während

*Das Datum der Einnahme Trojas wurde, nachdem man es lange viel später angenommen hatte, erst vor wenigen Jahren rekonstruiert. Aber es war auch früher schon bekannt, wie man aus einer örtlichen Überlieferung schließen kann, die einem Trojaner namens Tholus, Überlebendem der Katastrophe, die Gründung von Toulouse (Frankreich) im Jahr 1273 v.d.Zw. zuschreibt[3].

welcher Homer die Ilias und Odyssee schreibt, was also früher erfolgt, als man bisher annahm[4]. Dann tritt die Katastrophe ein, die niemand vorhersehen konnte.

Wenig mehr als zwanzig Jahre vor Ende des Jahrhunderts fällt das Feuer des Himmels gewaltsam über die Erde. Unser Planet wird vom Schweif des Kometen getroffen, den die griechischen Überlieferungen Phaeton und die ägyptischen Texte Sekhmet nennen. Sehr wahrscheinlich war es der Komet Halley im Jahr 1226 v.d.Zw.[5]. Die Luft ist verpestet und die Hitze unerträglich. Gewaltige Brände zerstören die Städte Griechenlands und Kleinasiens. Sie sind so heftig, daß auf Kreta die mit Inschriften in Linear B bedeckten Tontäfelchen im Königspalast von Knossos gebrannt werden (und uns so erhalten geblieben sind) und daß in Mesopotamien die Ziegel der Mauern von Assur glasig gebrannt werden. In der ganzen damals bekannten Welt brennen die Wälder, verdorren die Weiden, stirbt das Vieh. Die giftigen Gase und die Hitze und später der Hunger – die sieben Plagen Ägyptens in der Bibel – lassen in den schwerstbetroffenen Gegenden nur wenige Menschen überleben. So sind beispielsweise von 224 Städten des Peloponnes zu Beginn des 12. Jahrhunderts v.d.Zw. knapp 35 mit einer stark verminderten Bevölkerung übrig geblieben. Zu Feuer und Dürre kommen bald – Folge oder Zufall? – Erd- und Seebeben sowie Vulkanausbrüche, von denen einer, der von Thera-Santorin (Kykladen), bis heute in Erinnerung ist. Im Norden versinkt die Insel, die die Überflutung der angloskandinavischen Ebene überstanden hat, im Meer.

Einige Jahre, vielleicht auch nur Monate nach dem verheerenden Durchzug des Kometen Phaeton ziehen die Libyer Nordafrikas, deren blühendes Land sich in eine Wüste verwandelt hat, nach Ägypten, wo sie Nahrungsmittel anzutreffen hoffen. Sie finden Unterstützung durch die »Inselvölker des Nordens«, die Etrusker, Sardinier, Sizilianer, Lykier und Achäer. Die Truppen des Pharao Menep-tah von der XIX. Dynastie schlagen die Invasoren zurück, die rund 9000 Tote auf dem Schlachtfeld zurücklassen. Aber die nordischen Krieger, die an der Seite der Libyer gekämpft haben, sind nicht mehr als eine Vorhut. Und man weiß das in Ägypten, in Griechenland und in Kleinasien. Die Pharaonen verstärken ihre Flotte, schützen ihre Grenze mit einer festen Abwehrmauer und werben Söldner an. Die Hethiter schließen ein Militärbündnis mit Ägypten und errichten Befestigungen um ihre Hauptstadt Boghaz-Köy. Athen versieht seine Akropolis mit einer in höchster Eile errichteten eindrucksvollen Mauer, welchem Beispiel auch Mykene und Tiryns folgen. Tatsächlich rollen die Kolonnen von Karren und Streitwagen der Hyperboreer von Norden auf vielen Straßen heran, deren Verlauf sich durch die zurückgelassenen Grabstätten mit ihren Gaben von Griffzungenschwertern genau rekonstruieren läßt, während ihre Flotte durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer einläuft.

Im Jahr 1200 v.d.Zw. stellen die vereinigten Streitkräfte ihren Angriffsplan auf. Die Libyer und ihre Verbündeten aus dem vorhergehenden Feldzug, unter denen nur die Achäer und die Lykier fehlen, stellen sich an der West-

grenze Ägyptens bereit. Im Norden dringen die Dorier in Griechenland ein und besetzen das ganze Land mit Ausnahme von Athen, das erfolgreich Widerstand leistet, und setzen sich sodann in Besitz von Kreta, Rhodos und Zypern. Nach Überschreiten des Hellesponts besetzen andere Kampfgruppen, die aus den Hyperboreer-Stämmen der Phrst oder Peleset (Philister), den Sakar und Denen zusammengesetzt sind, ohne die Sardinier und die nicht identifizierten Meshwesh (vielleicht Korsen?) zu erwähnen, Troja (das Troja VIIb der Archäologen), von dem die Katastrophe nur Trümmer zurückgelassen hat. Alle diese Kräfte vereinigen sich in Amurru im Süden des heutigen Syriens und marschieren auf Ägypten. 1195 v.d.Zw. findet der Sturmangriff gleichzeitig von West und Ost statt, während eine mächtige Hyperboreer-Flotte ins Nildelta einläuft. An allen Fronten schlagen die Heere und Geschwader Ramses' III. die Verbündeten zurück. Die Dorier ziehen sich auf den Peloponnes und die ägäischen Inseln zurück, wo sie sich endgültig niederlassen. Die Philister gründen ein Königreich im Süden Palästinas. Bald beherrschen die Hyperboreer das östliche Mittelmeerbecken, das im 2. Buch Mosis »Meer der Philister« genannt wird. Aber das ist schon eine andere Geschichte.

4. Die Megalithkultur

Eine militärische Operation dieses Ausmaßes setzt einen sorgfältig ausgearbeiteten strategischen Plan und einen

Generalstab voraus, der fähig ist, ihn zu entwerfen und auszuführen, d.h. also einen gründlich organisierten Staat. Uns blieben daher die Tatsachen, die wir dank den Inschriften des von Ramses III. gebauten ägyptischen Tempels Medinet-Habu und einigen Papyri kennen, unverständlich, bis die Arbeiten von Jürgen Spanuth[5] den historischen Charakter dessen feststellten, was alle Welt bisher für Einbildung gehalten hatte: des Atlantis-Berichtes, den ein ägyptischer Priester aus Sais für Solon gemacht hatte und den Platon im *Kritias* und im *Timaios* aufgriff. Heute also wissen wir, daß die Erbauer der Großsteingräber und ihre Nachfahren einem dezentralisierten Reich angehörten, dessen Hauptstadt auf der – je nach den Autoren – Atlantis, Basileia, Elektris oder Abalus genannten Nordsee-Insel lag und dessen Hoheitsgebiet den nordischen Kulturkreis, die britischen Inseln, Europa bis zum Tyrrhenischen Meer mit dem bedeutenden Königreich Tartessos in Spanien und Libyen bis zur ägyptischen Grenze umfaßte. Zehn Könige der gleichen Familie, von denen einer, der in Basileia residierte, der *primus inter pares* war, regierten diese riesige Völkergemeinschaft. Sie fanden sich alle fünf oder sechs Jahre abwechselnd in ihren jeweiligen Hauptstädten zusammen, um ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß diese politische Ordnung sehr alt war, denn ohne einen zentralisierten Staat wäre weder der Bernsteinhandel denkbar gewesen, der auf die Anfänge des 3. Jahrtausends v.d.Zw. zurückgeht und eine komplexe sozioökonomische Organisation erfordert, noch der große Zug nach Persien

und Indien, der im 23. Jahrhundert v.d.Zw. großartig geplant und durchgeführt wurde.

Wir neigen dazu, unsere Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit für Wilde zu halten. Seit zwei Jahrhunderten hat man uns immerzu wiederholt, daß »das Licht aus dem Osten kommt«, so daß wir uns mit Überraschung davon überzeugen, daß es vor 5000 und vielleicht mehr Jahren in Europa bereits große Städte mit Gebäuden aus Stein gab, während die Ägypter gleichzeitig noch mit Lehmziegeln bauten, und daß einfache, aber sehr seetüchtige Schiffe die Ozeane schon im 5. Jahrtausend v.d.Zw. und wahrscheinlich noch viel früher befuhren. Die manchmal willkürliche Unterteilung der Vorgeschichte in Zeitalter ist andererseits ein Grund der Verwirrung. Das Paläolithikum (Altsteinzeit) läßt eher an bearbeitete Steine als an die Malereien von Lascaux denken und das Neolithikum (Jungsteinzeit) eher an polierte Steine als an Waffen aus Kupfer und sogar aus Bronze, die die Erbauer der Großsteingräber, oder doch wenigstens einige von ihnen, bereits verwendeten, während das sogenannte Bronzezeitalter die Waffen aus Eisen auszuschließen scheint, die die Hyperboreer jedoch bereits im Lauf der letzten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends v.d.Zw. herstellten.

Die Errichtung der Großsteingräber, die sich von einfachen steinernen Tischen bis zu Städten wie Basileia, Los Millares und Büdelsdorf und – über Stonehenge – bis zu den Tempeln von Malta entwickelt, setzt nicht nur technisch und architektonisch anerkennenswerte Kenntnisse, sondern auch einen Zustand der Wohlhabenheit voraus,

der mit einer Wirtschaft nur des Überlebens unvereinbar gewesen und ohne den die ungeheure Zahl von Arbeitskräften für diese Art von Vorhaben nie verfügbar gewesen wäre. Ja, die Kromlechs zeigen uns, daß die Baumeister, denen wir sie verdanken, über unglaubliche Kenntnisse[6] auf dem dreifachen Gebiet der Geometrie, der Geodäsie und der Astronomie verfügten. Zur Anfertigung ihrer Pläne benutzten sie die Zahl Pi und das pythagoreische Dreieck; sie verfügten über eine Maßeinheit, die megalithische Elle von 82,9 cm; sie berechneten in den Observatorien, die einige ihrer Bauwerke darstellten, die Eklipsen (Finsternisse) der Sonne und des Mondes dank der Beobachtung des Zyklus von 56 Jahren, an dessen Anfang und Ende die Positionen beider Gestirne übereinstimmen. So mag denn, wie Jürgen Spanuth[5] schreibt, Diodor von Sizilien, der viele alte, jetzt verlorene Werke für seine »Weltgeschichte« benützt hat, eine gute Erinnerung überliefern, wenn er berichtet: »Sie (die Atlanter) erzählen, daß Uranos als der erste König bei ihnen geherrscht und die zerstreut wohnenden Menschen in den Schutz einer umwallten Stadt zusammengezogen habe. Und die ihm untertänig waren, habe er der Gesetzlosigkeit und dem tierähnlichen Leben entwöhnt, indem er die Benutzung und Zubereitung der Feldfrüchte erfand und auch noch andere nützliche Erfindungen machte. Auch habe er die Herrschaft über die größten Teile der bewohnten Erde gewonnen, zumal über die Länder gegen West und Nord. Die Gestirne habe sorgfältig beobachtet und vieles vorausgesagt, was am Himmel geschehen werde, und so habe er

die Völker das Jahr beobachten gelehrt nach den Bewegungen der Sonne, und die Monate nach der des Mondes, sowie auch die verschiedenen Jahreszeiten.«

Mit der Erwähnung des Namens Uranus (Uranos) kommen wir zum religiösen Glauben der Megalithiker, den uns die Mythologie der Hyperboreer, Libyer und Griechen in großen Zügen rekonstruieren läßt. Am Anfang war die Mutter Erde, Symbol der Fruchtbarkeit und Schöpferkraft. Wir kennen sie unter den verschiedensten Namen: Nott, Freya und Nerth (Tacitus schreibt: Nerthus) bei den Nordländern; Neith bei den Libyern; Gaia oder Gäa, Rhea, Hera, Hestia, Demeter (Dialektform von Gemeter) und Kybeles bei den Griechen; Klito im Atlantis-Bericht. Ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse sind nicht ganz klar, einmal wegen der Vielzahl der Personifizierungen, die sie im Lauf der Zeiten erfuhr, zum andern wegen der Vermischung von Glaubenslehren und Religionen, die sich in Griechenland mit den Invasionen der Libyer und Hyperboreer und in Nord-Europa mit dem Erscheinen der Streitaxt-Männer ergab, die die Asen, jene schon als Begriff durchaus männlichen Götter, mitbrachten. So entstanden zahlreiche Paare, als welche Götter und Göttinnen des verschiedensten Ursprungs zusammengebracht wurden. Um nicht auf Einzelheiten einzugehen, die bei unserer Untersuchung nicht interessieren, sei lediglich erwähnt, daß die Mutter Erde Poseidon heiratet, der aus seiner Ehe mit Libya die Söhne Belos und Agenor hat, während aus der Verbindung seines Sohnes Okeanos mit Tethys Atlas hervorgeht. Uranos kommt mit den Äolern nach Griechen-

land und tritt als Gatte von Gäa an die Stelle Poseidons. Zeus ist der Hauptgott der Achäer, die in ihm den Vater der Pallas Athene und des Apollon sehen, dem die Dorier später eine besondere Bedeutung beimessen werden.

Poseidon, der Gott des Meeres und daher auch der Seefahrer, ist der Hauptgott der Großsteingräberleute, die ausziehen, noch ehe die Streitaxt-Männer kommen und ihren Odin durchsetzen. Der Name, den er in Griechenland trägt, und der von *posis* (Gatte) und *De* (einer Dialekt-Form von *Ge*, wie wir gesehen haben) kommt, ist neueren Datums. In Libyen kennt man ihn als Nethun, der über die Etrusker nach Rom gelangt, wo er sich in Neptunus (Neptun) verwandelt. Die Edda erwähnt ihn unter dem Namen Nyördhr, nicht ohne zu erläutern, daß derselbe im Himmel auf dem »für Schiffe bestimmten Platz« Nóatún lebe. Die Ähnlichkeit zwischen Nethun und Nóatún mag kein Zufall sein. Die Friesen ihrerseits nennen ihn Fosite, wovon sich der Name Fositesland ableitet, wie im Mittelalter die Insel Helgoland, d.h. der letzte Rest der im Meer versunkenen angloskandinavischen Ebene, genannt wurde. Nach den ägyptischen Texten, die von Priestern von Sais für Solon übersetzt und von Platon übernommen wurden, gingen aus der Verbindung von Poseidon mit der Mutter Erde fünf Zwillingspaare hervor, unter ihnen Atlas und Gadiros, von denen der Erstgenannte der erste König von Atlantis, der andere der erste König von Tartessos in Spanien wurde. In der megalithischen Mythologie ist Poseidon unter dem Namen Er oder Ir der Gott der Säule, die den Himmel trägt, eine Rolle, die die griechische Mytholo-

gie dem gleichfalls Er genannten Atlas zuschreibt, der von Zeus dazu verurteilt wurde, im Bernsteinland mit ausgebreiteten Armen das Universum zu stützen.

Die Überordnung der Asen über die Wanen und die spätere Vereinigung der beiden Götter-»Familien« kennzeichnete in Hellas ebenso wie wenig vorher in Nordeuropa den Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat. Gewiß verschwindet die Mutter Erde nicht – noch in Rom wird man den Kult der *Magna Mater* pflegen –, aber sie ist doch schon nicht mehr als die Gattin des Hauptgottes. Das bedeutet keinen absoluten Wechsel der Autorität – in Familie und Stamm haben immer die Männer den Befehl gehabt –, aber doch die Ersetzung der mütterlichen Abstammung durch die väterliche. Für die Megalithiker und später für die Libyer ist die Zeugung, bei der der männliche Teil nur eine sekundäre, gewissermaßen instrumentale Rolle spielt, das Werk der Frau. Für die Hyperboreer (nach dem Auftreten der Streitaxt-Männer) und später die Äoler, die Achäer und Dorier ist sie nur Sache des Mannes, dem das Weib nur als nährendes Empfangsorgan seines Samens dient. Daher einerseits eine Verstärkung der männlichen Werte und andererseits eine zunehmende und vor allem geregelte Unterordnung der Frau unter den Mann. Der *hieros gamos* (die heilige Hochzeit) des Nyördhr und der Nerth (Poseidon und Klito) symbolisiert diesen vermischenden Vorgang, der sich auf menschlicher Ebene nicht ohne Konflikte abspielte.

Eine besondere Erwähnung muß zwei Göttergestalten der hellenischen Mythologie vorbehalten bleiben, die mit

den uns hier interessierenden historischen Ereignissen eng verbunden sind. Die eine ist die Neith der Libyer, die Mutter Erde, die die Megalithiker im Norden Nerth nennen. Der Name Athene, den sie in Hellas annimmt, hat in der griechischen Sprache keinerlei Bedeutung. Aber in der Sprache der Friesen, des eng mit den Hyperboreern verbundenen Nordseevolkes, bedeutet *athen* »wer als Freund kommt«. Das *Ura Linda*-Buch, dessen Echtheit zweifelhaft ist – sein 1933 veröffentlichtes und von 1256 datiertes Manuskript soll eine Kopie von Texten sein, die in ihren ältesten Teilen bis auf das Jahr 559 v.d.Zw. zurückgehen –, das aber jedenfalls Überlieferungen alten Ursprungs wiederzugeben scheint, berichtet, daß sich eine Superiorin der jungfräulichen Priesterinnen von Walhallagara (heute: Walcheren, Insel vor der niederländischen Provinz Seeland) mit ihren Getreuen um das Jahr 1600 v.d.Zw. in Attika niederließ. Sie nannte sich Min-Erva (unter welchem Namen die Römer die Göttin kannten), und die Seefahrer gaben ihr den Beinamen Nyhellenia. In Griechenland verwandelt sie sich als Athene, die zunächst *Tritogenia* (die von Triton gezeugte) genannt wurde, in die Tochter des Zeus und der Metis, einer Tochter des Okeanos. Schließlich läßt man sie (ohne weibliche Beteiligung) dem Kopf des Gottes entspringen. Sie bleibt trotzdem Libyerin. Sie führt die Olive in Hellas ein, sie erfindet den Pflug, und sie bringt den Griechen zusammen mit Poseidon den Schiffbau und die Zähmung des Pferdes bei. Auf sie – und auf Dionysos, den am Fuß des Berges Nysos in Libyen geborenen Gott des Weines, den die Mythologie umgeben

von Pan, Satyrn, Faunen und Selenen (sämtlich mit Bocksbeinen) darstellt – ist auch der Widder-Kult mit Mittelpunkt in Siwa (Libyen) zurückzuführen, der sich so weit durchsetzt, daß Zeus bald die Hörner des Amon trägt. Als Schutz übernimmt die Göttin das Ziegenfell, das eine Figur auf der Insel Gorgona schmückt, und bedeckt damit den Körper ihrer Gefährtin Pallas, die sie zufällig tötet und deren Namen sie dem ihren hinzufügt. Das Bildnis der Pallas, das sie formt, wird in der Festung Troja aufgestellt und bringt der Stadt Glück. Nach Troja gebracht hat es – zumindest nach einer der darüber vorhandenen Versionen – die Atlanterin Elektra (»Bernstein«). Den Achäern gelingt es, das Bildnis zu rauben und nach Argos zu bringen, was sie siegreich werden läßt. Über den Ursprung Athenes gibt es also zwei Überlieferungen: die eine läßt sie – wenn der Bericht darüber vertrauenswürdig ist – aus dem Norden kommen, der andere aus Libyen. Die Synthese ist leicht, da wir wissen, daß ein guter Teil der Bevölkerung Nordafrikas aus der angloskandinavischen Ebene kam und ein Bestandteil des Atlanter-Reiches war, dessen Hauptstadt Basileia in der Nordsee war.

Die andere Göttergestalt, deren bloßes Vorhandensein und deren Rolle im Rahmen der historischen Umformung der Werte kennzeichnend sind, ist Apollo: ein rein hyperboreischer Gott, ein Sonnengott, den die Äoler in Griechenland einführen und den die Dorier und die Philister annehmen oder selbst mitbringen. Und doch wird man in Nord-Europa schwerlich seine Spuren finden. Dort ist nämlich die Sonne (Sól in Skandinavien, Sunna bei den

Festlands-Germanen) eine weibliche Gottheit, die den Sonnenwagen mit dem Gestirn des Tages führt. Den Hyperboreern muß das gar nicht recht gewesen sein, aber die Schöpfungs-Mythen waren wahrscheinlich zu stark verwurzelt, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu ändern. Es gelang ihnen lediglich, die Göttin in dem fraglichen Wagen durch eine goldene Scheibe zu ersetzen. Die endgültige Operation konnten nur die Wanderungsbewegungen zustande bringen, und es war auf diesem Weg, daß unter den Etruskern der Gott Apulus erschien. Sein Name scheint vom indoeuropäischen *abel* abgeleitet (Apfel, altnordisch *apaldr*, althochdeutsch *apful*, gälisch *aballo*, englisch *apple*). Diese Frucht symbolisiert den Bernstein, der möglicherweise zumindest teilweise in Kugelform exportiert wurde[2]. Pytheas nennt die Bernstein-Insel Abalus, und dies ist der alte Name von Atlantis.

Die von den Libyern und Hyperboreern in Griechenland eingeführten Göttinnen und Götter vergessen schließlich ihre Herkunft. Bei der Einnahme und dem Wiederaufbau von Troja II arbeiten Poseidon (die Libyer) und Apollo (die Äoler) zusammen. Tausend Jahre später, während des berühmten Trojanischen Krieges, ergreift die Libyerin athene die Partei der Achäer, während der Hyperboreer Apollo sich auf die Seite der Trojaner stellt. Die Einheit bekundet sich sogar in der Teilung, die der Streit unter den Göttern hervorruft.

Für uns ist Troja nicht nur der Schauplatz dieser so aufschlußreichen mythologischen Entwicklungen, auch nicht bloß das Thema der unvergleichlichen Dichtung

Homers und schon gar nicht allein der Riegel vor dem Hellespont auf einer der Bernsteinstraßen und Preis eines zehnjährigen Krieges. Für uns ist Troja viel mehr. Schon sein Name nämlich erklärt seinen Ursprung besser als alle unsere bisher angestellten Untersuchungen: »Asgard«, heißt es in der Edda, »das auch Troja genannt wurde . . .«

In dem von uns dargelegten Zusammenhang stellt die Tatsache, daß das Troja der Griechen einen der Namen der mythischen Götterburg des Nordens trägt, einen gültigen Beweis für die Herkunft seiner Bewohner dar. Und mehr noch, wenn wir wissen, daß Asgard »in der Ebene von Ida«[8] lag und daß sich in der Umgebung Trojas der Berg Ida erhob, wo Rhea Kybele (Mutter Erde) und ihr Gefährte, Gott Pan, verehrt wurden. Nun hat Jürgen Spanuth[5] aufgezeigt, daß das Heiligtum, das als Modell diente, um den Ort zu beschreiben, wo die Asen lebten, dasjenige von Basileia auf der Insel Atlantis war, ein Tempel-Palast, der (darin stimmen Homer und Platon überein) in Form eines Labyrinths gebaut war, d. h. umgeben von kreisförmigen, konzentrischen Mauern. Die deutsche Sprache bezeichnet die labyrinthartigen Anlagen der Frühzeit als »Trojaburgen«. Die Ruinen von Stonehenge erlauben uns noch heute, uns einen Begriff davon zu machen, was diese Trojaburgen waren, diese Sonnentempel, in denen zu jedem Frühlingsanfang die »heilige Hochzeit« des ersten Götterpaares wiederholt und die Zeremonie des Neuen Feuers festlich begangen wurde. In ihrer Mitte erhob sich eine Säule, die die Stütze des Himmelsgewölbes symboli-

sierte und manchmal von einer Spirale gekrönt wurde, von der zu sprechen wir noch Gelegenheit haben werden.

Dieses Übereinstimmen der Ortsbezeichnungen und der Architektur zwischen Basileia und Troja braucht uns nicht zu erstaunen. Alle Völker, die die Einheimischen des fraglichen Gebietes unterwarfen, kamen in aufeinander folgenden Wellen aus den Ländern des Nordens, deren Hauptstadt auf der Insel Atlantis lag. Und dank Platon wissen wir, daß diese Völker im 2. Jahrtausend v.d.Zw. eine aus zehn Königreichen bestehende Gemeinschaft bildeten, die »Libyen bis Ägypten und Europa bis Tyrrhenien« umfaßte, ohne von den Inseln des »inneren Meeres« (des Mittelmeers) zu sprechen, und die von den Nachkommen der zehn Söhne Poseidons regiert wurde. Ein vorgeschobener Posten an einem strategisch wichtigen Punkt an einer der Bernsteinstraßen war Troja.

5. *Die prähistorischen Runen*

Es ist noch gar nicht lange her, daß zugegeben wurde – zugegeben werden mußte –, die europäischen Schriften seien – ebenso wie die Megalithkultur – aus dem Osten gekommen. Die Phönizier hätten das Alphabet erfunden. Einer von ihnen, Kadmos, habe es in Griechenland eingeführt, von wo es, leicht verändert, nach Rom und schließlich, zu Beginn unseres Zeitalters, wiederum abgewandelt, in den barbarischen Norden gelangt sei. Die Alten jedoch waren sich der Richtigkeit dieser gewagten Legende nicht

so sicher. »Durch ihre Niederlassung in Böotien« schreibt Herodot[9], »brachten die Phönizier zahlreiche Künste und Wissenschaften nach Griechenland, wie zum Beispiel das Alphabet, das die Hellenen, wie ich glaube, bis dahin nicht kannten.« Diodoros Siculus[10] präzisiert, daß nach kretischer Überlieferung die Bewohner von Tyrus und Sidon nicht die alphabetische Schrift erfunden, sondern sie lediglich in ihrer Form verändert hätten. Und Tacitus[11] geht noch viel weiter, wenn er erklärt: »Die Phönizier haben behauptet, die Schrift erfunden zu haben, die sie lediglich übernahmen«. Andererseits wissen wir dank den Arbeiten von Jürgen Spanuth[5], auf die wir uns hier beziehen, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. einige Nordmeervölker, die Sakar und die Philister, die, von den Ägyptern zurückgeworfen, Königreiche im Libanon und in Palästina gründeten, eine Schrift hatten, wie das in bezug auf die Erstgenannten der Papyrus *Wen Amun* bestätigt, der vom Anfang des 11. Jahrhunderts v.d.Zw. datiert, also älter ist als die Vermischung der Hyperboreer, Libyer, Kanaaniter und Semiten, aus welcher die Phönizier entstehen sollten. Es ergibt sich daraus – im Augenblick nur als Hypothese – die umgekehrte Situation: die Nordländer haben im Libanon und in Palästina eine Runenschrift eingeführt, aus der die Phönizier ihr Alphabet machten. So würden sich, wie Spanuth sagt, die auffallenden Übereinstimmungen erklären, die es zwischen den Schriftzeichen der Phönizier, Griechen und Italiker auf der einen und den klassischen Runen auf der anderen Seite gibt.

Bleibt zu ergründen, ob die germanischen Völker der

Bronzezeit ein graphisches Ausdrucksmittel besaßen. Das ist – mit ganz wenigen Ausnahmen – stets geleugnet worden, wie das auch in bezug auf Mykenä der Fall war, bis (auch diese Bemerkung ist von Spanuth) kürzlich die Linear B-Schrift Kretas entziffert werden konnte. Wir haben jedoch einige handfeste Hinweise für eine gegenteilige Wirklichkeit. Im Buch Völuspa der Edda, der Zusammenstellung alter skandinavischer Überlieferungen, heißt es, daß nach der Ragnarök (Asgards Untergang) die Erde wieder auftauchen werde und daß »die Götter die wunderbaren Täfelchen wiederfinden werden, die seit dem Anfang der Tage ihr Eigentum waren«. Und im *Gylfaginning* steht, daß nach der Katastrophe die Götter »sich treffen und unterhalten, sich ihrer Runen erinnern und von den Begebenheiten ferner Tage sprechen, von der Midgard-Schlange und vom Fenris-Wolf. Sie finden im Gras die Täfelchen aus Gold wieder, die die Asen zum Beginn der Tage benutzten«. Um 300 v.d.Zw. – lesen wir bei Spanuth – berichtet Euhemeros von Messene in seiner »Heiligen Aufzeichnung«, »daß im nördlichen Ozean auf einer Insel ein altes Heiligtum stand, in dem goldene Tafeln aufbewahrt würden, auf denen die Geschichte der dortigen Könige in uralter Zeit aufgezeichnet seien.« Äschines berichtet um 400 v.d.Zw. in seinem Werk *Axiochos*, daß die Hyperboreer-Jungfrauen Argè und Opis »Bronzetäfelchen mit Inschriften der Erinnerung« nach Delos gebracht hätten. Platon schließlich erwähnt in seinem Atlantis-Bericht, das die Könige des Atlas-Reiches, wenn sie ein Urteil fällten, ihren Spruch auf ein goldenes Täfelchen

schrieben, das an der Wand hing. Diese Überlieferung, die wir irischen Skalden, griechischen Geschichtsschreibern und – über Solon und Platon – ägyptischen Priestern verdanken, dürfte schwerlich unbegründet sein.

Wir kennen zahlreiche lineare Gruppen alphabetähnlicher Zeichen, die in Stein, Elfenbein und Ren-Geweih eingegraben oder in Höhlen-Fresken gemalt sind, aus dem sogenannten »Magdalénien«, dem jüngsten Abschnitt des Jungpaläolithikums, stammen und daher das Werk des Cromagnon-Menschen oder seines Vettern, des Menschen von Laugerie-Chancelade, sind. Begnügen wir uns damit, die im Rahmen unserer Untersuchung kennzeichnendsten vorzustellen, deren Aufnahme und in manchen Fällen Entdeckung wir Maxime Gorce[12] verdanken, und eine andere, die Antonin Morlet[13] wiedergibt (Abb. 5). Sie sind aussagekräftiger als lange Kommentare. Fügen wir ihnen einige der Zeichen (Abb. 6) hinzu, die Edmond Piette[13] gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in der Höhle von Mas d'Azil so zahlreich auf Kieselsteine gemalt entdeckt hat, daß sie Anlaß zu einer allzu gewagten Hypothese gaben: es habe sich um Lehrmittel einer Schule gehandelt. Fast braucht man es nicht zu sagen, daß der unvorsichtige Wissenschaftler trotz des soliden Ansehens, das er sich mit seinen früheren Forschungen erworben hatte, von seinen lieben Kollegen geradezu mit Dreckkübeln von Gehässigkeit überschüttet wurde. Alphabetisch oder nicht, eine altsteinzeitliche Schrift gab es nicht, durfte es nicht geben! Noch heute traut sich Maxime Gorce[12] unter dem Eindruck der orientalen Spiegelfechtereien nicht, bei seiner Entdek-

kung von mehr als Vor-Schriften zu sprechen, ein Ausdruck, der völlig sinnlos ist: entweder sagt eine Zusammenstellung von Zeichen etwas aus und übermittelt es – dann handelt es sich um eine Schrift, oder sie hat nur – und das

Abb. 5: Paläolithische Inschriften nach Maxime Gorce[12] und Antonin Morlet[13].

Abb. 6: Alphabetische Schriftzeichen auf Kieselsteinen von Mas d'Azil nach Edmond Piette[14].

ist die Idee von Gorce – den Wert einer Gedächtnisstütze wie die Kerben, die die französischen Bäcker früher in ein Stück Holz machten (und in abgelegenen Gegenden noch heute machen), um sich die Einkäufe nicht bar zahlender Kunden zu merken, was nicht gestattet, ihnen den Wert einer Schrift oder auch nur »Vor-Schrift« beizumessen.

Auf den Großsteingräbern sieht man neben mehr oder weniger erkennbaren Figuren – Sonne, Schlange, Polyp, Schwert, Dolch, Pflug – und Zeichen, die – wie Kreuz und Bogen – zu einfach sind, um ihnen einen besonderen Sinn beizumessen, gewisse Zeichen, die gelegentlich als alphabetähnlich bezeichnet worden sind. Das ist besonders der Fall bei der Inschrift des Dolmens von Valencia (Spanien), die ausgesprochen runischen Anschein hat (Abb. 7). In

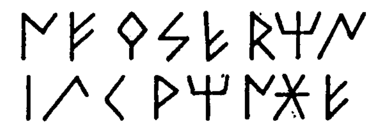


Abb. 7: Inschrift auf dem Dolmen von Valencia.

Ägypten konnte der berühmte Flinders Petrie[15] an Gegenständen aus der prädynastischen Epoche und aus derjenigen der ersten Dynastien 59 wiederholte Zeichen feststellen, die nichts mit den Hieroglyphen zu tun haben und sich in den Schriften der Iberischen Halbinsel und Kariens (Kleinasien) wiederfinden. 25 von ihnen (Abb. 8) haben die Form von Runen. Noch kennzeichnender ist der Fall der Inschriften von Alvão (Portugal) auf Terrakotta- und

Abb. 8: Alphabetische Schriftzeichen aus Ägypten (aus der prädynastischen und der Zeit der ersten Dynastien).

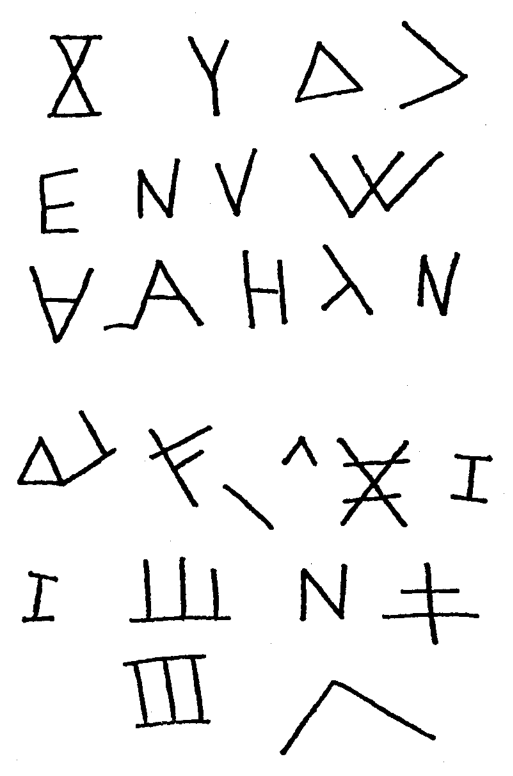


Abb. 9: Die Zeichen von Alvão nach Maxim Gorce[12].

Schiefertafeln, die man am Fuß von Grabhügeln einer bedeutenden Ansammlung derselben (rund 100) in diesem Gebiet fand. Ihre Zeichen (Abb. 9) scheinen direkt, aber in alphabetähnlicherer Form, von denen des »Magdalénien« abgeleitet zu sein. Sie machen den Eindruck, als seien sie der Übergang von diesen letzteren einerseits zu den klassischen Runen und andererseits zu der libyschen Schrift aus dem 1. Jahrhundert v.d.Zw. (s. Kasten in Abb. 10). Vielleicht ist sogar – soweit uns einige wenige Inschriften einen Vergleich gestatten – das Alphabet (oder das Silbenverzeichnis) von Turdetan, dem Vorläufer von Tartessos in Spanien, mit dem Libyschen verwandt, was auf alle in der uns interessierenden Epoche – der ausgehenden Neusteinzeit und der Bronzezeit – in Westeuropa und Nordafrika mit Ausnahme Ägyptens gebräuchlichen Systeme zutreffen würde.

In der erstgenannten dieser Regionen gibt es zwischen den Runen von Alvão und den Schriften, die mit Beginn der letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung schon silbenmäßig und alphabetisch sind, einige wenige, wahrscheinlich verspätete Gruppen von Schriftzeichen, die dem nordischen Kulturkreis angehören. Als Beispiel geben wir die von Seltsch im Egerland (Abb. 11) und die vom Hardangerfjord in Norwegen (Abb. 12). Den oben angeführten Zeugnissen fügen sich also konkrete Beweise für das Vor-

Abb. 10: Zum Vergleich: Zeichen von Alvão, klassische Runen und numidische Schriftzeichen.

Zeichen von Alvão	Runen	Numidische Schriftzeichen**
⧖		⧖
Y	ᚴ	Ч
Δ	ᚹ	⋊
>	>	⊐
E		∃
VΛ	V* Λ	VΛ
∀	A	
H	N	H
λ	ᚽ	
K	K	
ᛦ	ᛦ	⊱
X	X	X
+	+	+
ǂ	ᚠ	
⋇	✳	
I	ᛁ	ǀI
ш	ᛗ	ш
W		W
↑		T
	⚲*	∞

* Archaische Rune
** Nach 139 v.d.Zw. vom Altlibyschen abgeleitet

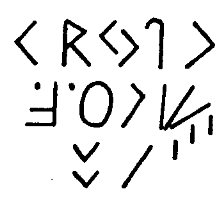


Abb. 11: Hyperboreische Runen-Inschrift von Seltsch nach Hermann Gauch, »Die Entstehung unserer Sprache und Schrift«, Heusenstamm, 1970.

Abb. 12: Hyperboreische Runen-Inschrift von Hardangerfjord nach Jürgen Spanuth[101].

handensein einer hyperboreischen Runenschrift an. Vielleicht müssen als solche auch (aus Gründen, die wir später erläutern werden) die Inschriften von Sherbrooke in Quebec (Abb. 13) gelten, die der Professor Georges Sotiroff[16] als Hypothese irgendeiner prähistorischen Wanderbewegung nordischer Seeleute zuschreiben möchte. Sie haben leider keinerlei Bezugnahme, die ihren Ursprung bestätigen würde. Ihre Auslegung stützt sich also allein auf die Form der Zeichen und auf die nahezu gewisse logische Schlußfolgerung, daß die Hyperboreer – wie später ihre Nachkommen, die Wikinger – das Vorhandensein Nordamerikas kannten und seine Küsten wenigstens sporadisch

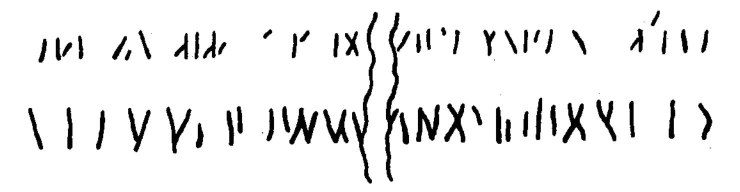


Abb. 13: Hyperboreische Runen-Inschrift von Sherbrooke (Quebec) nach dem »Journal Anthropologique du Canada«, vol. 13, Nr. 2, 1975.

aufsuchten. Das fast vollständige Fehlen schriftlicher Zeugnisse in Skandinavien und Nordwestdeutschland während der uns interessierenden Zeit ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Bewohner dieser Gebiete ihre Runen mit ganz wenigen Ausnahmen auf Holztäfelchen oder Streifen von Birkenrinde zu malen oder in diese einzuritzen pflegten. Wir werden bald einigen ergänzenden greifbaren Beweisen für das Vorhandensein einer hyperboreischen Schrift begegnen.

Vom Libyschen, wie es in Nordafrika in der Bronzezeit geschrieben wurde, wissen wir nichts mit Ausnahme seines Anfangs – den megalithischen Zeichen aus der Zeit der ersten ägyptischen Dynastien – und seines Endes, der im 3. Jahrhundert v.d.Zw. bestätigten numidischen Schrift. Auch dieses Phänomen hat seine Erklärung. Die Libyer mußten zum Schreiben Tontäfelchen wie im Vorderen Orient oder Papyrus wie in Ägypten verwenden, beide vergänglich, wenn nicht besondere Vorsorge getroffen wurde oder sich besondere Umstände ergaben. Wir wissen,

daß wir die Erhaltung der Tausenden von kretischen Tontäfelchen, die die Entzifferung der Linear-B-Schrift gestatteten, dem Brand des Palastes von Knossos verdanken. Die Libyer hatten auf der Insel Kreta ursprünglich eine Schrift verwendet, die wir heute noch nicht lesen können, die Linear-A, aus der die Linear-B abgeleitet wurde, als die griechische Sprache die hamitische der Ureinwohner ersetzte wie anderseits auch das in Troja II benutzte Silbenverzeichnis, das – leicht abgeändert – auf Zypern noch im ersten Jahrtausend v.d.Zw. in Gebrauch war.

Die Schriftsysteme der Megalithzeit dienten Sprachen zum Ausdruck, von denen wir nicht allzuviel wissen. Die Philologen sind sich höchstens darin einig, uns zu erklären, daß das Indoeuropäisch, die Grundlage der Sprachen, die heute die euroasiatischen Nachkommen der Cromagnon-Menschen benutzen, aus einer vorhergehenden agglutinierenden Sprache hervorgegangen ist. Nun haben die nordafrikanischen Vettern der Cromagnon-Menschen genau diesen Typ Sprache gebraucht und gebrauchen ihn noch heute: vom Ägypten der Pharaonen bis zum Maghreb von heute. Alles scheint also darauf hinzuweisen, daß die Cromagnon-Menschen eine Sprache hatten, deren Ableitungen im Süden ihre agglutinierende Struktur bewahrten, während sie im Norden flektierende Form annahmen. Außerdem ist die Verwandtschaft zwischen der ägyptischen und der indoeuropäischen Sprache gründlich festgestellt[17], und wir haben gesehen, daß die Schriftzeichen zum graphischen Ausdruck der Sprache anfänglich in den beiden Gebieten die gleichen waren. Man darf also wohl

annehmen, daß die Megalithiker indoeuropäisch sprachen, als sie sich auf der Iberischen Halbinsel und in Nordafrika mit den dunklen Cromagnon-Menschen vereinten, die die ursprüngliche agglutinierende Sprache bewahrt hatten, wie sie – Hamitisch genannt – noch heute in den Dialekten der Kopten und Berber fortbesteht. Außerdem verloren sie ihre eigene Sprache nicht, da sie sich ja mit den Griechen verständigten. Die Hieroglyphen, mit denen an den Wänden der königlichen Gräber von Biban el Moluk aus dem Jahr 2000 v.d.Zw. die verschiedenen Rassetypen des Nil-Reiches bezeichnet werden, geben den eigentlichen Ägyptern den eindeutig indogermanischen Namen Rotu*. Ihre Haut ist durch die Vermischung schon etwas gebräunt, und ihre körperliche Erscheinung ist ein Mittelding zwischen nordischem und mittelländischem Typ, aber sie werden auf den Fresken stets in Rot, das als Farbe des Nordens galt, dargestellt.

Die Tartessier hatten eine im iberischen Zusammenhang völlig ungewöhnliche Sprache, von der jedoch Einzelheiten unbekannt sind. Das gleiche gilt auch in historischer Zeit für das aus Tartessos hervorgegangene Königreich Turdetania. Was die Hyperboreer betrifft, die in die Balkanländer einfielen, so war ihre Sprache noch sehr weit von den germanischen Dialekten entfernt, deren sich später die Völker des Nordens bedienten. Sie unterschied sich sehr wenig von dem archaischen Griechisch, das, mit einheimi-

* nordisch *rauthr*, altgermanisch *roth*, lateinisch *rufus, ruber*, griechisch ἐρυθρός, sanskrit *rudhira*.

schen und libyschen Elementen vermischt, entstehen sollte. Wenn man die Odyssee liest, hat man den Eindruck, daß ihr Held und die Phäaken von Asgard-Atlantis keinerlei Schwierigkeit hatten, sich miteinander zu verständigen.

Die Griechen von Kreta und Mykenä gebrauchten jedoch noch nicht das Alphabet, das sie sich später von den Phöniziern ausleihen sollten (nicht ohne es abzuändern), sondern die Silbenzeichen der Linear-B-Schrift, die die Zeichen der Linear-A aus libyscher Zeit ersetzt hatte. Im böotischen Orchomenos dagegen scheinen – nach der leider einzigen erhaltenen Inschrift auf einer Vase (Abb. 14) zu urteilen – die libyschen Zeichen in Gebrauch gewesen zu sein. Es waren die Nordseevölker, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. das System der Schrift einführten, das sich im 8. Jahrhundert v.d.Zw. in Hellas durchsetzen sollte. Ihre hyperboreischen Vorfahren, die Nachkommen der Megalithiker, denen die Inschriften von Alvão zu verdanken sind, Ursprung der Alphabete der Phönizier, Griechen und anderer, konnten also schreiben.

Abb. 14: Libysche Inschrift von Orchomenos nach Gauch, op. cit.

6. Fragen und Antwort

Die vorstehenden Untersuchungen erlauben uns, jetzt den Rahmen der Forschungen abzustecken, die Gegenstand unserer folgenden Kapitel sind. Gegen Ende der letzten Eiszeit ließen sich die Cromagnon-Menschen, die sich – dem Ren folgend – nach Norden zurückgezogen hatten, in der von Sümpfen und Nebeln gekennzeichneten weiten Ebene nieder, die damals Skandinavien mit den britischen Inseln und dem Kontinent bis zur Bretagne verband. Dort erwarben oder verstärkten sie im Lauf der Jahrtausende das energische und kalte Temperament ihrer Rasse und wurden physisch blond und physiologisch lymphatisch. Gegen Mitte des 5. Jahrtausends v.d.Zw. zwang sie die Überschwemmung ihres Lebensgebietes, von dem bald nichts anderes übrig blieb als die große Insel gegenüber der Eider- und Wesermündung, sich auf das Festland zurückzuziehen. Aus dem einen oder anderen Grund fühlten sich die Seeleute, zu denen sie inzwischen geworden waren, in den Wäldern nicht behaglich und machten sich mit ihren Fellbooten nach Süden auf. Sie waren gewiß keine Wilden, aber wir kennen das Niveau ihrer politischen Organisation nicht. Was wir wissen, ist, daß sie die Küstengebiete Europas und Nordafrikas kolonisierten, nicht ohne entlang den Flüssen zum Teil tief ins Landesinnere vorzudringen. Die von ihnen zurückgelassenen Großsteingräber sind der Beweis dafür.

Der Zweck dieser frühen Baudenkmäler erregte vor mehr als hundert Jahren eine Auseinandersetzung, die

noch lange nicht beendet ist. In bezug auf die Kromlechs (Steinkreise) haben die jüngsten Entdeckungen der Professoren Rolf Müller, Alexander Thom und Gerald S. Hawkins[6] das Problem gelöst: es waren Sonnentempel, die auf der Grundlage fortgeschrittener astronomischer Kenntnisse erbaut wurden. Der Fall der Steinreihen ist zweifelhafter. Aber die Tatsache, daß sie aus Menhiren bestehen, jenen aufgerichteten Steinen, von denen wir noch sprechen werden, macht einen gleichfalls kultischen Zweck wahrscheinlich. Noch umstrittener sind die Dolmen. Die meisten Prähistoriker wollen in ihnen noch immer Gräber sehen, obwohl viele derselben keine menschlichen Überreste enthalten oder je enthalten haben und die in anderen gefundenen Knochen viel späteren Epochen angehören. Die befriedigendste Erklärung gibt nach unserem Dafürhalten Fernand Niel[18]: Die Erbauer der Großsteingräber handelten wie die christlichen Entdecker und Eroberer des 16. und 17. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, die in allen von ihnen kolonisierten Gebieten Kirchen bauten. Danach wären die Dolmen auch eine Art Gotteshaus. Man legte in ihnen gelegentlich auch Gräber an, wie in den katholischen Kirchen, ohne daß es sich ausschließlich um Grabdenkmäler gehandelt hätte.

Die megalithische Architektur entwickelte sich im Lauf der Jahrtausende. Die ursprünglich nur aus drei natürlichen oder wenig bearbeiteten Felsblöcken errichteten Dolmen wurden zu eindrucksvollen Tempeln wie in Malta oder zu ganzen Städten wie im spanischen Los Millares und in Büdelsdorf. Man begann, die Menhire, ursprünglich rohe

Steinblöcke, zu behauen und sie zu Statuen zu formen. Es ist übrigens unmöglich zu bestimmen, in welcher Zeit die Bauten aufhörten, megalithisch zu sein. Noch gegen Ende der Bronzezeit entsprechen die Bauwerke Mykenäs in vieler Hinsicht den tausend Jahre zuvor gültigen Regeln.

Außer den fraglichen Baudenkmälern ist uns fast nicht über die nordischen Auswanderer bekannt, die sich in Westeuropa niederließen, mit Ausnahme des Königreichs Tartessos in Südspanien, dessen Bestehen gegen Ende des 2. Jahrtausends v.d.Zw. Platon erwähnt. Besser unterrichtet sind wir über diejenigen, die nach Nordafrika gelangten und sich dort ansiedelten, die Libyer. Wir wissen, daß sie Ägypten erstmals um das Jahr –3000 angriffen. Schon im 3. Jahrtausend v.d.Zw. werden sie auf Fresken mit dem Aussehen hochzivilisierter Menschen dargestellt. Wir wissen auch, daß sie gleichfalls um das Jahr –3000 Griechenland besetzten und sich dort dauerhaft niederließen. Der Bernsteinhandel, der im Mittelmeerbecken vor dem Jahr –2500 begann, verstärkte die Verbindungen mit der alten nordischen Heimat. Das war etwa um die gleiche Zeit, als dort die Vereinigung der Männer des Meeres mit den Männern des Waldes (oder der Streitaxt) die Wanderungsbewegungen derjenigen auslöste, die die Griechen Hyperboreer nannten, unter ihnen die Äoler und die Achäer, die Hellas besetzten, obwohl dort bereits die Libyer waren, mit denen sie – nicht ohne Konflikte – zusammenlebten, um sie allmählich aufzusaugen. Die Einnahme Trojas am Eingang zum Schwarzen Meer, durch welches eine der beiden Bernsteinstraßen führte, durch Libyer und Äoler stellt, wie wir

sehen werden, eine für uns einzigartig wichtige Episode dieses historischen Prozesses dar. Tausend Jahre später zogen die Nordseevölker – unter ihnen Philister und Dorier – aus als Folge des Versinkens der Insel Atlantis, auf der sich die Hauptstadt des riesigen Reiches erhob, das ganz West- und Südeuropa sowie Nordafrika mit Ausnahme nur von Ägypten umfaßte. Es handelte sich – zumindest im 2. Jahrtausend v.d.Zw. und wahrscheinlich auch schon lange vorher – um die von Basileia aus regierte Föderation von zehn Königreichen, die ihre nordische Aristokratie in allen wesentlichen Dingen an der gleichen Kultur teilhaben ließ. Als Beweise genügten uns neben der perfekten Planung der einander folgenden Wanderungsbewegungen die Einheitlichkeit des Glaubens und der religiösen Symbole wie auch der Bewaffnung, die sich u.a. darin bekundet, daß (um das Jahr –1200) die Libyer genau die gleichen Streitwagen benutzten wie die eigentlichen Hyperboreer.

Eine derartig weit entwickelte und ein riesiges Territorium umfassende politische Organisation wäre ohne schriftliche Kommunikationsmittel undenkbar. Ebensowenig wäre zu verstehen, wie die Ergebnisse umfangreicher und schwieriger astronomischer Beobachtungen über lange Zeiträume hinweg ohne irgendwelche Art von Aufzeichnungen hätten aufbewahrt und ausgewertet werden können. Tatsächlich erwähnen die skandinavischen Überlieferungen das Vorhandensein von Runen schon lange vor der Zeit der Wikinger. Ja, wir wissen sogar dank der Paläoarchäologie, daß der Mensch von Laugerie-Chancelade und sein Vetter, der Cromagnon-Mensch, linienförmig ange-

ordnete Zeichen verwendeten, die eine Schrift *sui generis* darstellten. In einigen megalithischen Baudenkmälern oder ihrer Umgebung wie in Alvão tauchen weiter entwickelte Zeichen auf, die von den vorhergehenden abgeleitet sind und sowohl die libyschen Schriftzeichen ankündigen als auch die klassischen Runen, denen übrigens im nordischen Kulturraum der Bronzezeit einige runenähnliche Gruppen vorangehen. Trotzdem bleibt in unserem Wissen eine beträchtliche Lücke zwischen der oder den prähistorischen Schriften einerseits und denen der historischen Völker des östlichen Mittelmeers, Nordeuropas und des Maghrebs andererseits. Aber wir sind auch noch weit davon entfernt, das Thema erschöpft zu haben.

Die Erbauer der Großsteingräber beschränkten nämlich ihre Unternehmen nicht auf den soeben abgesteckten geographischen Rahmen. Sie drangen viel weiter nach Osten vor, vielleicht bis Polynesien. Und in westlicher Richtung? Ist es denkbar, daß diese kühnen Seefahrer, die sich auf dem Pazifik bis nach Korea vorwagten (was erwiesen ist), den Atlantik nur an seinen europäischen und afrikanischen Küsten befahren haben sollten? Ist es möglich, daß sich ihre Hochsee-Fischereifahrzeuge niemals dazu verleiten ließen, einem Fischschwarm von Norwegen oder der Bretagne aus bis Terranova auf der amerikanischen Seite des Ozeans zu verfolgen? Sollte keines ihrer Schiffe, mit denen sie die Gewässer der Kanarischen Inseln befuhren, von Strömung und Winden an die mexikanische Küste getrieben oder vom Sturm dorthin verschlagen worden sein? Ist es nicht logisch, die Hypothese aufzustellen,

daß diese erprobten Seefahrer in Amerika ihren Nachkommen, den Wikingern, vorangingen? Indem wir den Spuren dieser letzteren auf einer nun schon mehr als 30 Jahre anhaltenden Suche[19] nachgingen, haben wir die Antwort auf die soeben gestellten Fragen gefunden.

II.

ARGENTINIENS MENHIRE

1. Was hatten sie zu bedeuten?

Menhire sind, wie wir gesehen haben, einfache Felsblöcke, häufig roh, manchmal behauen, viel höher als breit und künstlich aufgerichtet. Ihre Höhe reicht von einigen Dutzend Zentimetern bis zu 20,60 m wie bei demjenigen von Locmariaquer in der Bretagne, dessen oberer Teil abgebrochen ist, so daß er früher eine Höhe von 23 m gehabt haben mag. Man findet sie einzeln, zu zweit und in Gruppen. Einige Zusammenstellungen – auch das wurde bereits erwähnt – sind sogenannte Kromlechs (Steinkreise).

Archäologen und Schriftsteller haben sich – besonders seit dem vorigen Jahrhundert – lebhaft bemüht, den Sinn und Zweck dieser rohen oder kaum geglätteten Steine zu entdecken. Der Neigung zur Vereinfachung folgend (die gar nicht so neu ist) begnügte man sich meist damit, nur einen einzigen solchen Zweck herauszufinden. So wollte man in ihnen Phallus-Symbole, Grenzpfähle, Kennzeich-

nungen für Grabstätten, Sonnenuhren oder gar Blitzableiter sehen. Wahrscheinlich ist die Erklärung wesentlich komplexer. Alles, was wir dazu sagen können, ist, daß sie *monumenta* waren, Denkmale im wahrsten Sinne des Wortes, Male, die an etwas denken lassen sollten, an transzendente Dinge des Glaubens, an Personen (göttliche oder menschliche) oder bestimmte Vorgänge. Sie entsprachen also einem – im weitesten Sinn – kultischen Bedürfnis.

Einige Menhire von mehr oder weniger phallischer Form waren fraglos mit dem Fruchtbarkeitskult verbunden. Daniel Riba[20] erwähnt in seiner Untersuchung der Großsteingräber von Korsika, die auch für uns bemerkenswert ist, die wir weder mit seinen Prämissen noch mit all seinen Schlußfolgerungen einverstanden sind, unter vielen anderen einige typische Fälle von noch im vergangenen, ja sogar in diesem Jahrhundert gültigen Gebräuchen, die dies bestätigen: »In Poubeau (Hoch-Garonne) hatte der *Caillaou d' Arriba Pardin* genannte Menhir die Macht, Frauen, die ihren Leib an ihm rieben, fruchtbar zu machen . . .; in Escout (Atlantische Pyrenäen) hatte ein merkwürdiger Stein phallischen Aussehens den Ruf, Frauen fruchtbar zu machen, wenn sie nackt auf ihm ritten; in Draché (Indre-et-Loire) hatte ein *la Pierre percée* genannter, 3,50 m hoher Menhir ein Loch von etwa 30 cm Durchmesser: die Jungfrauen waren gewiß, Kinder zu bekommen, wenn der Bräutigam sein Heiratsversprechen durch die Öffnung im Stein machte; impotente Männer mußten bei Vollmond vollkommen nackt um den *le Vaisseau* (Mécen, Carnac) genannten Menhir herumlaufen, um ihre Manneskraft

zurückzuerlangen; in Locronan (Finistère) gibt der *Jument de pierre* unfruchtbaren Frauen die Möglichkeit von Mutterfreuden, wenn sie sich auf ihn setzen; usw.« Es handelte sich übrigens nicht immer um die menschliche Fruchtbarkeit. Der aufgerichtete und eingegrabene Menhir habe, schreibt Daniel Riba, »eine doppelte Rolle gespielt: die sichtbaren Naturkräfte anzuziehen und die Muttererde symbolisch zu befruchten«. In diesem Sinne schreiben Edmond Coarer-Kalondan und Gwezenn Dana[21]: »So unglaublich das auch scheinen mag, gibt es eine gehörig nachgeprüfte Bauernweisheit Jahreszeit auf Jahreszeit und Jahr auf Jahr: die Ernten auf einem Feld, auf dem sich ein Megalith befindet, sind reichlicher und besser als die anderen.« Für uns ist wichtig, daß die Bauern daran glauben. In Korsika, fügt Riba hinzu, ließen die Hirten, um gute Weiden zu bekommen, den Menhir von Luzzipeiu, ehe er in eine Kapelle von Calenzana gebracht wurde, sich um seine eigene Achse drehen.

Als die Menschen des Neolithikums (um –3000) anfangen, einigen Menhiren eindeutig menschliche Formen zu geben, ist es am häufigsten die Mutter Erde mit dem Eulengesicht, die dargestellt wird. Aber sie ist es nicht allein, und männliche Gottheiten begleiten sie manchmal, wie sich das gehört. Der aufgerichtete Stein stellt in vielen Fällen – und immer, wenn er sich im Mittelpunkt eines Steinkreises befindet – die Himmelssäule der Hyperboreer dar. Scymnos von Chios[22], der Geograph aus dem 1. Jahrhundert v.d.Zw., schreibt in einem ihm zugeschriebenen Werk: »Die Kelten haben griechische Sitten . . . Am

äußersten Rand ihres Landes befindet sich eine sogenannte ›Säule des Nordens‹ . . . Sie erhebt sich über dem von Wellen bewegten Meer. Die Bewohner der benachbarten Gegenden sind die letzten Kelten und die Veneter.« Es müßte sich also um einen Menhir des französischen Departements Morbihan (Bretagne), wahrscheinlich um den von Locmariaquer, handeln, und die Griechen, die von ihm hörten, zögerten nicht, ihn mit ihren eigenen heiligen Steinen in Verbindung zu bringen, obwohl diese schon häufig Menhire in Form von Statuen waren. Pausanias, schreibt Fernand Niel[18], bezieht sich auf einen Stein in Orchomenes in Böotien, der einen Sonnengott symbolisierte, auf einen unbehauenen Stein in Hieta, gleichfalls in Böotien, der ein Bildnis des Herakles war, und einen anderen in Testies im gleichen Gebiet, der als älteste und am meisten verehrte Darstellung von Eros galt. Selbst die Hebräer errichteten unter dem Einfluß der Ägypter und danach der Philister, die den Säulenkult aus dem Norden mitgebracht hatten, ihrem Gott Jahwe zu Ehren Steine wie den, den Josua[23] bei seiner Ankunft in Palästina unter einer Steineiche aufrichten ließ.

Es war damals schon lange her, daß in Westeuropa – um –3000, d.h. also zu Beginn der Bronzezeit – die Menhire manchmal die Gestalt von Statuen oder Pfeiler-statuen (wie in den Grabhöhlen des Marnetals) oder von Grabsteinen angenommen hatten. Seit damals hatte sich dieser neue Stil über das ganze Mittelmeerbecken verbreitet. Es sind einige 400 Menhir-Statuen in Frankreich, der Iberischen Halbinsel, Italien, Griechenland, Rumänien, Bulga-

rien und sogar an den Küsten des Schwarzen Meeres bekannt. Die jüngsten (in Korsika, aber dies ist ein Sonderfall) gehen bis auf das Jahr –1000 zurück, also auf eine Zeit nach der Invasion der Nord- und Seevölker. Und dort stellen sie nicht mehr Götter, sondern Kriegshelden dar. Zwischen den Menhiren aus rohem oder nur gerade geglättetem Stein und den Menhir-Statuen liegen – rein technisch gesehen – die behauenen Menhire, d.h. diejenigen, die auf einer oder mehreren Seiten verschiedene Figuren, im allgemeinen eingraviert, tragen. In Europa sind sie selten. Dort ist es nicht immer einfach, sie von einigen nur angedeuteten oder stark verwitterten Menhir-Statuen zu unterscheiden. Von ihnen scheinen die Obelisken Ägyptens herzurühren, die jedoch wohl durchaus eine Gattung für sich darstellen.

Die kreisförmigen, elliptischen oder sogar (entgegen der etymologischen Bedeutung des Begriffes) viereckigen Kromlechs und überhaupt alle Zusammenstellungen von Menhiren waren bis vor kurzem eines der großen Rätsel der Vorgeschichte. Der größte Teil der Archäologen maß ihnen mehr intuitiv als aus Überlegung und mangels einer besseren Erklärung einen zeremoniellen Zweck bei. Und sie hatten damit sogar Recht. Aber dank den Arbeiten der Professoren Rolf Müller, Alexander Thom und Gerald S. Hawkins[6] wissen wir heute, daß diese Denkmäler zumindest in einigen Fällen astronomische Observatorien waren, deren Errichtung außerordentlich fortgeschrittene Kenntnisse erforderte, und daß die hier abgehaltenen Zeremonien auf der Grundlage der Bewegungen der Gestirne,

ganz besonders der Sonne, einer pantheistischen Weltanschauung entsprachen.

Auch die in Südamerika zusammengestellten Menhire haben zumindest in einigen Fällen astronomische Bedeutung (Abb. 15). Es berührt eigenartig, daß, während man sich in Europa erst während der letzten Jahrzehnte über die wirkliche Bedeutung der dort gefundenen Kromlechs klar wurde, der Pater José de Acosta[24], einer der ersten Chronisten der Zeit der spanischen Konquista, bereits im 16. Jahrhundert diejenige der südamerikanischen Steinsetzungen kannte. »Um den Jahresablauf genau und richtig zu berechnen«, schreibt der Pater, »benutzten die *amautas* (die Gelehrten der inkaischen Welt) diese Einrichtung, von der es in den die Stadt Cuzco umgebenden Bergen (wo sich

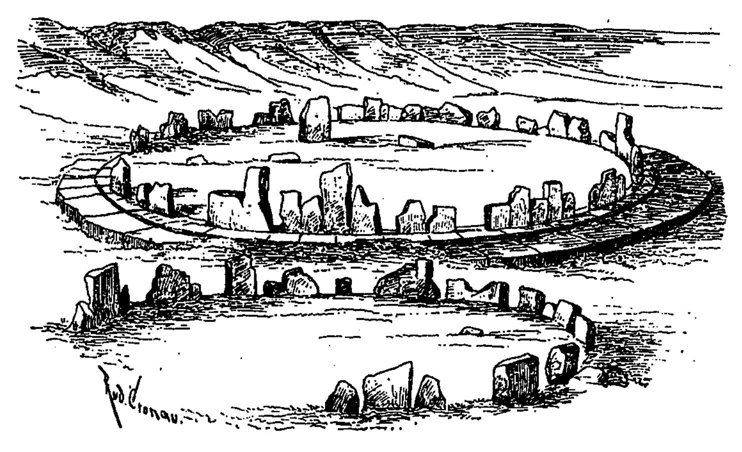


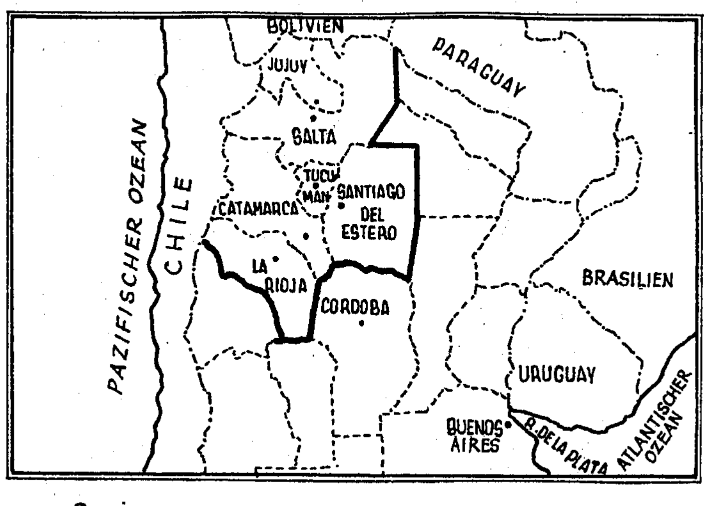
Abb. 15: Die Kromlechs von Sillustani (Peru) nach Rudolf Cronau, »Amerika«, spanische Übersetzung, Barcelona, 1892.

der Hof der Inka-Könige und das größte Heiligtum der Königreiche befand wie in einem anderen Rom) zwölf ordentlich aufgestellte Säulen gab. Sie nannten sie Succanga, und mit ihrer Hilfe bestimmten sie die Feste und die richtige Zeit für Saat, Ernte und andere Sachen, die sie entsprechend ankündigten. Diesen Sonnen-Säulen wurden gewisse Opfer nach ihrem Aberglauben gebracht. Jeder Monat hatte seinen eigenen Namen und seine besonderen Feste.« Vicente Fidel Lõpez[25], der diesen Text kommentiert, fügt vollkommen richtig hinzu: »Diese Operation – die Festlegung der Monate und Wendepunkte des Sonnenkreislaufes – erforderte eine Berechnung des allgemeinen Laufes der Gestirne in bezug auf das Auf- und Untergehen der Sonne am Horizont und sogar der Abweichungen, die bei jedem einzigen Kreislauf eintraten«. Wir befinden uns dabei in der Epoche der inkaischen Zivilisation, der Erbin des Wikingerreiches von Tiahuanacu[19]. Aber wir werden sehen, daß es in dem gleichen Gebiet etwas gab, was ein viel älteres megalithisches Observatorium gewesen zu sein scheint.

2. Die Steinsetzungen von El Mollar

Die argentinische Provinz Tucumán im subtropischen Nordwesten des Landes war unter der Herrschaft der Inka und schon viel früher der Mittelpunkt des Königreichs Tucma, dem die Spanier nach der Konquista noch das Córdoba-Gebirge im Süden hinzufügten. Später wurde die-

ses riesige Gebiet in sieben Provinzen aufgeteilt. Diejenige, die die ursprüngliche Bezeichnung beibehalten hat, wird von dem westlichsten Teil der riesigen Ebene gebildet, die sich in östlicher Richtung über die Provinz Santiago del Estero und darüber hinaus erstreckt. Sie wird im Norden durch die Berge Saltas begrenzt, den südlichen Ausläufer des Hochlandes, das in Peru und Bolivien die beiden Ketten der Andenkordillere voneinander trennt. Deren Ausläufer grenzen im Westen an die Provinz, die den nördlichen Teil des Tals von Santa María umfaßt (s. Karte, Abb. 16).



----- Provinzgrenzen
-·-·-·- Staatsgrenzen
—— Grenzen des behandelten Gebietes

Abb. 16: Karte vom Nordwesten Argentiniens.

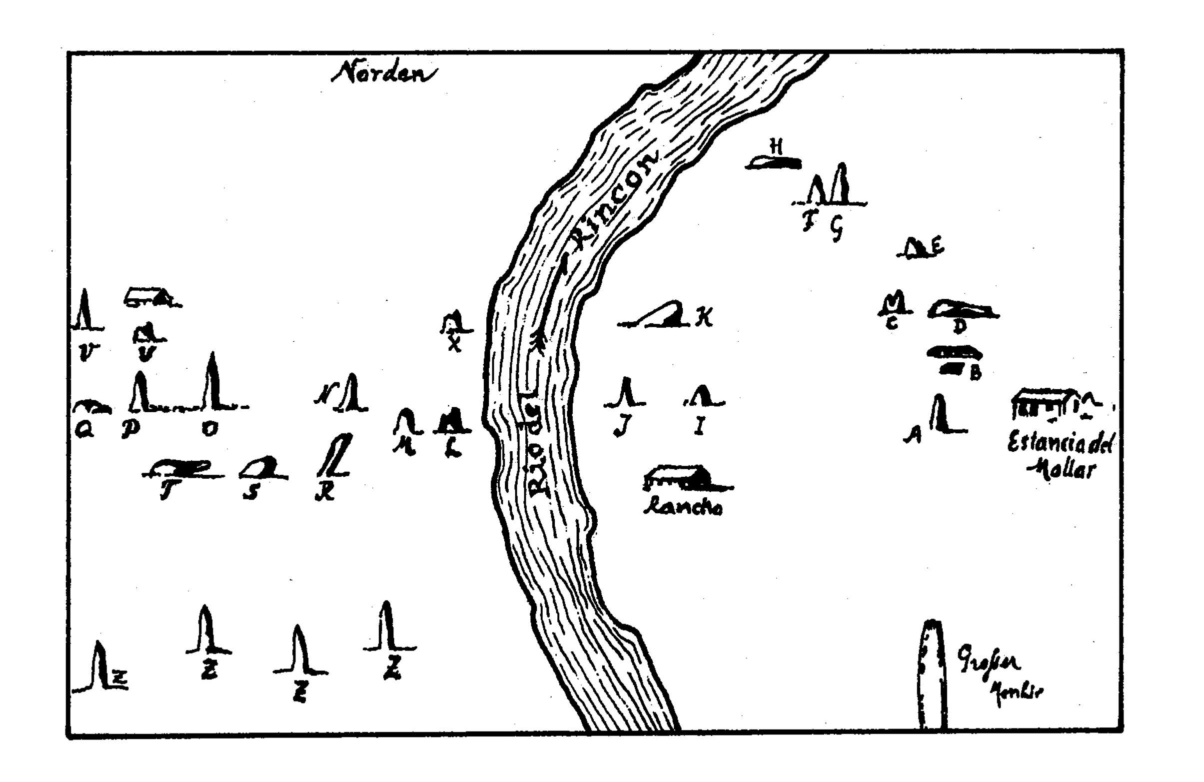
Etwas südwestlich von der Provinzhauptstadt San Miguel de Tucumán ist die östliche Ebene mit der letztgenannten Senke durch das Tal von Tafi verbunden, das das Aconquija-Massiv von Südosten nach Nordwesten durchschneidet. Es ist dies eine fruchtbare Zone in einer Höhe zwischen 1500 und 3000 m, die von dem im Sommer reißenden Fluß durchzogen wird, der ihr den Namen gab. Ihr sanft gewelltes Gelände, das im Südosten von subtropischem Urwald und sonst von natürlichen Weiden bedeckt ist, wird von den schneebedeckten Gipfeln des angrenzenden Hochgebirges beherrscht, aber nicht niedergedrückt. Um das Jahr 1600 im Besitz eines spanischen Kolonisators, Melián de Leguisamo, der hier eine reiche Tierzuchtzone schuf, und im 17. und 18. Jahrhundert zum Teil von Jesuiten besetzt, wurde das Tafi-Tal später in große Estanzien aufgeteilt, die heute noch bestehen. In diesem Rahmen wurde Ende des vergangenen Jahrhunderts in El Mollar in der Nähe der Ortschaft Tafi eine Gruppe von 27 Menhiren entdeckt. Der schönste von ihnen wurde 1916 von seinem ursprünglichen Standort entfernt und auf dem Hauptplatz von San Miguel de Tucumán aufgestellt. 1968 wußte eine aus Vertretern der Staatlichen Universität von Tucumán und verschiedenen Dienststellen der Provinzverwaltung zusammengestellte Kommission mit den geheimnisvollen Steinen nichts Besseres anzufangen, als sie allesamt auf die Plaza des Dorfes El Mollar zu schaffen. 1977 schließlich stellte man sie auf einem 200 Meter hohen Hügel am Ufer eines (inzwischen wieder zugeschütteten) künstlichen Sees des Stauwerks von la Angostura auf, nicht ohne ihnen

weitere 73 Menhire hinzuzufügen, die man an anderen Stellen des Tales gefunden hatte. Es wurde so ein »Park der Menhire«, ein Zugstück für den Fremdenverkehr, geschaffen, dessen heilige Steine jedoch unter der in aller Welt üblichen Barbarei der Touristen zu leiden haben. Die unersetzliche prähistorische Steinsetzung von El Mollar wurde jedenfalls zerstört.

Die gelehrten Herren Professoren der Universität wußten ganz offenbar (und das ist in relativ so junger Zeit unentschuldbar) nichts von der astronomischen Bedeutung zumindest einiger Gruppen von Menhiren. Von der uns interessierenden ist uns nur eine 1897 von Juan Bautista Ambrosetti[26] leider zu schnell gemachte Beschreibung geblieben. Als dieser ausgezeichnete argentinische Archäologe mit dem Maultier von San Miguel de Tucumán ins Tal von Santa María ritt, wurde er von einem Bewohner der Gegend über das Vorhandensein eines »großen Steines mit Gravuren« in El Mollar unterrichtet, den kurz zuvor der französische Schriftsteller Paul Groussac, damals Direktor der Nationalbibliothek von Buenos Aires, in Augenschein genommen hatte, der ihm jedoch anscheinend keine besondere Bedeutung beimaß. Später wurde der Stein von Schatzsuchern umgestürzt. Ambrosetti begab sich sofort in Begleitung seines Arbeitsstabes, darunter einem Zeichner und einem Fotografen, an den bezeichneten Ort. 300 m südlich der Gebäude der Estanzia El Mollar gelangte er über einen »von Resten prähistorischer Arbeiten bedeckten« Abhang zu dem fraglichen Stein, der umgestürzt am Boden lag. »Ich weiß nicht, wie ich meine Über-

raschung ausdrücken soll«, schreibt er. Denn es handelte sich um einen charakteristischen, gründlich behauenen Menhir. In seiner Umgebung sah man Aufreihungen großer Steine jeden Umfangs, die ähnliche Wälle wie die bildeten, die die Inka in den Bergen errichten ließen, damit das Wasser nicht die für den Anbau von Früchten unerläßliche fruchtbare Erde fortschwemmte.

Vom Gipfel des Hügels sah man im Tal zu beiden Seiten eines Baches, des Rio del Rincón, weitere Menhire. Ambrosetti und seine Gefährten entschlossen sich, die ganze Gruppe mit einer Landmesser-Kette aufzunehmen, nicht ohne die wichtigsten zu fotografieren. Wir verdanken ihm daher eine Lageskizze (Abb. 17), aus der die verhältnismäßige Position der einzelnen Steindenkmäler, vom Haupt-Menhir aus gesehen, hervorgeht. Der Zeichner, Federico Voltmer, hatte allerdings bedauerlicherweise eine sehr mangelhafte Auffassung von wissenschaftlicher Genauigkeit. Er wollte gleichzeitig die Lage der Monumente und ihre Umrisse wiedergeben, was miteinander unvereinbar war. So kommt es, daß auf seiner Skizze zwischen den Menhiren L und M ein Abstand von 2,55 m ist, zwischen denen, die er mit M und N bezeichnet, ein solcher von 13,20, und 134,56 m zwischen diesem letzteren und dem mit O bezeichneten. Aber auf dem »Plan« scheinen die drei Erstgenannten alle gleich weit voneinander entfernt und der Abstand zwischen N und O nur etwa dreimal so groß. In seiner Beschreibung dagegen gibt Ambrosetti genaue Maße, nur nicht für die Megalithe Z, »die verstreut sind und ohne Zweifel zur Gruppe des

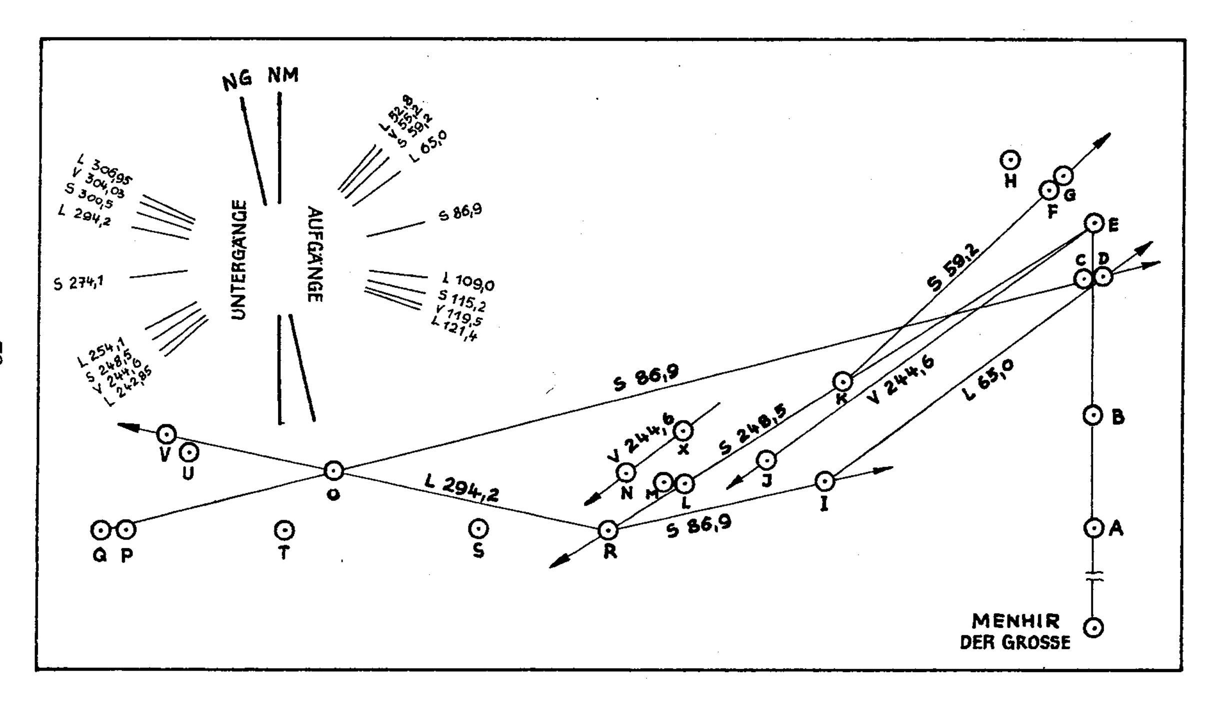


Norden
Rio del Rincon
Rancho
Estancia del Mollar

großen, bearbeiteten Menhirs gehören«. Er vermerkt auch, daß die Unregelmäßigkeit des Geländes die Vermessungsarbeiten außerordentlich schwierig gemacht habe, was einen gewissen Spielraum für Irrtümer befürchten läßt. Anderseits gibt er die Positionsbezeichnungen für die Steine in runden Zahlen an (z.B.: »120 Grad nach Nordwesten«) oder manchmal noch ungenauer (z.B.: »etwas weiter westlich«), was doch ernste Zweifel in bezug auf die Genauigkeit der Erhebung aufkommen läßt. Wir können trotzdem auf Grund dieser ergänzenden Daten den wirklichen Plan der Megalithe von El Mollar oder doch wenigstens derjenigen rekonstruieren, die Ambrosetti 1896 beobachtete (Abb. 18). Unser Archäologe vermerkt nämlich, daß andere Steine verschwunden sein müssen. Andere sind außerdem bei der zu schnellen Untersuchung (von nur einem Tag) der Aufmerksamkeit entgangen, wie der, den Carlos Bruch[27] hier erst 1907 entdeckte.

Auf dem so vervollständigten Plan erkennt man auf den ersten Blick eindeutige Aufreihungen, so z.B. diejenigen, die der »Haupt-Menhir« und die Monolithe A, B und E in nord-südlicher Richtung bilden, und der der aufgerichteten Steine R, S, T, P und Q. Ambrosetti unterließ nicht zu vermerken: »Mit diesen Angaben kann man nicht daran zweifeln, daß wir es mit einem jener Systeme von Menhiren zu tun haben, die man Aufreihungen (alignements) wie die berühmte von Karnak (sic) genannt hat.«

Abb. 17: Skizze der megalithischen Steinsetzung von El Mollar nach Ambrosetti[26].


NG
NM
UNTERGÄNGE
AUFGÄNGE
L 52,8
V 55,2
S 59,2
L 65,0
S 86,9
L 109,0
S 115,2
V 119,5
L 121,4
L 306,95
V 304,03
S 300,5
L 294,2
S 274,1
L 254,1
S 248,5
V 244,6
L 242,85
S 86,9
S 59,2
V 244,6
L 65,0
S 248,5
V 244,6
L 294,2
S 86,9
MENHIR
DER GROSSE
A
B
C
D
E
F
G
H
I
J
K
L
M
N
O
P
Q
R
S
T
U
V
X

Heute stellt sich also folgende Frage: Haben diese Aufreihungen (oder einige von ihnen) astronomische Bedeutung? Wir haben sie einem Spezialisten, dem Ingenieur Werner Lorenz, vorgelegt, der sie gründlich untersuchte. Zuerst stellte er die Position des geographischen Nordpols im Verhältnis zu dem auf der Lageskizze von 1896 angegebenen magnetischen fest und dann bestimmte er die Koordinaten der Menhire auf dem rekonstruierten Plan. Er definierte sodann den Horizont des Tales in Funktion der Höhe der Berge und berechnete den Azimut der Sonnenauf- und -untergänge bei den Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen, des Mondes in seinen höchsten Deklinationen und der Venus in ihrer äußersten Elongation in Funktion ihrer positiven und negativen Deklinationen über der Ekliptik. Auf dieser Grundlage stellte er 48 Übereinstimmungen zwischen den Aufreihungen und den untersuchten astronomischen Richtungen mit einer Toleranz von weniger als ein Grad fest.

Ungewiß blieb, ob diese Tatsache ein Zufall war. Der Ingenieur Vicente Pistilli, Direktor des Paraguayischen Instituts für Menschheitswissenschaft und Professor für Mathematik an der Universität Asunción, übernahm es freundlicherweise, mit Computer eine entsprechende

Abb. 18: Plan der megalithischen Steinsetzung von El Mollar (vom Verfasser rekonstruiert) mit einigen Übereinstimmungen zwischen der Ausrichtung der Menhire und astronomischen Richtungen.

Untersuchung durchzuführen. So stellte er fest, daß die Wahrscheinlichkeit des fraglichen Phänomens $2{,}41239 \times 10^{-60}$ (annähernd $2{,}5 \times 10^{-60}$) war. Man müßte also 4×10^{59} (vier mit 59 Nullen) mal die 47 Menhire auf Zufall setzen, um einmal die 48 erwiesenen Übereinstimmungen zu erhalten. Selbst wenn man die möglichen Irrtümer der Erhebung in Rechnung stellt, die übrigens, wie das Ergebnis der Wahrscheinlichkeitsrechnung zeigt, niemals die Tatsachen hätten entstellen können und die sich zumindest zum Teil gegenseitig aufgehoben hätten, scheint also alles darauf hinzuweisen, daß das megalithische Vorkommen von El Mollar eine astronomische Uhr darstellt. Die absolute Gewißheit darüber ist leider durch die unentschuldbare Entfernung der Monolithe unbeweisbar gemacht worden.

3. Die Menhire des Tales

Von den 47 steinernen Malen, die Ambrosetti wissenschaftlich untersuchte, sind vier bearbeitet oder tragen sichtbare Zeichen davon. Die anderen sind nichts weiter als einfache, unregelmäßige, natürliche oder nur oberflächlich geglättete Steine, sämtlich zylindrisch mit zwei Ausnahmen (ein viereckiger und ein kugelförmiger), deren äußerstes Ende, manchmal spitz oder schräg zugeschnitten, im allgemeinen abgerundet ist. Einige, die manchmal mit gewissen Menhiren Europas (Abb. 19) identisch sind, haben eindeutig phallisches Aussehen (Foto 1).

Der »Haupt-Menhir« der Skizze von Voltmer (Foto 2),

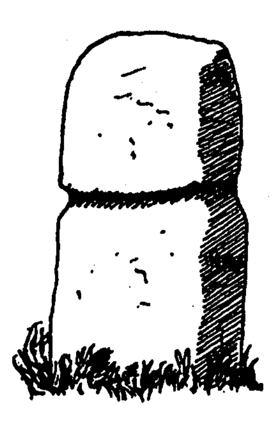


Abb. 19: Phallischer Menhir von Fraïsse-sur-Agout (Languedoc) nach Fernand Niel[18]. Vergl. mit Foto Nr. 1.

der die Zusammenstellung beherrscht, ließ in Argentinien viel Tinte fließen. Er ist 3,10 m hoch und 0,50 m breit bei einer durchschnittlichen Stärke von 0,20 m. Er muß 2,80 m aus dem Erdreich geragt haben. Im Mittelteil des Megalithen (etwa auf einem Drittel seiner scheinbaren Höhe) sind abwechselnd zwei geometrische Figuren zu sehen. Die eine wird von zwei Kreisen gebildet, die in ihrer Mitte punktiert und durch einen gradlinigen Strich miteinander verbunden sind, und die andere besteht aus einem zentralen Kreis, der in einem Fall punktiert ist, in dem anderen einen kleineren Kreis mit oder ohne Punkt enthält, und dessen seitliche Bögen offen und durch zwei längliche Rechtecke verlängert sind. Zur Zeit der Erhebung Ambrosettis gab es fünf Figuren der ersten und vier der zweiten Art. Unglücklicherweise wurde der Monolith bei den verschiedenen Ver-

setzungen derart beschädigt, daß eine der Gravuren der erstgenannten Art vollkommen ausgelöscht wurde, während von einer der zweiten Art heute nur noch einige Spuren zu erkennen sind.

Das aus zwei durch einen Strich verbundenen Kreisen bestehende Motiv wirft, was auch immer seine Bedeutung sei, nicht das geringste Problem auf: alle Paläoarchäologen kennen die »megalithischen Brillen« Europas. Das andere hat zwar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem »Tiahuanacu-Kreuz«, obwohl dessen vier Arme gleich und eindeutig eckig sind. Die Diskussionen um diesen Menhir betreffen übrigens nur das obere Drittel des sichtbaren Teils. In diesem Teil ist der Stein so stark verwittert, daß keine Rekonstruktion ohne erheblichen Einsatz von Phantasie mit allen entsprechenden Risiken möglich ist. Ambrosetti und sein Zeichner hatten den Monolith auf der Erde liegend gesehen. Sie hatten außerdem die Zeichnungen mit Kreide nachgezogen, was durch die damalige Unzulänglichkeit der Fotoapparate gerechtfertigt erscheint, aber keinerlei Garantie für Genauigkeit bietet. So kommt es zu einer etwas fragwürdigen Auslegung (Abb. 20): »Der abgerundete oberste Teil zeigt unter dem Rand eine bogenförmige Einkerbung, die anscheinend die Form eines Menschengesichtes abgrenzen soll, von dem wegen der Verwitterung des Gesteins nur die beiden kleinen Augen und der Strich des Mundes erhalten geblieben sind. Eine quer verlaufende Einkerbung teilt den Kopf vom Körper ab, welcher durch zwei weibliche Brüste dargestellt wird, unter denen ein Kreis mit einem Punkt in der Mitte, vielleicht der

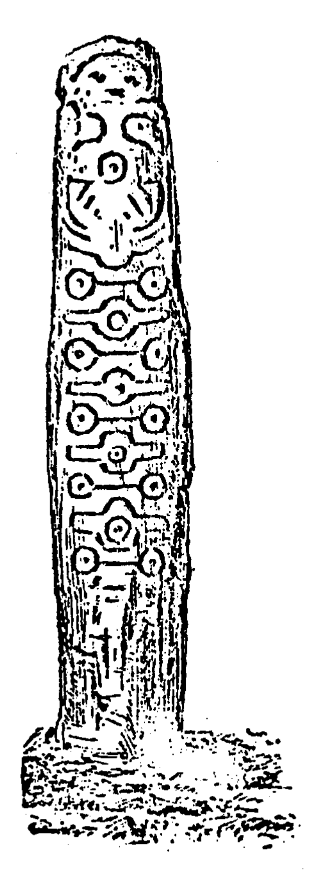
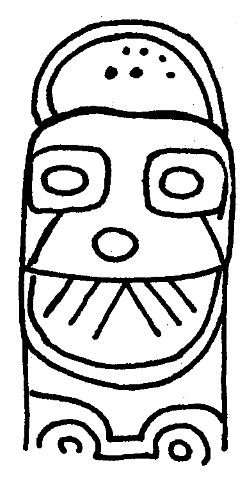


Abb. 20: Der »Große Menhir« von El Mollar, gezeichnet von F. Voltmer in Ambrosetti[26].

Bauchnabel, erscheint; und weiter unten und an den Seiten andere Linien, die die Trennung zwischen Leib und Armen dieser eigenartigen Gottheit darzustellen scheinen. Da der

Stein an dieser Stelle beschädigt ist, habe ich das Vorhandensein eines weiblichen Geschlechtsteiles nicht feststellen können, der fast sicher dagewesen sein muß, da ja die Figur weiter oben einen Busen oder Frauenbrüste aufweist. Nach den Linien, die von den Armen übrig geblieben sind, müssen die Hände sich nach diesem Geschlechtsteil ausgestreckt haben, womit, wenn dies zuträfe, der phallische Symbolismus dieses einzigartigen Monolithen noch stärker ausgeprägt wäre, so daß er leicht mehr oder weniger dieselbe Bedeutung hätte wie seinesgleichen in der Alten Welt.« Man sieht, mit welcher Vorsicht sich Ambrosetti ausdrückt. Offenbar war er von der Auslegung, die zu geben er sich getraut hatte, nicht voll befriedigt. Wir sind es noch weniger, wenn wir feststellen, daß die »Augen« der dargestellten Person in Wirklichkeit viel enger beieinander stehen als auf der Zeichnung von Voltmer (Abb. 20), daß die »Brüste« vertieft statt erhaben sind (was freilich auch auf einigen Megalithen in Europa der Fall ist) und daß die in der fraglichen Zeichnung sehr abgeschwächten schrägen und auseinanderlaufenden Linien nur sehr schwer als Leib angesehen werden können.

Einige Jahre später gelangte Carlos Bruch[27] nach einer visuellen Untersuchung zu völlig anderen Schlußfolgerungen. Für ihn stellt der oberste Teil des Menhirs ein bärtiges Männergesicht dar. Die Zeichnung, die er davon anfertigte (Abb. 21), ist auch nicht sehr genau, aber es ist nicht leicht, sie im Rahmen derselben Auslegung zu berichtigen. Es ergäbe sich so ein Gesicht von quadratischem Umriß, das vom anthropologischen Gesichtspunkt aus, wie wir im



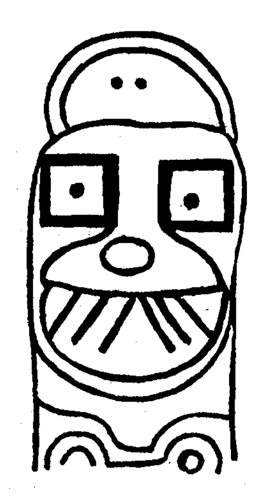


Abb. 21: Der obere Teil des »Großen Menhirs« von El Mollar. Links die Auslegung von Carlos Bruch[27], rechts die des Verfassers.

Kapitel IV sehen werden, wahrscheinlich ist, obwohl es – von einem runden Helm bedeckt – etwas grotesk wirkt. Die Nase wäre auf das Nasenbein beschränkt, wenn man nicht die Vertiefung, die in der Zeichnung von Bruch zum (merkwürdig schiefen) Mund wird, als die Nasenlöcher der dargestellten Person ansieht, deren Mund unter zwei waagerechten Strichen verborgen wäre, die den Schnurrbart darstellen würden. Das lassen – entgegen der unannehmbaren Auslegung des Autors – einige der 982 Fotos vermuten, die Guido Ruffo[28] vor mehr als 40 Jahren von dem Monolith machte, in einer Zeit also, als dieser noch nicht so beschädigt war wie heute. Frau oder Mann, Göttin oder

Gott – der heutige Zustand des Bildwerkes läßt uns das Problem nicht lösen, obwohl nach den erwähnten Dokumenten und den Ergebnissen unserer eigenen Untersuchung die zweite Hypothese die überzeugendere zu sein scheint. Sie wird auch durch die Gesichter bestärkt, die auf anderen Menhiren des Tales zu sehen sind.

Drei dieser Letztgenannten gehören zu der Gruppe von El Mollar. Einer ist nur das Ergebnis einer geschickten Ausnutzung der anscheinend natürlichen, aber vielleicht etwas abgeänderten Form des Steines durch den Künstler (Abb. 22). Der Stein hat nämlich in seinem oberen Teil einen dreieckigen Auswuchs, dessen Spitze zur Nase und dessen Basis zum Kinn wird. Es genügt, zwei Löcher – die Augen – zu bohren und eine Rille – den Mund – zu ziehen, und fertig war das Menschengesicht. Die gleichen Augen-

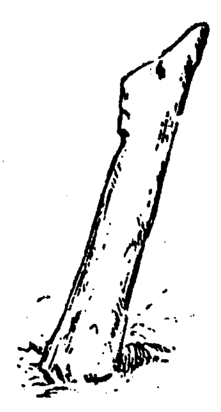


Abb. 22: Ein behauener Menhir von El Mollar. Zeichnung: F. Voltmer in Ambrosetti[26].

höhlen erscheinen auch an dem Menhir K, der – sehr verwittert – am gleichen Ort steht, der aber nicht die für den anderen charakteristische Erhebung zeigt. Ambrosetti erwähnt auch den Monolith H, den wir nicht ausmachen konnten. Er zeige, schreibt er, »auf einer Seite zwei parallele runde Vertiefungen, die gewiß die Augen eines Menschengesichtes darstellen sollen«.

Drei andere Megalithe im Park der Menhire, die nicht aus El Mollar kommen, sondern an anderen Stellen des Tales gefunden wurden, liefern uns Einzelheiten von größtem Interesse. Einer von ihnen stellt eine von einem Helm bedeckte Person dar, deren Gesicht (aber nur dieses) noch relativ gut erhalten ist (Abb. 23): ein oberflächlich darge-

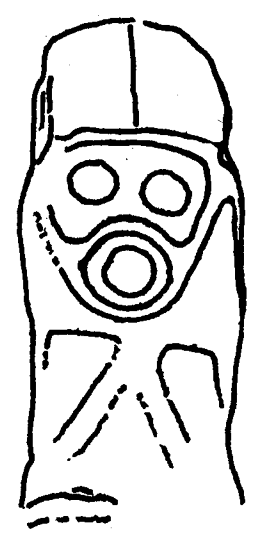


Abb. 23: Kopf mit Helm auf einem Menhir im Tal von Tafi.

stelltes Gesicht, das nicht mehr als Augen in Gestalt von zwei runden Vertiefungen und einen Mund mit Schnurrbart (Rille im Halbkreis) aufweist. Eine Bruchstelle im Gestein scheint auf die früher vorhandene Nase hinzuweisen. Unterhalb des Gesichtes zeigen Spuren von Bearbeitung, daß der Monolith ursprünglich eine Statue oder

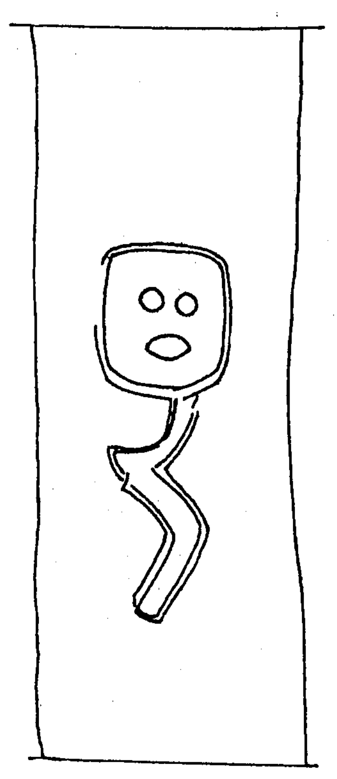


Abb. 24: Stilisiertes Menschengesicht auf einem Menhir im Tal von Tafi.

wenigstens eine Büste war. Ein anderer Menhir von zylindrischer Form und geringem Durchmesser zeigt ein noch mehr stilisiertes Gesicht (Abb. 24), in dem man nur die beiden Löcher der Augen und ein etwas größeres und ovales für den Mund sieht. Was hier vor allem Aufmerksamkeit erregt, ist die rechteckige Form des Gesichtes und ferner eine nach unten führende doppelte Schlangenlinie, die ganz wie der Körper einer Schlange wirkt, ein Motiv, das bei einigen Megalithen in Europa vorkommt, u.a. am Dolmen von Castle Wellon in Irland. Der dritte Monolith dieser Serie (s. Foto auf dem Schutzumschlag), dessen oberer Teil zerbrochen ist, erinnert vor allem durch die quadratischen Züge seines Gesichts an die Auslegung, die Bruch dem »Haupt-Menhir« von El Mollar gegeben hat.

Können wir weiter von Gesichtern sprechen, wenn wir drei andere Megalithe betrachten, die ebenfalls in dem Tal gefunden wurden, einer von ihnen an der *El Infiernillo* (die kleine Hölle) genannten Stelle etwa 40 km nordwestlich des ursprünglichen Standortes der von Ambrosetti aufgenommenen Gruppe von Steinen? Ohne jede Frage, trotz betonter Stilisierung, die übrigens von beachtlichem künstlerischen Niveau ist. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, unser Foto 3 zu betrachten: Augen, Nase und Mund sind deutlich dargestellt. Der Monolith zeigt nur eine einzige Figur, ist aber wahrscheinlich verstümmelt. Auf einem anderen sieht man zwei gleichartige, die einander überlagern. Auf dem dritten ist nur eine übrig geblieben, durch Beschädigungen auf die Augen und die von ihnen ausgehenden Linien beschränkt. Oben glaubt man die Spuren

einer zweiten, von der Erosion ausgelöschten zu ahnen. Wir werden im nächsten Kapitel sehen, daß diese Figur, die derjenigen sehr ähnlich sieht, die die Megalith-Male der Gruppe von Durance[29] zeigen, im Rahmen unserer Forschung von äußerster Bedeutung ist.

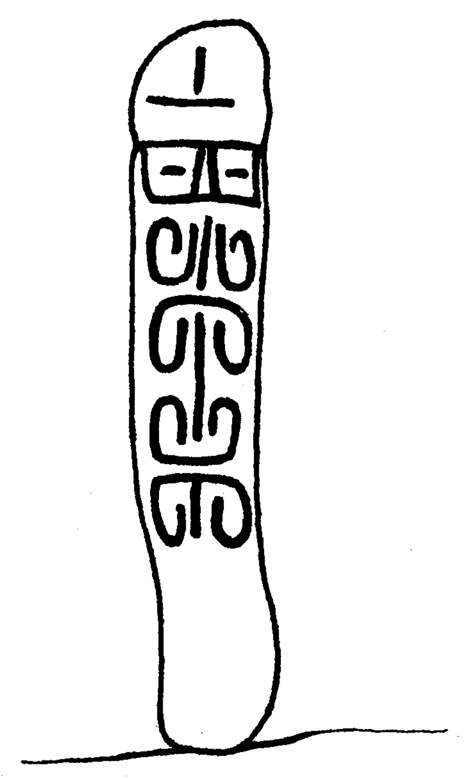


Abb. 25: Abstrakte Zeichnungen auf einem Menhir im Tal von Tafi.

Erwähnen wir noch zwei weitere Menhire, von denen einer, den Ambrosetti übersehen hatte, von El Mollar stammt. Obwohl der zweite verstümmelt und beschädigt ist, so daß man nur die obere Hälfte seiner Zeichnungen sehen kann, sind auf ihnen die gleichen abstrakten Motive zu erkennen (Abb. 25): Spiralen, die in ihrer geometrischen Vereinfachung an das Motiv erinnern, das der vogelartige Lenker des Sonnenwagens von Dupljaja in Serbien (Abb. 26) auf der Schulter trägt. Diese Darstellung ist von eindeutig hyperboreischer Auffassung und stammt aus dem Jahr –1200.

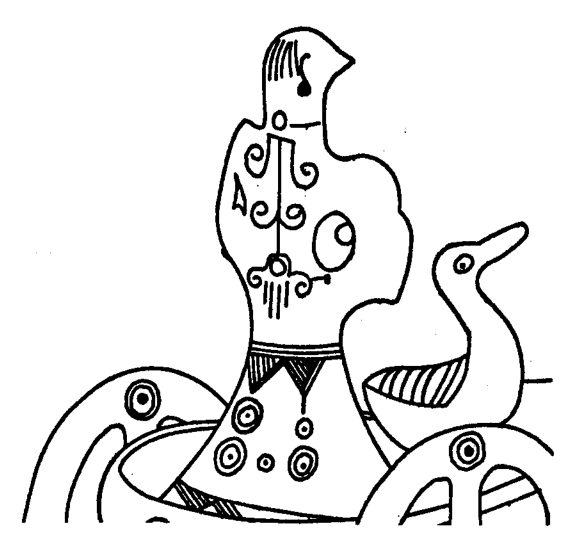


Abb. 26: Der Sonnenwagen von Dupljaja nach Peter Gelling & Hilda Ellis Davidson, »The Chariot of the Sun«, London, 1969.

Bleibt schließlich noch eine große Steinplatte von unregelmäßigem Umfang zu erwähnen (Foto 4), in die drei im Dreieck angeordnete halbkugelförmige Vertiefungen von höchstens rund 20 cm Durchmesser eingegraben sind. Es fehlte nicht an scheuklappenbewehrten Archäologen, die diesen Stein als Mörser zum Zerstampfen von Maiskörnern ansahen. Eine solche Auslegung hält nicht der leichtesten Untersuchung stand. Einerseits handelt es sich um einen weißlichen Kalksandstein, den die Stöße des Stampfers in wenigen Stunden pulverisiert hätten – im Park der Menhire und in allen Museen des argentinischen Nordwestens sind echte Mais-Mörser aus Granit zu sehen, deren Boden die Spuren der Bearbeitung mit dem Kolben zeigt –, andererseits lassen die fraglichen Vertiefungen nicht die geringste Spur einer derartigen Behandlung erkennen. Und schließlich werden Megalithe in Europa häufig von derartigen Steinen mit Vertiefungen begleitet, und es herrscht allgemeine Übereinstimmung, daß ihr Zweck kultisch war: sie waren zur Darbringung von Opfergaben oder vielleicht, zumindest in einigen Fällen, zum Verbrennen aromatischer Pflanzen bestimmt. Jedenfalls ist das Auftauchen dieser so besonderen Steine in Tafi am Fuß von Menhiren nichts Befremdliches.

4. Hyperboreische Runen

Von der Nord-Süd-Straße, die heute dem Lauf einer der königlichen Straßen der inkaischen – und, wie wir sehen

werden, vorinkaischen – Zeit folgt, zweigt etwa 25 km nördlich von San Miguel de Tucumán und 60 km Luftlinie östlich von El Mollar ein Erdweg ab, der in östlicher Richtung zum Dorf Ticucho und weiter, nach Überschreiten der Flüsse Vipos und Sali, zum Medina-Gebirge führt (s. Karte, Abb. 27). Zwischen diesen Flüssen und kurz bevor man an einen kleinen Bauernhof fast am Ufer des zweiten der beiden Flüsse gelangt, führt der Weg zwischen zwei Hügeln hindurch, die sich kaum von so vielen anderen unterscheiden, wie sie über die ganze Gegend verstreut sind. Und doch haben diese beiden etwas Besonderes, das die Aufmerksamkeit erregt. In erster Linie sind ihre Gipfel

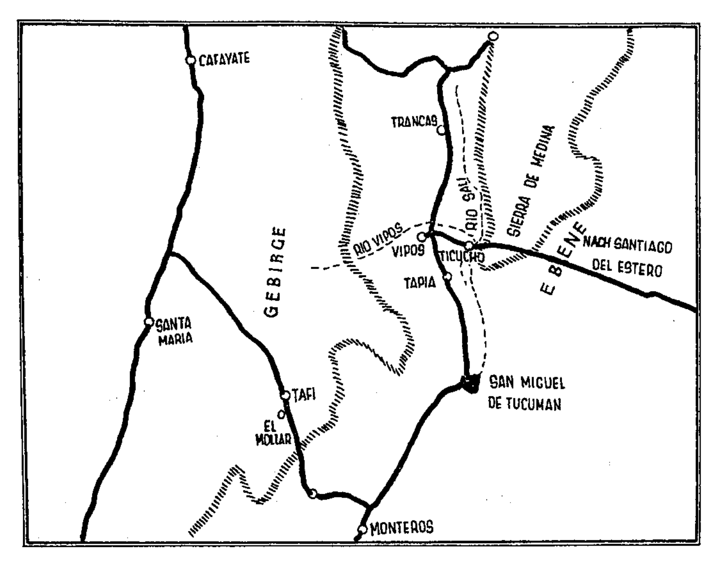


Abb. 27: Karte der Provinz Tucumán (Ausschnitt).

nicht rund. Im Gegenteil man erkennt darauf eine Plattform, die bei dem nördlichen von Menschenhand errichtet zu sein scheint, da an seiner Ostseite noch die künstlichen Aufschüttungen zu erkennen sind, die die Plattform abstützen. Zum anderen ist die Nord- bzw. Südflanke beider Berge, d.h. diejenige, die dem Weg zugewandt ist, zusammengebrochen. Es ist von ihnen nur noch eine doppelte Anhäufung von Steingeröll aus Glimmerschiefer verschiedenen Ausmaßes übrig, das nur aus dem Vipos-Fluß kommen kann, dessen Bett aus dem gleichen Material besteht. Einige dieser eindeutig bearbeiteten Steine zeigen, daß sie nicht nur zu Mauern, sondern zu regelrechten Gebäuden gehörten. Der Grund dieses Zustandes ist offensichtlich: zwei befestigte Orte verriegelten den Weg, zwei Dörfer, deren Gebäude oder doch wenigstens einige von ihnen aus bearbeiteten Steinen errichtet waren, was jede Möglichkeit ihres indianischen Ursprungs ausschließt.

Es war an der Seite eines dieser Berge, daß unser Mitarbeiter Professor Pedro J. Ferrera de Castro einen Stein entdeckte, der Reihen unverständlicher Zeichen aufwies. Sie hatten den Anschein von Runen, wichen aber merklich von den klassischen Schriftzeichen der Futhark-»Alphabete« der Wikinger-Zeit ab. Ohne Ausgrabungen zu machen, erbrachte eine nicht einmal allzu gründliche Suche 16 beschriftete Steine mehr, ohne die zahllosen anderen mit einzelnen Zeichen oder Spuren von Bearbeitung (drei scheinen menschliche Gestalten darzustellen) oder diejenigen zu rechnen, deren Form zeigte, daß sie bei irgendwelchen Bauwerken verwendet worden waren. Wir fanden

sogar eine Keule aus Granit, die vielleicht zum Zerstampfen von Getreide benutzt wurde, aber ganz gewiß nicht (schon wegen ihres Gewichts von fünf Kilo) von einer Indianerfrau. Um alles Interessante mitzunehmen, hätte selbst die beachtliche Ladekapazität unseres Unimog nicht ausgereicht.

Beschränken wir uns auf die Untersuchung der vier Steine mit den am besten lesbaren Zeichen. Der von Professor Ferrera de Castro gefundene (Foto 5) zeigt die Form eines unvollständigen halben Diskus von etwa 17 cm Durchmesser, 7 cm größter Breite und 6,5 cm Stärke. Auf seiner gewölbten Seite ist eine Linie mit elf Zeichen von durchschnittlich 4 cm Höhe zu sehen, die nach oben durch eine völlig gleichmäßige Rille abgeschlossen wird (Abb. 28). Die Zeichen sind sehr ungleichmäßig von der Verwit-



Abb. 28: Inschrift vom Stein Nr. 1 in Ticucho, Vorderseite.

terung betroffen worden, die einige Striche vertieft und/oder nach unten verlängert hat, so daß ihre Feststellung nicht ganz sicher ist. Dasselbe ist bei der linienförmigen Inschrift von 12 Zeichen der Fall, die die glatte Seite des Steines ziert (Abb. 29). Das einzige, was wir im Augenblick versichern können, ist, daß es sich um eine Schrift handelt.

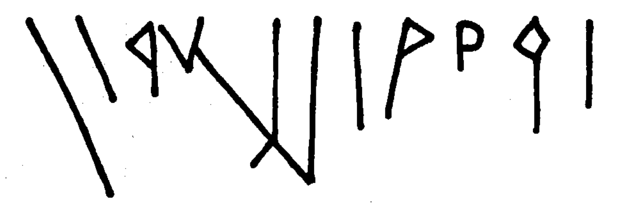


Abb. 29: Inschrift vom Stein Nr. 1 in Ticucho, Rückseite.

Der zweite der fraglichen Steine (Foto 6) ist eine fast rechteckige Platte von etwa 35 cm Länge, 22 cm Breite und einer größten Stärke von etwa 12 cm. Auf ihrer glatten, kaum merklich gekrümmten Oberfläche befinden sich zwei Linien mit Zeichen (Abb. 30), die – wie im vorhergehenden Fall – unregelmäßig und mit den gleichen Auswirkungen verwittert sind. Die zweite Zeile wird in ihrer Mitte durch eine Vertiefung unterbrochen, die von einer Beschädigung des Stücks herrührt. Auch auf der anderen Seite sind zwei Linien mit Zeichen zu erkennen, jedoch in so

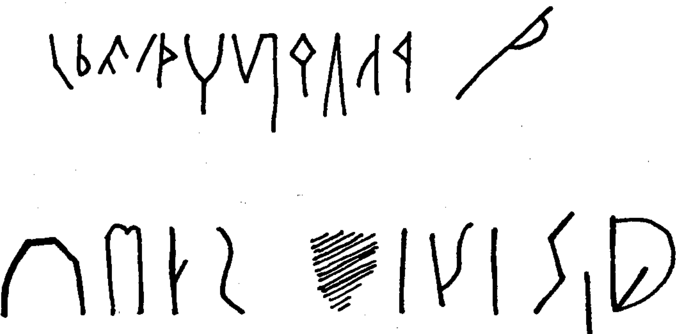


Abb. 30: Inschrift vom Stein Nr. 2 in Ticucho.

schlechtem Zustand (die verlängerten, verbreiterten und vertieften Striche sind mit kalkartigen Ablagerungen ausgefüllt), daß der Versuch einer auch nur annähernden Feststellung unmöglich wird.

Der dritte Stein (Foto 7), von dessen Ecken zwei abgeschlagen sind, scheint Teil einer Säule gewesen zu sein, wie daraus zu schließen ist, daß er ursprünglich rechtwinklig war und seine beiden Oberflächen mit größten Ausmaßen von 24 und 21 cm (bei einer Stärke von 8 cm) glatt sind. Die aus Zeichen von 4 cm Höhe bestehende Inschrift (Abb. 31) auf einer seiner Kanten ist durch einen Bruch



Abb. 31: Inschrift vom Stein Nr. 3 in Ticucho.

beschädigt, aber die Zeichen haben durch die Verwitterung wenig gelitten. Wahrscheinlich befand sich die Säule, zu der dieser Stein gehörte, bis zum Zusammenbruch des fraglichen Gebäudes unter Dach. Der vierte Stein (Foto 8) ist unregelmäßig mit Achsen von 23 bzw. 14 cm und zeigt zwei Serien von Zeichen (Abb. 32), von denen eine auf dem Foto nicht zu sehen ist.

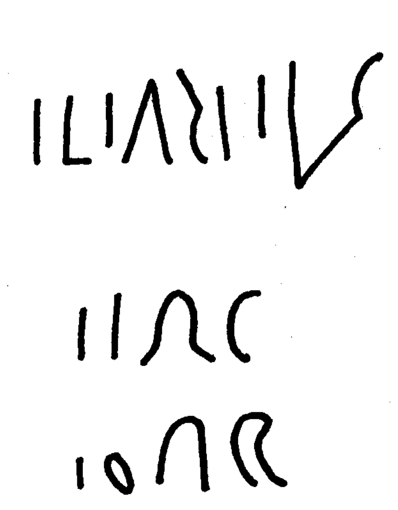


Abb. 32: Inschriften vom Stein Nr. 4 in Ticucho.

Es genügt, diese Inschriften und – bei allen durch die von uns angeführten Gründe gebotenen Vorbehalten – ihre von uns besorgte Rekonstruktion zu prüfen, um das runenartige Erscheinungsbild ihrer Zeichen zu bestätigen, von denen einige intakt sind und jeden Irrtum bei der Erhebung ausschließen. Trotzdem und selbst unter Berücksichtigung der starken Verwitterung der meisten seiner Striche entspricht das Ganze nicht den Normen der klassischen Futharke, die wir kennen. Anderseits wird das außerordentliche Alter der Fundstücke durch den schlechten Zustand ihrer Erhaltung bestätigt. Der Glimmerschiefer, aus dem sie bestehen, ist ein besonders hartes Gestein, unvergleichlich viel härter als der Sandstein, in den die von Wikingern stammenden Runenschriften eingegraben sind,

die wir in Paraguay und Brasilien entdeckten und ohne größere Schwierigkeit lesen und übersetzen konnten. Auch die Kalkablagerung auf einigen der verwitterten Teile, die ja erst nach der Beschädigung erfolgen konnte, erfordert ihre Zeit. Unsere Untersuchung wird, wenn das möglich ist, noch durch einen Vergleich mit den intakten Schriftzeichen einer Wikinger-Runen-Inschrift bestärkt, die – wie wir im Kapitel VI sehen werden – in der gleichen Gegend gefunden wurde. Noch vor irgendeinem Auslegungsversuch ist es also ausgeschlossen, daß die Zeichen, die die fraglichen Steine tragen, jener relativ jungen Epoche angehören, in der die Völker des nordischen Kulturraumes schon nordische Dialekte sprachen und die klassischen Futharke schrieben. Wir werden später noch darauf zurückkommen. Beschränken wir uns darauf, gewissermaßen in Klammern auf die unglaubliche Ähnlichkeit zwischen dem zweiten der beschriebenen Steine (Abb. 30) mit den weiter oben erwähnten von Sherbrooke (Abb 13) hinzuweisen.

5. Grenzen einer Zeitbestimmung

Wenn die Erbauer der Großsteingräber bis in den Fernen Osten gelangten, ist es unwahrscheinlich – wir sagten es bereits im vorhergehenden Kapitel –, daß sie nicht auch bis nach Amerika kamen, das ihrem Heimatland auf relativ kurze Entfernung in einem Ozean gegenüberliegt, den ihre

Schiffe ständig befuhren. Unwahrscheinlich wohl, aber bisher nicht bewiesen. Gewiß, man könnte ihnen vielleicht die Stein-Siedlungen von North Salem in den USA zuschreiben, deren keltischer Ursprung, an den man in einem ersten Augenblick geglaubt hatte[30], heute fast allgemein verworfen wird[31]. Aber das ist bisher nicht mehr als eine Hypothese. Die Inschriften von Sherbrooke sind wegen des Fehlens von Vergleichsmöglichkeiten von zweifelhafter Herkunft. Die Menhire in Statuenform in Mexico und Südamerika sind Teile viel besser ausgearbeiteter architektonischer Einheiten als die Kromlechs Europas und gehören zu viel späteren Kulturen. Die unbearbeiteten oder behauenen Monolithe, die sich einzeln in der Mitte kreisförmiger oder rechtwinkliger Gebilde erheben oder erhoben, sind trotz ihrer Ähnlichkeit mit gewissen aufgerichteten Steinen der Alten Welt in ihrer Auffassung zu einfach, um von ihnen auf einen Prozeß der Ausbreitung schließen zu müssen. Aber das gilt nicht für den El Mollar-Komplex.

Wir haben es dort nämlich mit einer Zusammenstellung von 28 Menhiren – wenigstens 28, weil alles darauf hindeutet, daß es ursprünglich mehr waren – in Steinsetzungen zu tun, von denen einige (wesentlich mehr als die Wahrscheinlichkeitsrechnung vermuten läßt) mit kennzeichnenden Stellungen der Sonne, des Mondes und der Venus übereinstimmen. Einige dieser Menhire – auch die an anderen Stellen des Tals gefundenen wurden versetzt – sind bearbeitet und stellen menschliche Gesichter, megalithische »Brillen« und Spiralen dar. Alle dargestellten Gesichter mit Ausnahme desjenigen des Menhirs R, der übrigens

nichts Indianisches hat und dessen Darstellung von der Form des Steines bestimmt wurde, haben runde und gradlinig ausgerichtete Augen. Ihre Umrisse – soweit vorhanden – sind rechteckig, was zu den wesentlichen Zügen des Cromagnon-Menschen gehört. Diese Zusammenstellung würde ganz und gar nach Westeuropa passen und dort sogar als etwas Besonderes empfunden werden. Könnte sie von einem Indianervolk ohne Verbindung zur Alten Welt erdacht und erbaut worden sein? Auf gar keinen Fall. Ambrosetti täuscht sich darüber nicht, wenn er zum Abschluß seiner Untersuchung schreibt: »Diese Menhire und Steinsetzungen stammen vielleicht von einer anderen Menschenrasse als den Calchaquí (den Indianern, die zur Zeit der Konquista die Gegend bewohnten), die diese einzigartigen Baudenkmäler errichtet haben muß, und zwar in äußerst weit zurückliegenden Zeiten und unter großem Zeitaufwand. Diese Rasse muß eine unerhörte Ausdauer und Energie besessen haben. Der Boden fast des ganzen Tafi-Tales ist mit den Resten der gewaltigen Arbeiten bedeckt, die sie durchführten. Der Boden, der zunächst den Eindruck macht, mit Steinen wahllos übersät zu sein, stellt sich bei genauerem Zusehen als eine fast ermüdende Anhäufung der merkwürdigsten Formgebungen heraus, ob die Steine nun in einer Richtung aufgereiht worden sind, ob sie weite Kreise von zehn und zwanzig Meter Durchmesser, einen neben dem anderen bilden oder Terrassen verschiedener Breite oder kleine rechteckige Höfe. Das geht so fort über Meilen und Meilen und offenbart die Absicht, dieser unermeßlichen Anhäufung von Geröll, die

das Tal bedeckte, als diese ungewöhnlichen Menschen es betraten, eine Form und einen Sinn zu geben.«

Ambrosetti fügt hinzu: »Angesichts dieses wertvollen Restes hat mich ein instinktiver Verdacht überfallen. Ohne das erklären zu können, scheint es mir, daß all diese Arbeiten im Tafi-Tal möglicherweise auf die gleiche Rasse zurückzuführen sind, die Tiahuanacu bevölkerte und dort die großartigen megalithischen Baudenkmäler errichtete, die uns noch heute in Erstaunen versetzen.« Diese letztere Schlußfolgerung war gar nicht so verkehrt. Sie war allerdings auch nicht ganz richtig. Wir wissen[19], daß Tiahuanacu das Werk der Wikinger war, die um das Jahr 1000 n.d.Zw., d.h. lange nach dem Ende der Megalith-Zeit, auf den Altiplano gelangten.

Ist es uns möglich, die Zeit zu bestimmen, in der die Steinsetzungen von El Mollar erfolgten? Die physikalischen Methoden der Zeitbestimmung nützten uns dabei nicht. Die Kohlenstoff-14-Methode, die auf von Alberto Rex Gonzáles an einer Grabstätte der Gegend gefundene organische Überreste angewendet wurde, ergab die Jahreszahl –335, aber niemand kann garantieren, daß die untersuchten Stoffe nicht wesentlich jünger als die Menhire waren. Für die an gleicher Stelle gefundenen Scherben von Gefäßen gilt das gleiche. Die örtlichen Überlieferungen oder ihr Nichtvorhandensein können uns ein wenig helfen, aber auch nicht mehr. Ambrosetti hebt hervor, daß die Jesuiten die Menhire respektierten, »weil die Indianer ihrer Zeit sich ihrer nicht entfernt erinnerten und mit ihnen keinerlei abergläubischen Kult trieben; wäre es anders

gewesen, hätten sich die ehrenwerten Pater väterlich darangemacht, sie verschwinden zu lassen, um nach ihrer Gewohnheit alle Reste der Götzenanbetung, die sie im Umkreis ihrer Reduktionen fanden, auszumerzen.« Diese Beobachtung ist um so gültiger, als kürzlich in den präkolumbianischen Ruinen autochthonen Ursprungs der *pucara* (Festung) Rinconada[32] und eines Dorfes am Rio Doncellas[33] in der Provinz Jujuy, die einen Teil des argentinischen Nordwestens bildet, Bruchstücke von Menhiren gefunden wurden, die man zum Aufrichten von Steinwällen verwendet hatte, was einen offensichtlichen Mangel an Ehrfurcht bekundet.

Die Überlegung Ambrosettis widerspricht einer Gewohnheit der Eingeborenen nicht, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Cafayate in der Provinz Salta (also stets in der gleichen Gegend) von dem Ortspfarrer[34] bestätigt wurde: »Unter den Calchaquí wurden einige bearbeitete und vollständig geglättete Steine, die sich inmitten der Anbauflächen befanden, *Mamazaras* genannt; sie sollten für gehörige und reichliche Bewässerung sorgen, wobei man ihnen die Eigenschaft von Regenmachern zusprach.« *Mamazara* bedeutet in der Quichua-Sprache »Mais-Mutter«, und dieser Menhiren beigelegte Name erinnert an die Mutter Erde und den landwirtschaftlichen Fruchtbarkeitskult, der mit ihr verbunden war, wie wir das weiter oben erwähnten. Aber er hat außerdem einen astronomischen Sinn. In der Zeichnung (Abb. 33) des Aymara-Chronisten Yamqui Pachacuti[35], die die Ausschmückung des Sonnentempels von Cuzco darstellt, sehen wir nämlich fünf Sterne,

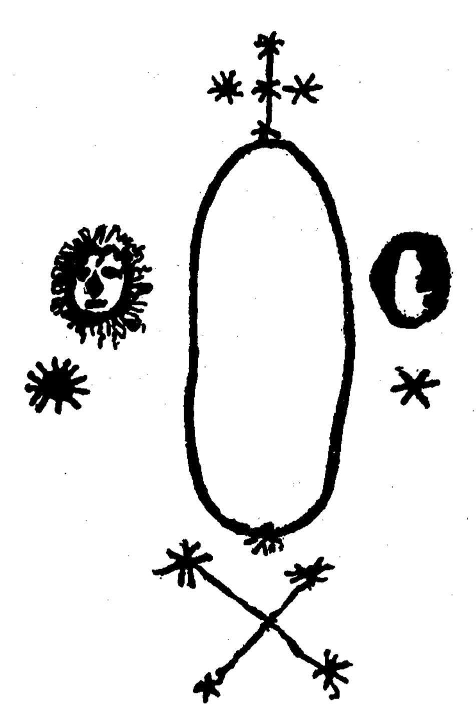


Abb. 33: Die Mutter des Mais, symbolisiert durch ein Sternenkreuz im Sonnentempel von Cuzco nach Yamqui Pachacuti[35].

von denen vier in Form eines Kreuzes zusammengestellt sind, mit der Inschrift *Zaramama chacana en general,* wobei wir nicht wissen, was das zweite Wort bedeuten soll. Es gab also in der Gegend während der inkaischen Zeit und bis heute eine Überlieferung von der Mutter Erde in Verbindung mit den Menhiren oder doch wenigsten einigen von ihnen. Dafür werden wir einem greifbaren Beweis im

nächsten Kapitel begegnen. Aber diese Überlieferung bekundet sich durch die Errichtung von »bearbeiteten und vollständig geglätteten Steinen« auf den Feldern. Die Menhire von El Mollar entsprachen dieser Charakterisierung keineswegs – ganz abgesehen davon, daß die einzig klar erkenntlichen Gesichter, denen wir dort begegneten, männlich waren –, und es scheint, daß die Indios, die sie weder aufgerichtet noch bearbeitet hatten, ihnen keinerlei besondere Fähigkeit beimaßen. Mit anderen Worten: sie betrachteten sie nicht als ihre eigenen. Es sei denn, sie hätten die Jesuiten täuschen können, was nicht so einfach war.

Jedenfalls sind die Steinsetzungen von Tafi viel älter als die Inka. Der Stil der Monolithe, aus denen sie bestehen, würde genügen, das zu beweisen. Müssen wir, da es unmöglich ist, die Bearbeitung der Steine zeitlich festzulegen, darauf verzichten, ihre Entstehung zu bestimmen? Ganz gewiß nicht. Beiläufige Elemente werden uns helfen, es später zu tun. Aber schon jetzt können wir die chronologischen Grenzen einer ersten Schätzung festlegen. Die Menhire von El Mollar unterscheiden sich sowohl von den Baudenkmälern Tiahuanacus und der Inka als auch von den *Mazamaras* der Eingeborenen. Sie sind bearbeitet, und ihre Motive haben nichts mit denjenigen gemein, die wir in anderen Teilen Amerikas finden und bei denen, selbst im Wikinger-Reich, der Stil (wegen der ausführenden einheimischen Handwerker) indianisch war. Wir sagten es schon: sie würden durchaus nach Westeuropa passen. Mehr noch – und auch darauf wurde schon hingewie-

sen –, sie haben die Gesichter von Weißen und sogar (nach der ganz besonderen Form der Umrisse zu urteilen) der Cromagnon-Menschen. Alles weist also darauf hin, daß sie von Europäern geformt und errichtet wurden. Nun erscheinen die bearbeiteten Menhire in der Alten Welt gegen das Jahr –3000, und die letzten Menhir-Statuen (mit Ausnahme von Korsika, wo andere Voraussetzungen gelten) sind älter als der Auszug der Meeres-Völker, der im Jahr –1226 erfolgte. Das ist daher das chronologische Bild unserer künftigen Suche. Wir können sogar seinen Umfang schon ein wenig einschränken: die Menhire ohne Dolmen gehören zur letzten megalithischen Epoche, und es gibt weder in Tafi noch an irgendeinem anderen Ort der Gegend Dolmen. Die Errichtung des El Mollar-Komplexes scheint daher dem zweiten der eben genannten Daten viel näher als dem ersten zu liegen. Das werden uns auch noch andere Faktoren bestätigen.

Ist es möglich, die Steine mit Runen-Inschriften von Ticucho als mit den Menhiren von Tafi nicht in Verbindung stehend zu betrachten? Die Schriftzeichen, die sie tragen, haben nicht das geringste mit dem gelegentlichen Eingeborenen-Gekritzel auf Steinen zu tun. Sie stehen eindeutig mit denjenigen in Verbindung, die – vom Magdalénien ausgehend – zu den klassischen Runen gelangen, deren Form einige von ihnen bereits haben. Anders ausgedrückt, scheinen sie das Verbindungsglied zwischen den Schriften des oberen Paläolithikums und der geschichtlichen Zeit zu sein und so dem Neolithikum und der Bronzezeit zu entsprechen, also dem Ende des Zeitalters der Megalithiker,

d. h. der Epoche der bearbeiteten Menhire und der Menhir-Statuen. Folglich sind die in El Mollar gesetzten Steine und die Inschriften von Ticucho Zeitgenossen zumindest insofern, als sie derselben Phase derselben Kultur zugehören. Unter diesen Umständen ist es nahezu unmöglich, sie verschiedenen Völkern, wenn auch gleichen Ursprungs, zuzuschreiben, die sich zufällig an einem so entlegenen Ort Südamerikas getroffen hätten.

III.

DAS REICH DES FLACHEN LANDES

1. Der ahnungslose Entdecker

Seit 1889 reiste Emile Wagner rastlos durch die unwirtlichsten Gegenden Süd-Brasiliens, Paraguays und Nord-Argentiniens. Als Sohn eines französischen Konsuls in Bahia und Buenos Aires aufgewachsen, hatte er in der Schweiz die höhere Schule besucht, die bei ihm offenbar nicht viel mehr als eine leidenschaftliche Vorliebe für Botanik und Entomologie hinterließ. Kaum hatte er seinen Militärdienst absolviert, kehrte er nach Südamerika zurück, wo er sich anfangs als Privatmann und dann ab 1901 als Beauftragter des Naturgeschichtlichen Museums von Paris der Sammlung von Pflanzen und Insekten widmete.

Seine Reisen durch den subtropischen Urwald hatten ihn bei verschiedenen Gelegenheiten in die argentinische Provinz Santiago del Estero geführt, wo er häufig auf archäologische Spuren – verschiedene in lebhaften Farben bemalte Vasen, Graburnen, Näpfe, Pfeilspitzen aus Knochen usw. – gestoßen war, die auf das Vorhandensein einer präko-

lumbianischen Kultur hinwiesen, von der nie irgend jemand sprach. 1904 schickte er dem Museum auf gut Glück die kennzeichnendsten der Fundstücke, die er gesammelt hatte. Sie weckten die Aufmerksamkeit einiger Fachleute, besonders von Paul Rivet. Von ihnen ermutigt, begann Emile Wagner mit systematischen Forschungen, und zwar mit derartigem Erfolg, daß ihm die Provinzregierung 1924 die Leitung eines zunächst nur in embryonalem Zustand vorhandenen Altertums-Museums in der Provinzhauptstadt anvertraute, das bald den Namen Archäologisches Provinz-Museum annahm. Sein älterer Bruder Duncan, ein Chemiker, der sich bei seinen vielfachen Unternehmen industrieller und landwirtschaftlicher Art in Brasilien, Frankreich und Argentinien ruiniert hatte, der aber ein ausgezeichneter Zeichner war, schloß sich ihm bald an. Die Expeditionen vervielfachten sich und wurden 1927 durch die Entdeckung der großartigen Fundstätte von Llajta Mauca gekrönt, der noch viele andere folgten. Die Sammlungen des Museums wurden so mit Zehntausenden von Fundstücken bereichert, die es auszuwerten galt. 1934 erschien in Buenos Aires, herausgegeben von den beiden Brüdern Wagner, ein gewaltiges Werk[36] mit 495 Seiten im Großformat, 698 Abbildungen im Text, 48 farbigen und 58 Bildtafeln in schwarz-weiß. Ein zweiter Band war angekündigt, erschien aber nie. 1946 veröffentlichten Emile Wagner und seine Mitarbeiterin Olimpia L. Righetti in einer zweisprachigen (spanisch-französischen) Ausgabe die Ergebnisse einer mehr als 50jährigen Arbeit[37]. Sie sind häufig beunruhigend. Zum Teil wurden sie schon in dem

vorhergehenden großen Werk formuliert. Die lieben Kollegen warteten nicht erst auf dieses neue Buch, um eine wahre Menschenjagd zu entfesseln, die 1939 in einem von der Argentinischen Anthropologischen Gesellschaft einberufenen Kongreß gipfelte, bei dem es zu erbitterten Auseinandersetzungen kam[38].

»Eine neue wissenschaftliche Wahrheit«, schrieb Max Planck[39], »pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist.« Die Mittelmäßigen, die Konformisten und sogar wirkliche Weise, die sich nicht damit abfinden, daß das Werk ihres Lebens zerstört wird, stürzen sich gewalttätig und sehr oft mit bösem Vorsatz auf jeden Neuerer. Das geht bei Menschheitswissenschaft bis zur persönlichen Beleidigung und zum Rufmord. Heinrich Schliemann, der Entdecker Trojas, wußte das wohl.

1934 war das goldene Zeitalter der argentinischen Anthropologie, das der Lehmann-Nitsche, ten Kate und Lahitte, längst vorbei. Auch die großen archäologischen Expeditionen von Créqui-Montfort-Sénéchal, Grange und Eric Boman gehörten der Vergangenheit an. Gewiß gab es noch einige ernsthafte Forscher, die sich nicht dazu verleiten ließen, an dem beklagenswerten Schauspiel von 1939 teilzunehmen. Eine Ausnahme war der Argentinier italienischer Herkunft José Imbelloni, ein Mann von außerordentlicher Kultur, dem Argentinien zum großen Teil die –

leider nur vorübergehende – Wiederbelebung seiner anthropologischen Wissenschaft zwischen 1947 und 1955 verdankte. Aber er war von Natur aus skeptisch gegenüber allem, was er nicht selber entdeckt hatte. Seine Stellungnahme, die in seinem bekanntesten Werk[40] wiedergegeben ist, war erbarmungslos wie diejenigen der anderen Teilnehmer und vielleicht noch mehr als diese: Emile Wagner habe archäologische Fundstücke gesammelt, die interessant seien, aber nicht über den Rahmen der Eingeborenen-Kulturen des argentinischen Nordwestens hinausgingen, die beim Eintreffen der Spanier noch voller Lebenskraft waren; die neusteinzeitliche Zivilisation, der Wagner sie zuschreibe, habe außerhalb seiner Vorstellung nie bestanden, was auch von seiner »Mensch-Vogel-Schlangen-Gottheit« gelte, die er bis zum Überdruß allerorts sähe.

Man muß zugeben, daß die Brüder Wagner alles getan hatten, um ihren Verleumdern die Arbeit zu erleichtern. Keiner von den beiden hatte auch nur die leiseste anthropologische oder archäologische Vorbildung. Als José Imbelloni sie um Knochenproben aus den Fundstätten bat, schickten sie ihm drei Kisten mit Schädeln und Bergen ganzer Knochen. Sie machten ihre Ausgrabungen unter völliger Mißachtung aller technischen Normen, ohne auch nur die Schichtung in Rechnung zu stellen, von der sie trotzdem eine blasse Ahnung hatten, wie aus einem Brief hervorgeht, den Emile Wagner 1933 an José Imbelloni[41] schrieb: »Die Tiefe der Fundstätte besagt nichts. Sie hängt von nivellierenden äußeren Einwirkungen ab, die die höher gelegenen Teile abtragen und die Niederungen aus-

füllen, wobei sie im ersteren Fall die Urnen aus dem Boden zutage fördern und sie im zweiten in diesen versenken.« Die von ihnen zusammengetragenen 75000 archäologischen Fundstücke sind nur durch die Anfangsbuchstaben ihrer Herkunftsorte gekennzeichnet (und auch das nicht einmal in allen Fällen), so daß das Museum von Santiago del Estero trotz der Bemühungen seiner verschiedenen Direktoren nichts anderes als ein Lager für Altertümer ist. In den erwähnten Werken werden die Stücke nicht einmal wissenschaftlich beschrieben, und die blendenden Illustrationen (deren völlige Genauigkeit wir bestätigen), die der Feder und dem Pinsel Duncan Wagners zu verdanken sind, füllen diese Lücke nur teilweise aus.

Keiner der beiden Brüder besaß außerdem das Minimum an Bildung, ohne das jeder Versuch einer Auslegung zum Scheitern verurteilt ist. Ihre Kühnheit auf diesem Gebiet stammte aus einer überschäumenden Phantasie, die sich mit einer gewissen Schwülstigkeit fragwürdigen Geschmacks verband: »Uns wird es beschieden sein, aus den Nebeln längst vergangener Zeiten den majestätischen Geist der Großen Ur-Zivilisation wiederauferstehen zu sehen und in der eigentlich prächtigen Zeit der Menschheit jene aus dem gleichen Zeitalter stammende Menge von Menschen zu beobachten, wie sie den Ton formen, die Felssteine behauen, das Metall schlagen und die Wolle ihrer Herden weben, von dem gleichen Ideal beflügelt, erleuchtet von der heiligen Flamme des gleichen Altars, in der der Sieg der Materie ebenso geschmiedet wird, wie sich an ihr der Geist entzündet.«

Reine Überspanntheit. Und trotzdem hätten es die Brüder Wagner nicht verdient, so grausam behandelt zu werden. Denn trotz ihrer Lücken, trotz der ungenügenden bibliographischen Dokumentation, über die sie in der Einsamkeit ihrer entlegenen Provinz verfügten, trotz der Unkenntnis grundlegender Einzelheiten, die erst nach ihrem Tod bekannt wurden, waren sie es, die nicht nur die Spuren eines Volkes entdeckten, dessen Existenz bis dahin unbekannt war, sondern die auch den Ursprung seiner Kultur im wesentlichen bestimmten. Selbst noch ihre gauklerische Auslegung enthält mehr Wahrheit als die erbärmlich beschränkte Kritik ihrer Gegner.

2. Der Rahmen einer Forschung

Die Provinz Santiago del Estero stellt mit einer Bodenfläche von 145670 qkm den östlichen Teil eines riesigen Flachlandes – eines ausgetrockneten Meeresbodens, wie die Geologen sagen – dar, das sich im Osten bis zum Paraná-Strom erstreckt und im Norden den Gran Chaco umfaßt, der heute zwischen Argentinien, Bolivien und Paraguay aufgeteilt ist. Im Westen wird es durch die Ausläufer der Anden begrenzt, in denen sich die Menhire von Tafi und die Berge von Ticucho befinden, 120 bzw. 75 km Luftlinie von der Grenze zur Provinz Tucumán entfernt. Die südliche Grenze der Provinz Santiago del Estero schließlich bildet das Córdoba-Gebirge. In großen Zügen haben wir also im Westen das Hochgebirge, im Norden den

großen subtropischen Urwald, im Süden ein Gebirgsmassiv mäßiger Höhe und im Osten die Pampa. Zwei Flüsse, die von den Schmelzwassern und den starken Sommerregen der Kordillere gespeist werden, der Salado und der Dulce (ganz prosaisch: der Salzige und der Süße), durchlaufen die Provinz von Nordwest nach Südost und münden der eine in den Paraná-Strom auf der Höhe der Stadt Santa Fé und der andere in das Mar Chiquita (Kleines Meer) genannte Brackwasser-Binnenmeer im Norden der Provinz Córdoba (s. Karte Abb 34).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als Emile Wagner begann, die Provinz Santiago del Estero zu bereisen, war sie fast völlig von Urwald bedeckt. Im Süden des Rio Salado, wo der Boden mit verschiedenen Salzen stark durchsetzt ist, erheben sich große Hartholzbäume von 25 bis 30 m Höhe über die Masse der Johannisbrotbäume (*algarrobos*), der *chañares* (Jourliea decorticans) und des amerikanischen Brustbeerbaumes (*mistol*), die von dichtem Unterholz stachliger Büsche umgeben sind. Im Norden trug ein günstigerer Boden eine dichtere, aber gleichartige Vegetation. Beide Flüsse führten damals mehr Wasser als heute, aber ihre Wassermenge war ungleichmäßig, beträchtlich im Sommer, sehr beschränkt und, was den Salado betrifft, fast gleich Null im Winter. Durch sie oder direkt durch die Regenfälle gebildet, milderten gewaltige ständige Lagunen – eben die *esteros*, die einen Teil des Namens der Provinz bilden – die Auswirkungen dieses jahreszeitlichen hydrographischen Verhaltens. In diesem Rahmen war das Leben leicht. Die Wälder und die Seen

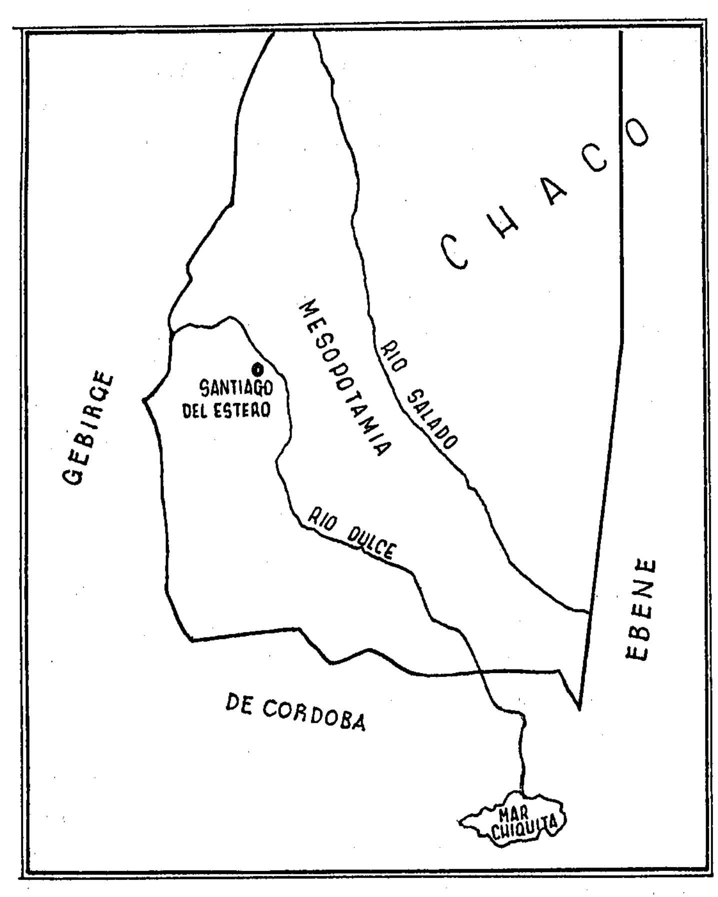


Abb. 34: Karte der Provinz Santiago del Estero.

boten Wild und Fische im Überfluß, und lange vor der Konquista wurde Mais ohne künstliche Bewässerung kultiviert. Die Früchte des Johannisbrotbaumes lieferten ein

Mehl, aus dem noch heute der *patey*, eine Art ohne Hefe gebackenes Brot, hergestellt wird, und ergaben fermentiert die *aloja*, ein leichtes Süßbier, das immer noch gern getrunken wird.

Seit dem Bau der Eisenbahnen hat sich dieser Rahmen verändert. Die großen Bäume sind mitleidlos gefällt worden, um aus ihnen Eisenbahnschwellen, Zaunpfosten und Kunstgegenstände zu machen oder sie auch nur ganz einfach zu verfeuern. Selbst die Eisenbahnen wurden lange Zeit damit befeuert ebenso wie die Hochöfen von Zapla, bis man sich zu diesem Zweck eigene Eukalyptus-Pflanzungen anlegen mußte. Mit Ausnahme des Nordens, wo der Urwald zum Teil noch besteht, hat er einem wüsten Unterholz von stachligen Büschen und großen Kandelaber-Kakteen Platz gemacht. Als Folge davon sind die Regenfälle seltener geworden. Die Lagunen sind ausgetrocknet, sofern ihre Besitzer nicht das Wasser benutzt haben, um es auf ihre Weiden zu leiten. Die Jagd ist rar geworden. Ackerbau ist nur noch unter künstlicher Bewässerung möglich. In der Nähe des Rio Dulce wird der Klee achtmal im Jahr geschnitten und werden Dreiviertel der in Argentinien angebauten Bohnen geerntet. Aber nur einige Dutzend Kilometer weiter überfielen vor noch nicht allzu langer Zeit die Einwohner die letzten Dampflokomotiven, um sich ihres Wassers zu bemächtigen, das ihnen heute mit Tankwagen durch die gleiche Eisenbahn zugeführt werden muß. Unter diesen Verhältnissen ist es nicht überraschend, daß die Bevölkerung der Provinz sich von Jahr zu Jahr verringert.

Was sich trotz allem nicht merklich verändert hat, sind die kleinen Hügel, die über fast alles nicht bestellte Land, Wald wie Steppe, verstreut sind. Man trifft sie in unregelmäßigen Gruppen von drei bis acht Stück oder auch wie zu beiden Seiten einer Straße aufgereiht. Die größten von ihnen sind nicht länger als 50 m und 3 bis 4 m hoch. Ihre Oberfläche und ihre Umgebung sind im allgemeinen mit Keramikscherben bedeckt, manchmal in einer mehrere Zentimeter starken Schicht wie bei einem mit Kies aufgeschütteten Gartenweg. Manche dieser Ansammlungen sind gewaltig. In *Represas de los Indios* z.B. gibt es auf einer Fläche von 300–400 ha 3000 oder 4000 solcher kleinen Hügel und in Llajta Mauca auf 4–500 ha 1000–1500 große.

Die an verschiedenen Stellen von Emile Wagner und Georg von Hauenschild durchgeführten Ausgrabungen ergaben, daß die große Mehrheit dieser Bodenerhebungen künstlich ist. Sie sind stets nach dem gleichen Schema angelegt: über einer 40 bis 50 cm starken Grundfläche aus der Umgebung zusammengekratzter gleichartiger Erde sind Schichten von je 10 bis 20 cm Stärke aus mit Scherben vermischter Erde aufgehäuft, die durch feine Lagen von Küchenabfällen voneinander getrennt sind, Kohle, Asche, Knochen von Säugetieren und Federvieh, Fischgräten usw. Manchmal befindet sich in der Mitte der Oberfläche des Hügels eine große Platte kompakten Tons. Häufig erscheinen in verschiedener Höhe verschiedene Gegenstände und ganze Gefäße, darunter manchmal auch Graburnen, die sich jedoch im allgemeinen in der Umgebung der Bodenerhebung befinden. Die meisten dieser Hügel sind von der

Erosion stark beeinträchtigt. Der Wind, der Regen und das Vieh – Rinder wie Pferde –, das hier wie überall in Argentinien nicht in Stallungen gehalten wird, sondern sich – Sommer wie Winter – im Freien aufhält und nachts instinktiv den jeweils höchsten Platz aufsucht, haben die Hügel abgetragen und ihnen fast immer die sanfte Form weiblicher Brüste gegeben.

Die Schaffung dieser Bodenerhebungen läßt über ihren Zweck keinerlei Zweifel. Es waren Plattformen, auf denen Wohnhäuser errichtet wurden, offenbar aus Holz, da die verwendeten Materialien keinerlei Spuren hinterlassen haben. Diese hölzernen Hütten wurden anfänglich nur auf einem kaum erhöhten Sockel errichtet. Aber wenn sie erneuert werden mußten, bedeckte man zunächst den Boden mit einer frischen Schicht sauberer Erde. Das gleiche Verfahren wurde in den Städten der Jungsteinzeit und Bronzezeit angewandt, wie die Ausgrabungen in Troja und an anderen Orten ergeben haben. Um auf unsere erwähnten Beispiele zurückzukommen, muß Represas de los Indios rund 30000 und Llajta Mauca etwa 50000 Einwohner gehabt haben. Es erhebt sich die Frage, warum die Menschen ihre Häuser auf kleinen Hügeln und nie auf dem natürlichen Erdboden errichteten. Einer der Gründe ist das Klima. Im Sommer gibt es hier häufig 40 und mehr Grad im Schatten, und in früheren Zeiten war die Temperatur noch höher. Wie die Tiere suchen daher auch die Menschen des Lüftchen wahrzunehmen, das nachts die Hitze und die Insekten vertreibt. Wenige Meter Höhenunterschied machen dabei schon viel aus. Auch die Notwen-

digkeit der Verteidigung mag eine Rolle gespielt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Hügel damals, als sie noch bewohnt waren, Plattformen darstellten, deren mit Pfählen abgestützte Seiten steil abfielen. Auch die unerläßliche Nutzung des Regenwassers spielte ihre Rolle.

Abgesehen von den Ufern einiger Flüsse, von denen die meisten heute ausgetrocknet sind, lagen unsere Hügel nämlich rund um Bodenvertiefungen, die als Zisternen dienten, oder die, wenn das Gelände abschüssig war, regelrechte Kanäle bildeten, die dazu bestimmt waren, die Wassermassen der in dieser Gegend üblichen Platzregen in zuvor ausgehobene Gruben zu leiten. Die Erde in Santiago del Estero ist, wir sagten es schon, fast überall stark salpeterhaltig. Mit Ausnahme des Rio Dulce liefern die Flüsse und Bäche ebenso wie die Brunnen nur Brackwasser, das für den Genuß nicht geeignet ist. Die einzige Art, sich Trinkwasser zu verschaffen, ist noch heute, das Wasser, das vom Himmel fällt, in primitiven Zisternen aufzufangen, meist nur – natürliche oder künstliche – Löcher im Boden, die der tonhaltige Boden wasserundurchlässig macht. Die von unseren Hügeln gesäumten »Straßen« waren keine solchen, wie die heutigen Bewohner der Gegend annehmen, sondern Deiche, die Bestandteil umfangreicher Erdaufschüttungen waren. Sie wurden ebenso wenig bewohnt wie Anhäufungen, die beim Ausheben der großen Zisternen entstanden. Diese erforderten im Gegensatz zu den kleinen ständige Arbeiten zu ihrer Instandhaltung.

3. *Unerwartete Keramik*

Unter den verschiedenen Gegenständen, die Emile Wagner und seine Nachfolger in den Hügeln fanden, sind nach ihrer Zahl und Bedeutung die Keramik-Stücke hervorzuheben, Urnen, Vasen, Näpfe, Tassen und Figuren. Hier wie überall in Südamerika sind die Archäologen darauf versessen, sämtliche Urnen als Graburnen einzustufen, auch wenn sie in der Küche oder zur Fermentierung der *aloja* gebraucht wurden, eines aus verschiedenen vorgekauten Früchten und Kräutern hergestellten berauschenden Getränkes. Das mag ein witziges, aber unbedeutendes Detail sein. Schwerwiegend ist dagegen, wie wir bereits bemerkten, daß die Ausgrabungen gemacht wurden, ohne die jeweilige Schichtung zu berücksichtigen. Freilich verliert dieser Umstand an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß Stücke verschiedenen Stils zwar häufig in demselben Konglomerat, aber nur sehr selten in den gleichen Hügeln gefunden wurden, so daß man diese ungewöhnliche Mischung mit vollem Recht dem Zufall zuschreiben kann.

Die Gebrüder Wagner hatten in ihrem Operationsgebiet – dem Zwischenstromland zwischen dem Rio Dulce und dem Rio Salado und dem »Chaco von Santiago« in der Nordostecke der Provinz – zwei Arten sehr deutlich ausgeprägter Keramiken klar voneinander unterschieden und ihnen die Bezeichnung »Zweig A« und »Zweig B« gegeben. Über ihr relatives Alter hatten sie sich nicht eindeutig ausgedrückt, da sie die Stücke als »aufeinander folgend oder gleichzeitig« definierten. Trotzdem betrachteten sie

sie als Produkte verschiedener Wanderungs-Wellen, wenn auch gleichen Ursprungs, und die zu ihrer Kennzeichnung verwendeten Buchstaben scheinen auch schon eine zeitliche Rangordnung anzudeuten. Heute sprechen die argentinischen Archäologen in ihrem verzweifelten Bemühen, einen Komplex »zurechtzurücken« und zu verjüngen, der nicht in die Schemata von Lévi-Strauß paßt, von der »Averías-Kultur« und der »Sunchituyoj-Kultur«, zwei recht willkürlich (nach Ortschaften der Provinz Santiago del Estero) gewählten Begriffen.

Die Gefäße der beiden Zweige oder Kulturen sind in bezug auf ihre Formen, ihre Herstellungsart, ihre Feinheit und ihre perfekte Härtung im Feuer identisch. »Es ist selten«, schreiben die Wagners, »daß man Spuren von Flammenschäden oder ungenügendem Brand begegnet. Die Wände sind trotz ihrer großen Festigkeit erstaunlich dünn, und beim leichtesten Aneinanderstoßen klingen die Stücke wie eine Glocke. Die mit äußerster Genauigkeit und höchst künstlerisch hergestellten erhabenen Teile sind so angebracht, daß sie gut haften bleiben. Die Umrisse sind im allgemeinen von großer Reinheit und bemerkenswerter Eleganz. Es gibt gewisse kugelförmige Stücke großen Umfangs, deren Linienführung von einer absolut mathematischen Symmetrie ist. Man kann an ihnen nicht den leisesten Defekt feststellen, selbst wenn man ihre Umrisse mittels Wachsabdrucks ermittelt, wie das bei fast allen in diesem Werk enthaltenen Stücken der Fall gewesen ist.« In beiden Zweigen befinden sich ganz einfache Urnen ohne jede Verzierung, während andere an den Seiten und am

Hals gleichartige erhabene Tiergestalten tragen. Dagegen springt dem unbefangenen Beobachter der Unterschied ins Auge, sowie es sich um farbige Stücke handelt. Die des Zweiges A oder der Averías-Kultur sind nämlich vielfarbig. Ihre Motive, häufig Figuren geometrischen Anscheins, die in Wirklichkeit fast immer stilisierte Schlangen sind, sind derartig in rot und schwarz auf weißen Grund gemalt, daß die drei Farben allein stehen. Um es anders auszudrükken: Rot und Schwarz sind durch weiße Zwischenräume voneinander getrennt. Manchmal sind die Stücke oder ihre unverzierten Teile von einer ockerfarbenen Farbschicht mehr oder weniger starken Tones bedeckt. Dagegen sind die Urnen und Vasen des Zweiges B oder der Sunchituyoj-Kultur zweifarbig. Ihre niemals geometrischen Motive sind immer in schwarz auf weißen oder roten Grund gemalt (in diesem letzteren Fall manchmal auf ein ochsenblutfarbiges Rot) oder auf den natürlichen Grund des Stückes. Ganz ausnahmsweise bedeckt das Rot Oberflächen von einer gewissen Ausdehnung, die durch schwarze Streifen oder Linien abgegrenzt werden. Einige Vasen, bemalt oder nicht, tragen am Hals verschiedene Einkerbungen (Striche und Punkte), die manchmal die Form gestrichelter Linien annehmen, ein Charakteristikum der germanischen (einschließlich der skandinavischen) Töpferkunst der Jungsteinzeit und der Bronzezeit (Abb. 35).

Die verwendeten Farben – Schwarz, Weiß und Rot – sind als solche vom Standpunkt unserer Untersuchung aus nicht gleichgültig. Schwarz und Rot sind die einzigen, denen wir in den Scheitelbein-»Fresken« der Altsteinzeit

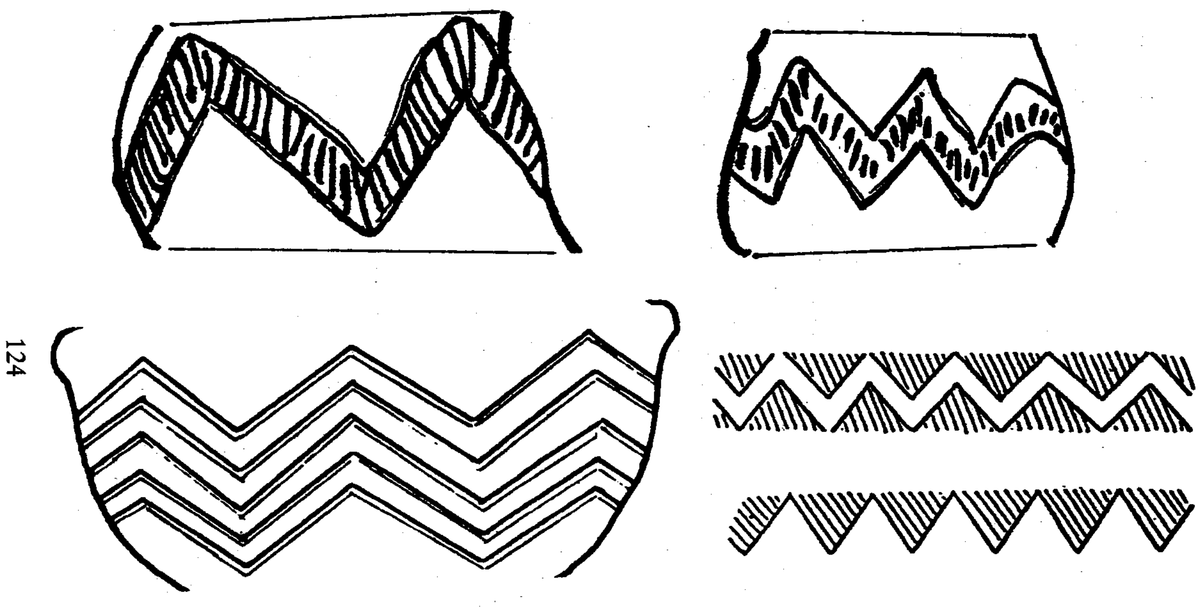


Abb. 35: Eingeritzte Keramik. Oben: Santiago del Estero.
Unten links: Languedoc nach Jean Arnal[29]. Unten rechts: Hissarlik (Troja) nach Wilhelm Dörpfeld[49].

begegnen, die einzigen, die – manchmal auf einem gleichmäßig gelben Grund – auf den Vasen des alten Ägyptens erscheinen, die einzigen, die von –3100 bis –2600 auf Kreta und vor der klassischen Zeit im Peloponnes und auf dem griechischen Festland zu sehen sind, die einzigen schließlich, die Veden und Avesta erwähnen. Auf Zypern und in Troja sind die Motive in schwarz auf weißem Grund gezeichnet. Auf den Kanarischen Inseln waren die Tempel – wie nach Platon diejenigen von Basileia – mit roten, schwarzen und weißen Steinen verziert. Hier gibt es eine Konstante, die für uns ihren ganzen Wert dadurch bekommt, wenn wir feststellen, daß eines der charakteristischsten Motive der Menhire von Tafi (Foto 4) in einem Spachtel aus Knochen wiederkehrt, der in einer Lagerstätte der Provinz Santiago del Estero, in Vilmar (Abb. 36), gefunden wurde. Wir weisen, um diesen Punkt unserer Untersuchung zu vervollständigen, darauf hin, daß es in Südamerika nicht schwieriger ist, blaue oder grüne als schwarze, weiße oder rote Farbe herzustellen, und daß die Indios in ihren Höhlenmalereien und Keramiken oft eine vielfarbigere Palette als die Töpfer verwendet haben, von denen wir sprechen.

Es sind nicht nur die Farben, die den Zweig A vom Zweig B unterscheiden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Stil der Motive, die im wesentlichen die gleichen sind, noch kennzeichnender. Die Brüder Wagner wußten das sehr wohl, wie ihre Bemerkung[36] zeigt, daß der Stil der Figuren des Zweiges A »als klassisch bezeichnet werden könnte, während der andere, der weniger diszipliniert und

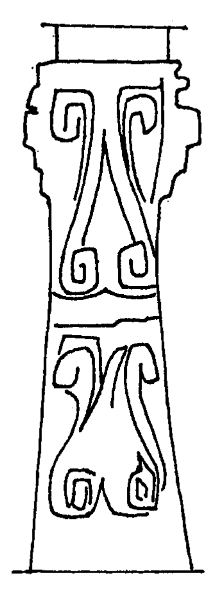


Abb. 36: Muster des Menhirs von Abb. 24 auf einem Spachtel von Santiago del Estero.

stürmischer ist, dagegen romantisch genannt werden könnte. Die Zeichnung der Erstgenannten ist bemerkenswert durch ihre Ausgewogenheit und ihre vorzüglichen Maße, den vollendeten Abschluß und die strikte Symmetrie, während die andere gefällig, wenn auch manchmal ziemlich unregelmäßig, kurz: *fait de chic* ist, um einen sehr zutreffenden französischen Fachausdruck zu gebrauchen«. Der andere Zweig (B) ruft einen Eindruck »menschenfresserischer Wildheit und Roheit« hervor, ganz im Gegensatz zum Zweig A, dessen Figuren »einen Ausdruck von Ernst

und Ruhe, in manchen Fällen nicht ohne melancholische Anmut« haben. Besser könnte man das nicht ausdrücken.

Außer diesen beiden Zweigen müssen wir noch eine dritte Art von Keramik erwähnen, die erst nach dem Tod der Brüder Wagner entdeckt wurde. Ihre wenigen Kenner nennen sie »Zweig C« und die sonstigen Archäologen »Las Mercedes-Kultur« oder »Sayanitensische Kultur«. Ihre südlich des Rio Dulce befindlichen Lagerstätten liefern lediglich Scherben von gräulich-schwarzer Farbe, die häufig eingeritzt sind und von einer im Bruch rauhen Keramik wie die der Comichingon-Indianer stammen. Wir werden auf diese, die wahrscheinlich zu dem erwähnten Zweig C gehört, noch zurückkommen.

Lassen wir diesen im Augenblick beiseite, um zu versuchen, das zeitliche Verhältnis zwischen den beiden Hauptzweigen zu bestimmen. Alle Archäologen, die sich dafür interessiert haben, sind in dieser Beziehung einem Irrtum verfallen, sogar die so vorsichtigen Brüder Wagner. Sie haben übereinstimmend den Zweig B wegen seiner einfacheren Farben und wegen der phantastischeren Linienführung seiner Zeichnungen als dem Zweig A untergeordnet betrachtet. Alberto Rex González[42] z. B. schlußfolgert, er sei weniger entwickelt, also älter; Dick Edgar Ibarra Grasso[43] dagegen meint, er sei degeneriert, also jünger. Die genaue Untersuchung der Keramik-Stücke des Archäologischen Museums von Santiago del Estero, das heute den Namen der Brüder Wagner trägt, zwingt uns zu einer ganz anderen Schlußfolgerung. Wir sind nämlich der Ansicht, daß der Zweig B (Sunchituyoj) dem anderen weit überle-

gen ist, weil er eindeutig als das Ergebnis einer ständigen Schöpfung erscheint, die sich in der Originalität der Zeichnung und der kraftvollen Einfachheit der Formen und Farben bekundet. Der Zweig A dagegen geht aus einer Systematisierung der Motive und der Linienführung hervor, wozu noch eine größere Kompliziertheit kommt, die den Wert des Werkes keinesfalls erhöht. Um sich darüber Rechenschaft abzulegen, genügt es, die beiden Stücke auf der Abbildung 37 miteinander zu vergleichen.

Bedeutet diese Feststellung, daß der Zweig B später als der Zweig A ist, weil sie die größere Kunstfertigkeit seiner Töpfer offensichtlich macht? Keineswegs. Das hieße dem heute nur noch wenig überzeugenden pseudowissenschaftlichen Dogma vom ständigen und unendlichen Fortschritt huldigen. Die Kulturen des präkolumbianischen Amerika bezeugen im Gegenteil ganz allgemein eine umgekehrte Entwicklung. Die einander folgenden Kulturbeiträge entarten nach einer schnellen Blüte im Lauf einer langen Dekomposition. Das ist in Santiago del Estero der Fall. Wir werden auf den folgenden Seiten zahlreiche Beweise für das Phänomen erbringen. Aber einen, den wichtigsten, müssen wir schon jetzt erwähnen.

Bei der Ankunft der Spanier (wir werden darauf noch zurückkommen) war von der Kultur – oder von den Kulturen, wenn man so will – der Gegend nichts mehr übrig. In den Bergen des Nordwestens (den heutigen Provinzen Catamarca und La Rioja) hatten die kürzlichen Eindringlinge, die Diaguita-Calchaquí, die von ihren Vorgängern gewaltsam übernommene Erbschaft nicht zu wahren

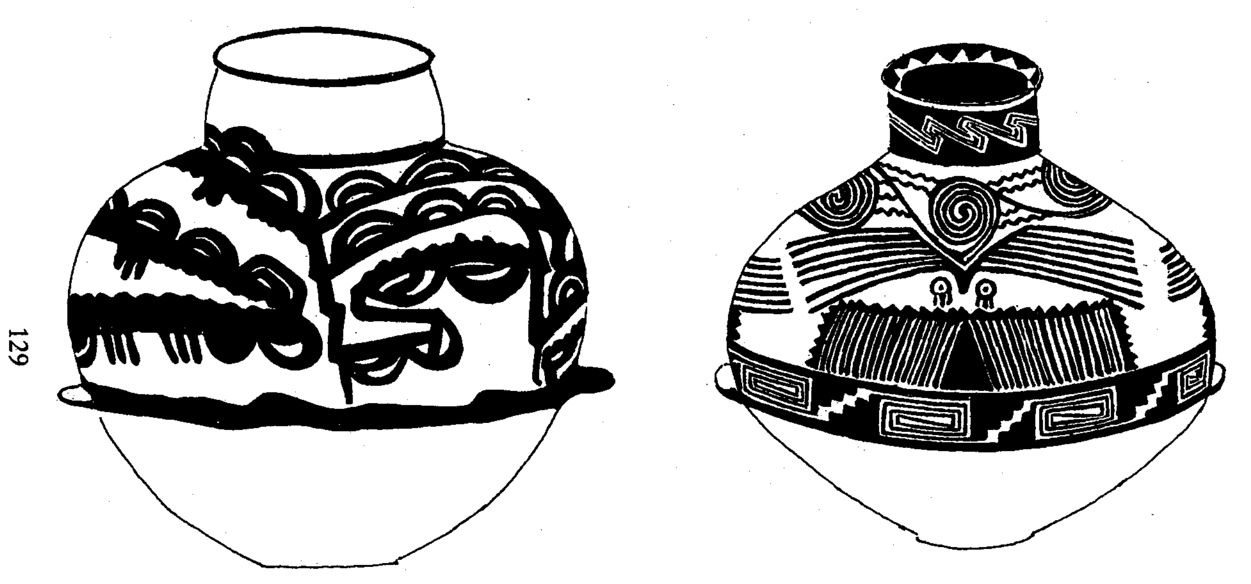


Abb. 37: Typische Urnen von Santiago del Estero. Links: Zweig A, rechts: Zweig B.

gewußt. Die Kulturen von Condorhuasi und La Ciénaga, beide von der drakonischen oder La Aguada-Kultur abgeleitet, waren schon längst verschwunden. Aber auch diese letztgenannte Kultur war nichts anderes als der dekadente Widerschein des Zweiges B von Santiago del Estero, wie aus der Kompliziertheit der Motive hervorgeht, und zusätzlich einer Verwirrung, die die Verzierung ihrer Vasen unverständlich macht. Nun ist die La Aguada-Kultur – wir sagen das mit allem Vorbehalt – zeitlich auf das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung festgelegt. Mit Vorbehalt nicht nur, weil die Karbon-14-Methode, die zu dieser Zeitbestimmung führte, sich ausschließlich auf organische Stoffe in der Umgebung der fraglichen Fundstücke stützt, die sehr viel älter oder jünger als diese selbst sein können, sondern auch weil die Keramik von Condorhuasi überraschende Ähnlichkeit mit derjenigen der Bronzezeit in Europa und Anatolien aufweist, insbesondere mit busenförmigen Vasen, die frühere Stücke aus Metall nachahmen, und mit vogelförmigen Riesentrinkgefäßen, die mit denjenigen Griechenlands und des Mittleren Orients verwechselt werden könnten. Wir werden jedenfalls später sehen, daß die von uns in bezug auf Santiago aufgestellte Zeitordnung von den Zeitbestimmungen bestätigt wird, die an den Keramik-Fundstücken selbst nach der Radiothermolumineszenz-Methode durchgeführt wurden.

Gewisse Archäologen haben sich also geirrt, die die Averías-Kultur (Zweig A) bis in die Zeit der Konquista ausgedehnt wissen wollten. Ihr Irrtum rührt von der Tatsache her, daß die Jesuiten, die im 17. Jahrhundert in der

Provinz Santiago del Estero Indianer-Reservationen anlegten, ihren Schutzbefohlenen wie in vielen anderen Teilen Südamerikas unter verschiedenen Kunsthandwerken auch das der Töpferei beibrachten. Andere Missionare, die ihnen schon seit 1590 vorangegangen waren, hatten wahrscheinlich dasselbe getan. So vermischten sich in verschiedenen Lagerstätten und besonders in Averías am Rio Salado, d.h. in einer privilegierten Zone, wo sich die Spanier bald mit den ihnen »anvertrauten« Eingeborenen niedergelassen hatten, Stücke der Kolonialzeit, ja sogar Scherben aus Europa eingeführter Keramik vom Typ Talavera de la Reina, Glasperlen und sogar Musketenkugeln mit den Resten der alten örtlichen Zivilisation, die schon längst verschwunden war. Trotzdem ist sogar bei verschiedenen Stücken »hispanoamerikanischer Inspiration«[44], die also auf das 17. und 18. Jahrhundert zurückgeführt werden, wenigstens die Verzierung viel älteren Ursprungs. Vergleichen wir, um uns davon zu überzeugen, die Motive



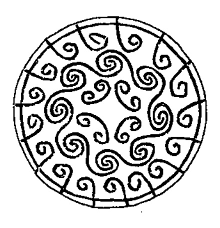


Abb. 38: Links: Motiv von einem Keramikstück von Santiago del Estero, das einige Archäologen[44] für spanisch-maurisch halten. Rechts: Motiv eines Stückes von Hissarlik nach Wilhelm Dörpfeld[49].

der Abbildung 38. Die einen stammen aus Averías, die anderen aus Troja.

4. *Die Große Mutter*

Unter den verschiedenen Typen von Menhir-Statuen, denen man in Europa begegnet, gibt es eine, die für uns eine besondere Bedeutung hat. Es ist die eulenköpfige, in deren Gesicht die Augenbrauen zusammenlaufen und sich nach unten als Nase fortsetzen. Mit ganz wenigen Ausnahmen fehlt der Mund, was der Nase einen schnabelartigen Charakter verleiht. Die Arme sind häufig mit betenden oder sich horizontal gegenüberstehenden Händen, ausnahmsweise herabhängend, dargestellt. Diese Gestalt erscheint auf den eigentlichen Menhiren, auf Pfeiler-Statuen von Dolmen und Grabgrüften und auf Gedenksteinen. Man begegnet ihr auch auf den Felswänden von Grabhöhlen im Marne-Tal in der Nähe von Paris. Sie ist immer weiblich, was bei einigen Steinbildern ohne Mund nicht der Fall ist, die manchmal irrtümlich mit ihr verwechselt werden. Häufig sind die Brüste markiert oder der Hals ist mit einer Kette von einer oder mehreren Reihen geziert. Manchmal trägt das Gesicht auf jeder Wange drei oder vier horizontale Streifen, deren Bedeutung uns nicht bekannt ist. Diese Menhir-Statuen sind Darstellungen der Mutter Erde, der *Magna Mater* der Römer, der Allmutter der Germanen, der Hauptgöttin der Fruchtbarkeit.

Der Eulenkopf erscheint auf keinem der Menhire von

Tafi (soweit diese erhalten geblieben sind) wie übrigens auch auf keinem anderen in Amerika. Aber wir begegnen ihm auf vier Miniatur-Skulpturen, die in Santiago del Estero gefunden wurden. Aus dem Museum sind sie verschwunden, aber die Brüder Wagner[36] geben sie in ihrem Werk als Aquarelle wieder, und von drei von ihnen gibt es Fotografien[37]. Es genügt – wie das die Brüder Wagner tun – sie mit den Steinfiguren von Collorgues und Saint-Sernin (Languedoc) und mit einer Grabhöhlen-Skulptur aus dem Marnetal zu vergleichen, damit die Ähnlichkeit, ja sogar die Gleichheit ins Auge springt (Abb. 39). Die Ähnlichkeit wird noch durch das verwendete Material bestärkt: die nur wenige Zentimeter hohen Figuren sind aus Stein, der, da selten, in der Provinz wenig für derartige Arbeiten verwendet wird. Man hat den Eindruck, daß es sich um Erinnerungsstücke oder Talismane handelt, die als verkleinerte Reproduktionen von normalen Steinbildern angefertigt und aufbewahrt wurden, deren Originale jedoch in der Gegend nicht (oder nicht mehr) vorhanden sind. Übersehen wir nicht, daß sich auf dem unteren Teil eines der Figürchen eine perfekte Lebensrune befindet.

Der Eulenkopf erscheint – noch stärker stilisiert – auf kleinen Terrakotta-Figuren von 8 bis 16 cm Höhe, die zu Hunderten im Archäologischen Museum von Santiago del Estero gesammelt sind. Die Schnabelnase, die durch einen einfachen Fingerdruck des Töpfers aus dem Ton entsteht, hat immer die gleiche Form. Manchmal sind den Figuren Brüste in Kugelform aufgesetzt. Einige dieser Stücke besitzen embryonale Beine, aber keines hat Arme. Diese Figür-

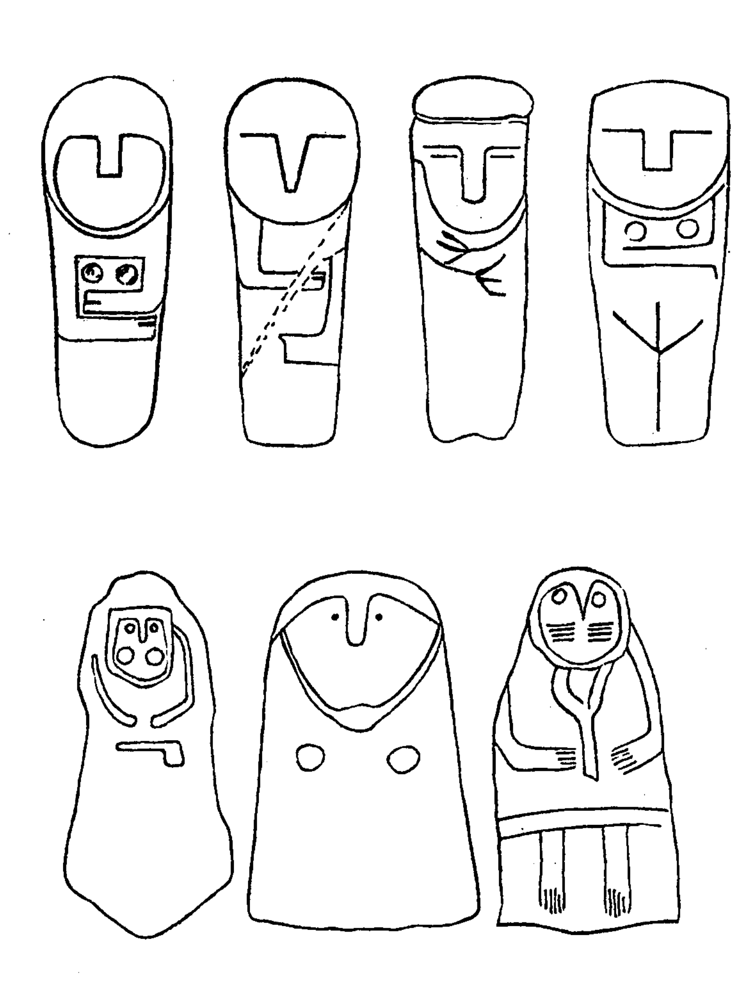
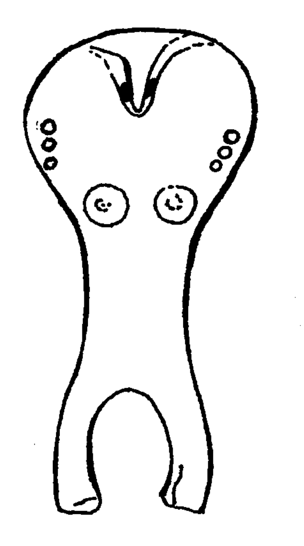


Abb. 39: Gedenksteine mit Eulenköpfen. Oben: Santiago del Estero (Miniaturen). Unten von links nach rechts: Collorgues (Languedoc), Marne-Tal und St-Sernin (Languedoc).

chen von halb Vogel-, halb Menschen-Gestalt wären uns vielleicht nur als Kuriosität erschienen, hätte nicht Schliemann bei seinen Ausgrabungen von Hissarlik und Tiryns ähnliche Stücke gefunden, bei denen allerdings (manchmal, aber nicht immer) die Arme angedeutet sind (Abb. 40). Erwähnen wir noch die Figuren in Form einer Geige, gleichfalls aus Terrakotta, die sowohl in Hissarlik als auch in Santiago del Estero gefunden wurden (Abb. 41).

Der modellierte Eulenkopf nimmt auf Vasen verschiedener Größe und Form einschließlich Urnen (für Bestattungs- oder andere Zwecke) seine charakteristischste



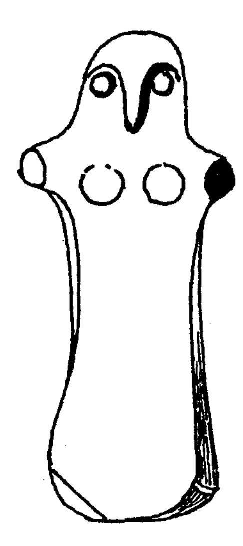


Abb. 40: Kleine Statuen mit Eulenkopf. Links: Santiago del Estero. Rechts: Hissarlik (Troja) nach Heinrich Schliemann[46].

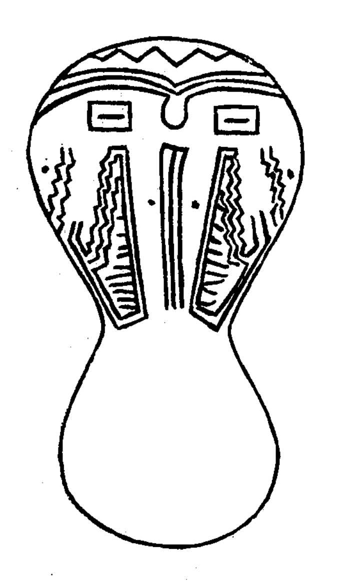
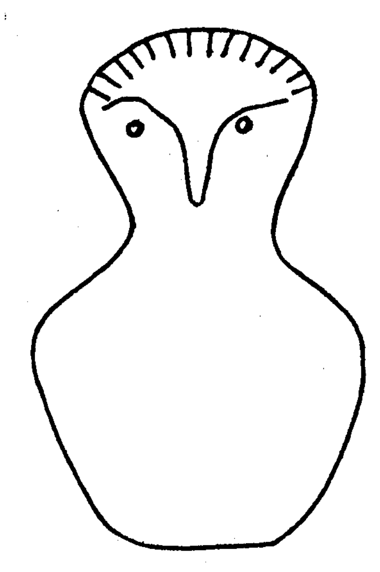



Abb. 41: Kleine Statuen in Geigenform. Links: Santiago del Estero. Rechts: Hissarlik (Troja) nach Heinrich Schliemann[46].

Erscheinung an. Auf ihnen erscheint das Motiv häufig erhaben in verschiedenen Abstufungen der Stilisierung, wie aus der Abbildung 42 hervorgeht. Seine Menschenähnlichkeit wird manchmal noch durch Menschenohren oder eine Nasenverzierung unterstrichen. In einigen Fällen werden die Augenbrauen links und rechts nach unten verlängert, so daß sie – wie auf der Steinfigur von Rosseironne im Languedoc (Abb. 43) – wie Arme erscheinen. An der Grenze der Vereinfachung erscheint auf vielen Vasen von

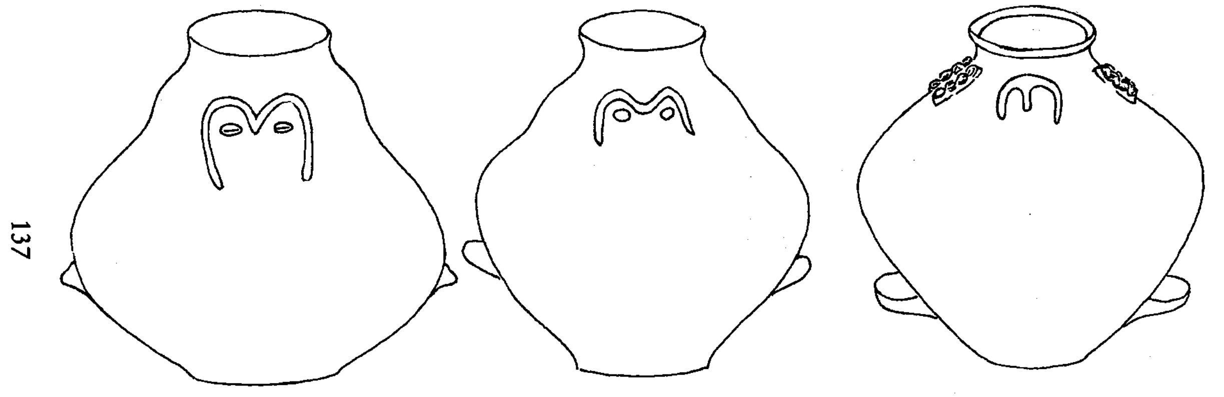


Abb. 42: Urnen von Santiago del Estero mit Eulenkopf.

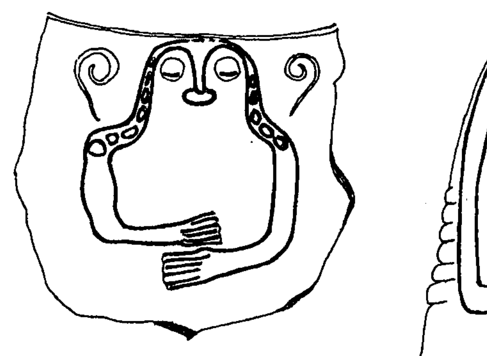




Abb. 43: Links: Bruchstück einer Urne von Santiago del Estero mit Eulenkopf. Rechts: Gedenkstein von Rosseironne (Languedoc).

Hissarlik nur noch das Symbol und in Griechenland der Helm der Pallas Athene (Abb. 44).

Wir berühren hier den Kardinalpunkt der Polemik, die seinerzeit von dem Werk der Brüder Wagner ausgelöst wurde, weil sie darin den Eulenkopf nicht nur mit der Mutter Erde der Jungsteinzeitler in Verbindung gebracht









Abb. 44: Von links nach rechts: zwei Motive aus Santiago del Estero, eines aus Hissarlik (Troja) nach Wilhelm Dörpfeld[49] und das Motiv vom klassischen Helm der Pallas Athene.

hatten, sondern auch mit der Göttin der Ägäis und Attikas. Mit der Wollust des Bilderstürmers und der grausamen Ironie, für die er bekannt ist, fällt es José Imbelloni[40] nicht schwer, die »menschen-vogel-schlangenartige Gottheit« und den »Vogel-Gott« unserer Autoren lächerlich zu machen. Aber dabei ist ihm doch die Hand ein wenig ausgerutscht, wenn er schreibt, »kein Archäologe nimmt heute mehr an, daß die schwärzlich-gelblichen Terrakotta-Vasen von Hissarlik in ihrem oberen Teil »Eulenköpfe darstellen«, und in zustimmender Weise die Meinung von Angelo Mosso[45] wiedergibt, wonach die Nase in Schnabelform und das Fehlen des Mundes lediglich zurückzuführen sei auf »die Unerfahrenheit der Töpfer, die es nicht besser zu machen wußten, oder die Pfuscharbeit und mangelnde Sorgfalt bei der Herstellung für den Verkauf bestimmter Gegenstände«. Er scheut sich nicht einmal, sich über Schliemann zu mokieren, den die Brüder Wagner mit seiner Feststellung zitieren[46]: »Die von mir in Troja gefundenen Hunderte von weiblichen Götterbildern und Vasen, auf denen weibliche Gestalten mit Eulenköpfen abgebildet sind, können nur eine einzige Idee darstellen: Pallas Athene, die Schutzgöttin Trojas, umso mehr als Homer sie ständig Glaucopis nennt, was wörtlich ›mit dem Eulengesicht‹ bedeutet, und diese Bezeichnung keiner anderen Göttin und keiner Sterblichen beigelegt hat«. Unser Zensor, der andererseits nicht zu wissen scheint, daß *glaucopis* nicht »mit dem Eulengesicht«, sondern »mit Eulenaugen«, aber auch »mit blauen Augen« heißt, und daß die Hellenisten einmütig diese letzte Übersetzung annehmen, leugnet

das alles und beruft sich dabei auf die Autorität von A. H. Sayce, der in einem Anhang an das Schliemann-Werk schreibt: »Ich bin fest davon überzeugt, daß die so plumpen trojanischen Götterbilder, in denen Dr. Schliemann Athene zu erkennen glaubt, die mit dem Eulengesicht, barbarische Nachahmungen von Bildnissen der Göttin sind, die mit den verschiedensten Namen wie Atargartis, Atè, Kybèlè, Ma und Omphalè belegt wurden.«

Nun gut: diese Göttin war niemand anders als die Mutter Erde, die die Libyer ihrerseits Neith nannten. Und Neith war es, wie wir gesehen haben, die sich unter dem Einfluß der Hyperboreer in Athene, die ohne Mutter geborene Tochter des Zeus, verwandelte, die später ihre Herkunft und damit auch ihren matriarchalischen Charakter einbüßte. Der Widerspruch, auf den Sayce hinweist, besteht gar nicht. Die Eule war tatsächlich – was auch immer Imbelloni sagen möge – der Vogel der Athene, die auf ihrem Helm das symbolische M trug. Gewiß, die Göttin hatte sich schließlich gegen die Trojaner gewandt; aber vorher war sie Gegenstand eines ganz besonderen Kultes von deren Seite. In bezug auf die Ähnlichkeit oder vielmehr die Gleichheit der Eulenkopf-Verzierung auf den Vasen nicht nur von Hissarlik, sondern auch Europas zur Jungstein- und Bronzezeit und denen der Fundstücke von Santiago del Estero sind einige Bilder (Foto 9) überzeugender als ein langer Vortrag. Fügen wir ihnen (wir werden im Kapitel VI sehen, warum) die von Dr. Morlet[47] stammende Zeichnung (Abb. 45) einer Vase von Glozel hinzu, jener französischen Lagerstätte (in der Nähe von Vichy), die –

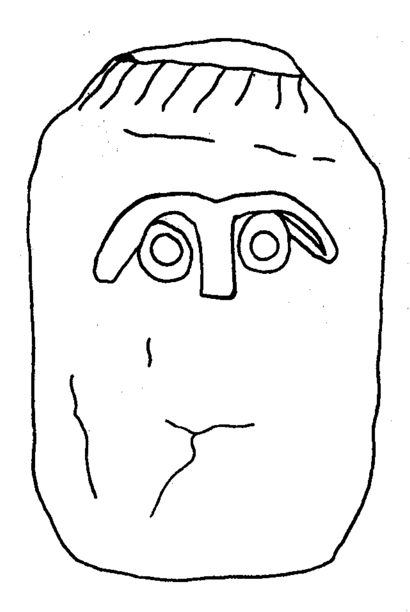


Abb. 45: Vase von Glozel mit Eulenkopf nach Antonin Morlet[47].

nach Imbelloni, der sich keine Einzelheit entgehen läßt – in den zwanziger Jahren einen »phantastischen *Aufstand* gegen die Wissenschaft verursachte und kürzlich mit einem Skandal in Frankreich endete«, die aber heute wissenschaftlich voll anerkannt ist.

Was das (übrigens schon vergessene) Problem des königlichen Charakters des Eulenkopfes betrifft, so würden die bemalten Urnen von Santiago del Estero genügen, es zu lösen. Eine große Zahl von ihnen zeigt nämlich das fragliche Motiv, aber tierähnlicher dargestellt (Abb. 46), ja

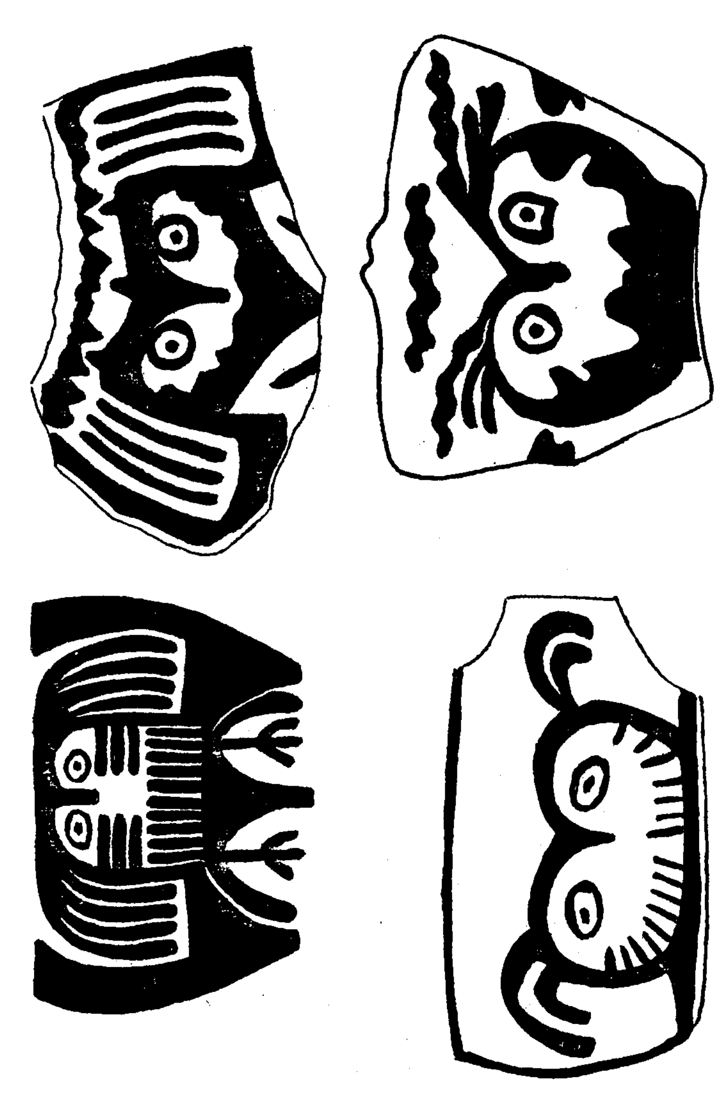


Abb. 46: Eulenköpfe auf Urnen von Santiago del Estero.

sogar manchmal mit Flügeln und Schwanz (Foto 10). Daß es sich weiterhin um die Magna Mater handelt, können wir nicht bezweifeln, wenn wir feststellen, daß einige der gemalten Figuren des (älteren) Zweiges B (Abb. 47) auf den Wangen die gleichen horizontalen Streifen tragen, die auf einigen der jungsteinzeitlichen Steinbilder Europas zu sehen sind (Abb. 39).

Aus den Augen zahlreicher modellierter oder gemalter Eulenköpfe und einiger kleiner Statuen laufen Tränen. Diese Besonderheit, der man zuweilen überall im vorkolumbianischen Amerika, am häufigsten aber in Santiago del Estero begegnet, ließ in den Köpfen argentinischer Archäologen zu Beginn dieses Jahrhunderts die Idee einer mit dem Totenkult in Verbindung stehenden »wehklagenden Gottheit« aufkommen. Ibarra Grasso[43], der mit Recht



Abb. 47: Eulenkopf mit Streifen auf den Wangen auf einer Urne von Santiago del Estero. Vergl. mit Abb. 39 unten rechts.

nicht bereit ist, alle mit der fraglichen Figur gezierten Gefäße für Graburnen zu halten, sieht dagegen in ihr die Verkörperung einer Wasser-Mutter, ähnlich der Wind-Mutter, die heute noch im Nordwesten des Landes verehrt wird. Diese Auffassung befriedigt um so mehr, als die Bewohner von Santiago del Estero seßhafte Ackerbauern in einer Gegend mit unregelmäßigen Regenfällen waren. Es ist daher logisch, daß sie der Göttin der Fruchtbarkeit auf diesem Gebiet eine besondere Rolle beimaßen und diese mit Tränen symbolisierten. Jedenfalls waren die weinenden Eulenköpfe in der Alten Welt nicht unbekannt, weder in Ägypten noch in Griechenland (Abb. 48).





Abb. 48: Eulenköpfe mit Tränen in der Alten Welt. Links: Ägypten, rechts: Böotien.

5. Spiralen, Labyrinthe und Hakenkreuze

Es ist nicht nur wegen ihres Hauptmotives, daß die Vasen von Santiago del Estero denen von Hissarlik ähneln.

In beiden Fällen sind nämlich die verwendete sehr feine Masse und die (ohne Töpferscheibe erzielte) Gestalt die gleichen. Die Formen sind häufig so übereinstimmend, daß der Betrachter verführt wird, sie zu verwechseln. Ja, wir begegnen sogar bei beiden dem gleichen ganz besonderen Anhängsel, das man an keinem anderen Ort sieht, zumindest nicht außerhalb des Einflußbereiches der beiden Kulturen. Lassen wir die Henkel beiseite, die wegen ihres praktischen Verwendungszweckes nie besonders kennzeichnend sind. Die der Urnen von Santiago del Estero sind im allgemeinen abgeflacht und an den entgegengesetzten Seiten etwas unter der Mittellinie des Gefäßes paarweise angebracht, wobei sie manchmal nach oben oder unten merkwürdig geneigt sind, während die von Hissarlik den Normen unserer Kannenhenkel entsprechen. Diese letzteren fehlen in der uns interessierenden Kultur. Andere Gefäße, vor allem Tassen, sind mit Henkeln versehen und haben häufig den Auswuchs, der diejenigen der Jungsteinzeit Europas kennzeichnet (Abb. 49). Bedeutender für uns sind die mit keinem nützlichen Zweck verbundenen Hinzufügungen.

An vielen Vasen von Santiago del Estero sieht man Anhängsel, die man auf den ersten Blick für Henkel halten könnte. Wer sie aber als solche zu benutzen versucht, wird bald merken, daß sie den Anforderungen eines solchen Gebrauchs nicht entsprechen. Nicht nur, daß sie zylindrische Form haben, sie sind manchmal horizontal oder leicht nach unten geneigt, im allgemeinen aber aufgerichtet, häufig sogar bis zur Senkrechten. Am Vasenhals oder kurz

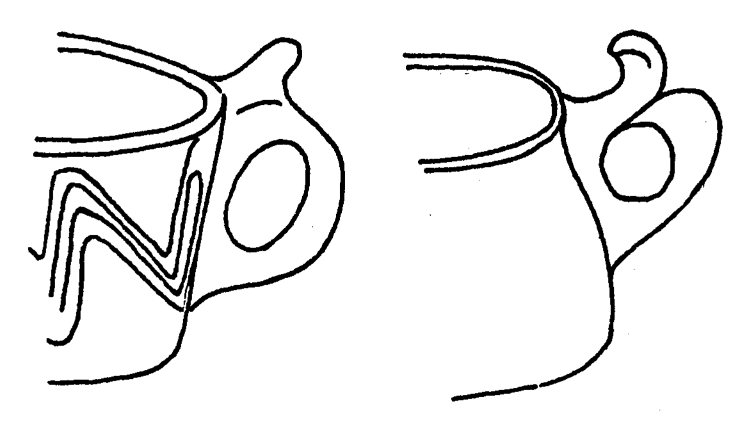


Abb. 49: Tassenhenkel mit Auswuchs. Links: Santiago del Estero, rechts: Po-Ebene, an einer der Bernsteinstraßen.

darunter angebracht, würden sie außerdem bei nicht vorgesehener Verwendung abbrechen, da sie mit der Gefäßwand nicht fest verbunden sind.

Eine große Zahl dieser dekorativen Hinzufügungen ist eindeutig phallischen Charakters. Bei der von uns abgebildeten (Abb. 50) sind sogar die Schamhaare dargestellt. Die Brüder Wagner, die sich gegen eine solche Auslegung sträuben, müssen immerhin zugeben, daß sie sich bei genauer Untersuchung aufdrängt. In seinem zusammen mit Olimpia Righetti verfaßten Werk[37] ringt Emile Wagner sich schließlich zu dieser Auffassung durch und bildet neben phallischen Kegeln aus Europa und Amerika, einschließlich von Santiago del Estero, zwei mit dem fraglichen Anhängsel versehene Urnen ab, die eine aus der Provinz

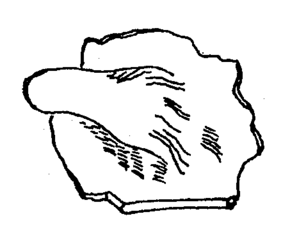
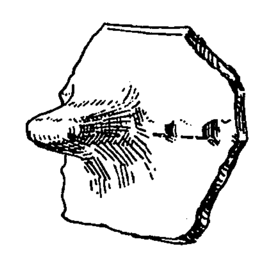



Abb. 50: Phallische Anhängsel. Links: Santiago del Estero, rechts: Hissarlik (Troja) nach Wilhelm Dörpfeld[49].

Santiago del Estero, die andere aus Hissarlik – und beide vollkommen gleich (Abb. 51). Manchmal finden wir an beiden Stätten an Kannen oder Tassen nur einen einzigen Phallus so angebracht, als wäre er ein Schnabel, ohne daß er die entsprechende Funktion ausübt. Auch an einigen

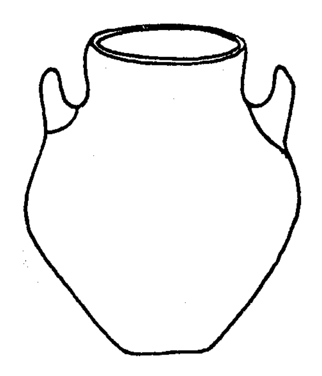
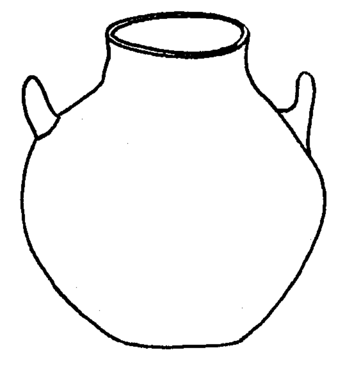



Abb. 51: Urnen mit phallischem Anhängsel. Links: Santiago del Estero, rechts: Hissarlik (Troja) nach Heinrich Schliemann[46].

Urnendeckeln wie denen in Troja (Abb. 52) ist er in dieser Form angebracht. Erwähnen wir schließlich noch, daß bei vielen anderen Vasen diese Anhängsel in einen stilisierten Eulenkopf auslaufen (sie nehmen dann das Aussehen der kleinen Statuen der Abb. 40 an) oder in den eines Jaguars, Pumas oder Fuchses. Noch merkwürdiger sind drei metallene Schmucknadeln, die Emile Wagner in Sequía Vieja am Ufer des Rio Salado fand. Der Schmuck an ihrem Ende stellt mit der gleichen Bedeutung, aber in anderer Form die bei den Mittelmeervölkern wohlbekannte Handbewegung dar, bei der die Faust geschlossen und der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt wird. In Indien ist das bis heute das Zeichen des Gottes Schiwa.

In Santiago del Estero – wie in Hissarlik – sind die Tiere der örtlichen Fauna als kleine, häufig kolorierte Terrakotta-Figuren reichlich vertreten, sei es als Einzelfiguren oder als Hochrelief auf dem Hals von Urnen. In diesem

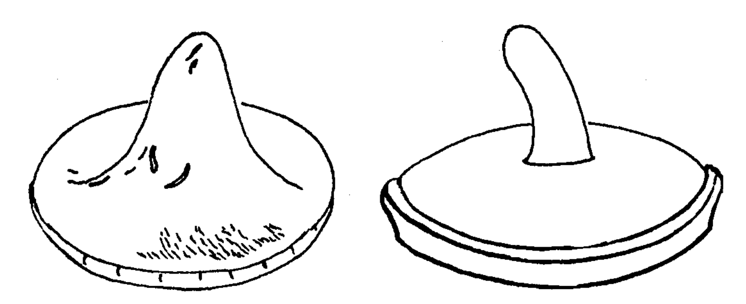


Abb. 52: Urnendeckel mit phallischem Anhängsel. Links: Santiago del Estero, rechts: Hissarlik (Troja) nach Wilhelm Dörpfeld[49].

letzteren Fall sind es häufig Paare von Katzen oder Adlern, die ein Bildnis der *Magna Mater* umgeben (Abb. 53). Das ist eine uralte Art, die Göttin der Jungsteinzeit darzustellen, wie sie uns z. B. eine Vase aus Böotien (Abb. 54) zeigt.

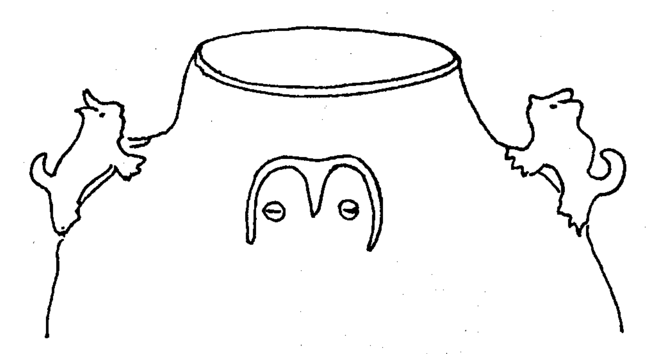


Abb. 53: Eulenkopf auf einer Urne von Santiago del Estero, seitlich eingefaßt von zwei Katzen.



Abb. 54: Mutter Erde mit zwei Wölfen auf einer Vase aus Böotien.

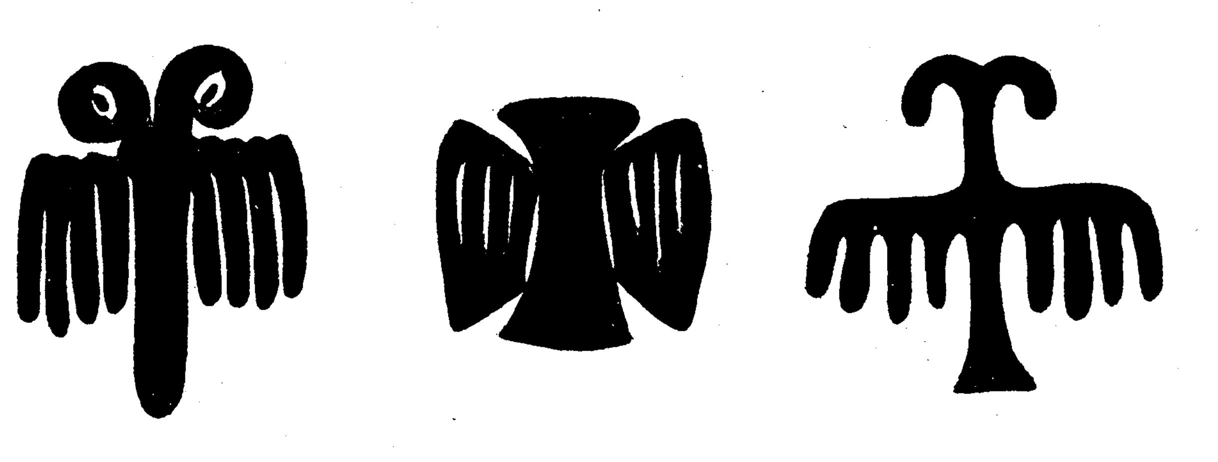


Abb. 55: Adler (auch zwei doppelköpfige) auf Urnen von Santiago del Estero.

Auch Odin erscheint in Skandinavien häufig von zwei Wölfen oder zwei Raben umgeben. Der einzelne Adler verdient eine besondere Erwähnung, ob er nun als modelliertes Stück oder als Motiv auf Vasen und Schüsseln gemalt erscheint, besonders wenn er in diesem letzteren Fall zweiköpfig ist. Der Adler mit dem Doppelkopf ist im ganzen indoeuropäischen Raum des Westens seit der Bronzezeit bis in unsere Tage anzutreffen (Abb. 55). Bleibt noch die Schlange zu erwähnen, die mit dem Eulenkopf eines der Hauptmotive zur Verzierung der Urnen von Santiago del Estero darstellt, sei sie gemalt oder modelliert. Die Darstellung dieses Tieres ist in der antiken Welt so verbreitet, daß sie hier keinerlei Bedeutung hätte, träte sie nicht u.a. in zwei ganz verschiedenen Formen auf: einmal doppelköpfig wie in Anatolien zur Zeit Trojas (Abb. 56) und zum andern geflügelt (Abb. 57). In der griechischen Mythologie ist die Schlange häufig mit der

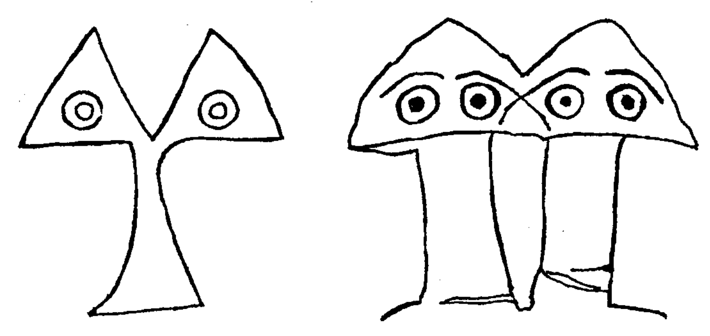


Abb. 56: Doppelköpfige Schlangen. Links: Santiago del Estero, rechts: Kültepe Hüyük, Anatolien.



Abb. 57: Geflügelte Schlange auf einer Urne von Santiago del Estero.

Mutter Erde und den Gebräuchen vor der Ankunft der Hyperboreer verbunden. Die widersetzen sich symbolisch, als Apollo am Parnaß die weibliche Schlange Python tötet. Die Ikonographie zeigt uns außerdem Demeter, eine der letzten Verkörperungen der jungsteinzeitlichen Göttin, in einem Wagen, der von geflügelten Schlangen gezogen wird

(Abb. 58). In der skandinavischen Mythologie ist die Weltschlange der Hauptfeind des Gottes Thor, den sie schließlich tötet. In der nordischen Bronzezeit ist die Schlange eines der häufigsten Motive.

Noch wichtiger als diese Tiergestalten, deren Übereinstimmung mit denen der Alten Welt selbst in dem Extremfall des doppelköpfigen Adlers zufällig sein könnte, sind



Abb. 58: Göttin Demeter auf einem von geflügelten Schlangen gezogenen Wagen auf einem griechischen Sarkophag.

die in Santiago del Estero auf Urnen und Schüsseln gemalten Symbole. Emile Wagner und Olimpia Righetti[37] weisen mit Recht darauf hin, es dürfe nicht überraschen, »daß einzelne Menschen unabhängig voneinander, aber gegenüber den gleichen materiellen Notwendigkeiten ihre Alltagsprobleme durch die Schaffung von einander ähnlichen Gebrauchsgegenständen wie Waffen, Werkzeuge usw. gelöst haben. Aber ihr Gebrauch ist wie die Sitten und Gebräuche in ihren materiellen Bekundungen nur von sehr relativer Stabilität. Im Lauf der Jahre und auf Grund verschiedener Einflüsse verändern sie sich leicht, ja geraten sie in Vergessenheit. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß Völker ohne jede Verbindung zueinander zur Darstellung ihrer Götter die gleichen Symbole gewählt haben könnten, d.h. Figuren, denen sie die gleiche konventionelle Bedeutung beimessen. Das ist der Grund, warum man feststellen kann, daß Völker, die ihre Götter mit den gleichen Symbolen darstellten, nicht nur Beziehungen zueinander hatten, sondern Bestandteile der gleichen Zivilisation waren. Außerdem sind die geheiligten Kulturgegenstände und ihr Symbolwert beständig, fast ewig; über die Generationen hinweg bewahren sie ihre geistige Bedeutung und ändern sich im Lauf der Zeiten sehr wenig. Darum erlauben diese symbolischen Wechselbeziehungen, schlußfolgernd den fernen Ursprung und den typischen Charakter der Zivilisationen zu erkennen, aus denen sie hervorgingen.«

Dies ist besonders bei der Spirale der Fall, die sich einfach, doppelt oder vierfach in den Felsmalereien Süd-

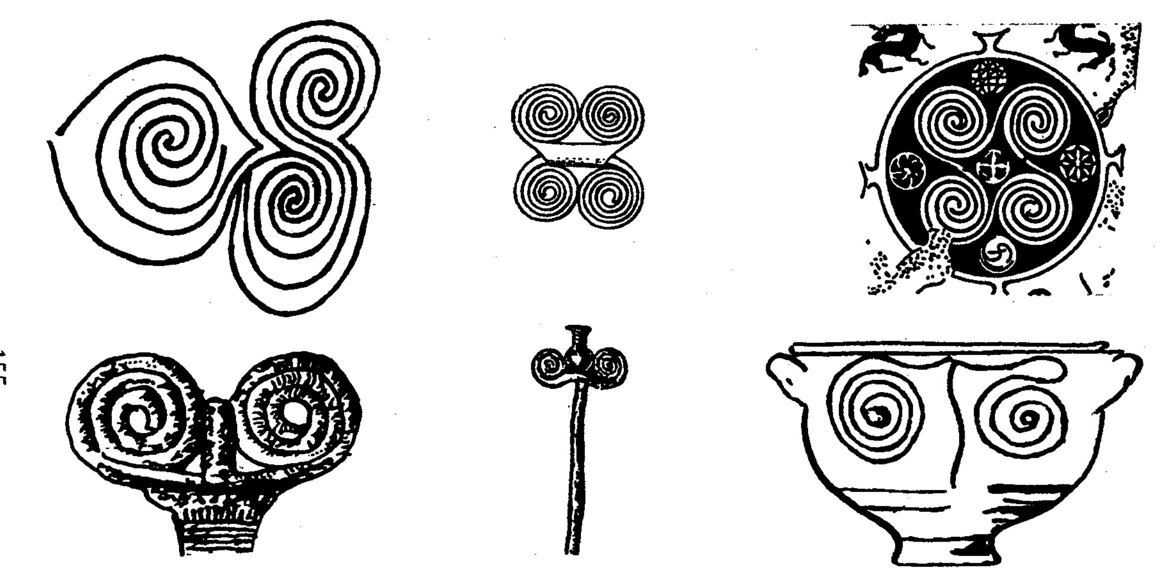
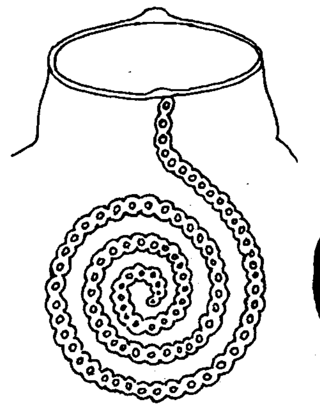


Abb. 59: Spiralen der Alten Welt. Von links nach rechts: New Grange (Irland), megalithische Epoche; Malta, megalithische Epoche; Vadstena (Schweden), Wikinger-Epoche. 2. Reihe: Nordischer Kulturkreis, Bronzezeit, nach Jürgen Spanuth[5]; Hissarlik (Troja) nach Wilhelm Dörpfeld[49]; Palästina, Philister-Zeit, nach Jürgen Spanuth[101].

skandinaviens, in Irland, Malta und eigentlich in allen Teilen Europas der Jungsteinzeit und der Bronzezeit findet (Abb. 59). Es ist eine äußerst einfache geometrische Figur, was man von ihrer Bedeutung gewiß nicht sagen kann. »Der symbolische Sinn der Spirale«, schreibt Alain de Benoist[48], »ist der des Daseins. Die Spirale stellt ein physisches und geistiges Universum in ständiger Entwicklung dar: ein Symbol, das das Unendliche als Perfektion in das Unvollendete stellt; die Schöpfung als etwas, das niemals aufhört, sich zu vollziehen. Die Spirale bedeutet eine zyklische Auffassung der Geschichte: alles kehrt ewig an seinen Ausgangspunkt zurück, aber in einer neuen ›Dimension‹. Sie ist der völlige Gegensatz zur Linie, zur linearen Auffassung der Zeit.« Sie ist daher wesentlich ein pantheistisches Symbol. Sie tritt in zahlreichen Keramikstücken von Santiago del Estero auf (Abb. 60).

Das Dasein bedeutet ein gewisses Mysterium. Darum sehen wir, wie aus der Spirale das Labyrinth wird. Hier handelt es sich schon nicht mehr bloß um eine geometrische Figur, sondern um die Darstellung mythischer Bauten, ob sie nun bestanden haben oder nicht, wie Ro'Hunt in Ägypten und Knossos auf Kreta, oder wirklich existierender wie der von Stonehenge, Avebury und Atlantis (Abb. 61). Wir haben im vorhergehenden Kapitel schon erwähnt, daß die deutsche Sprache für Labyrinth die Bezeichnung »Trojaburg« hat (schwedisch: *Trojeborg*, englisch: *Troytown)*. Die beiden ersten Silben dieses Namens haben eine indogermanische Wurzel, die *draja* in der altdeutschen, *thruian* in der gotischen, *trian* in der gälischen



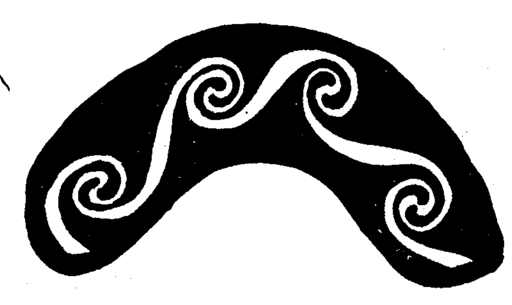




Abb. 60: Spiralen auf Urnen von Santiago del Estero.



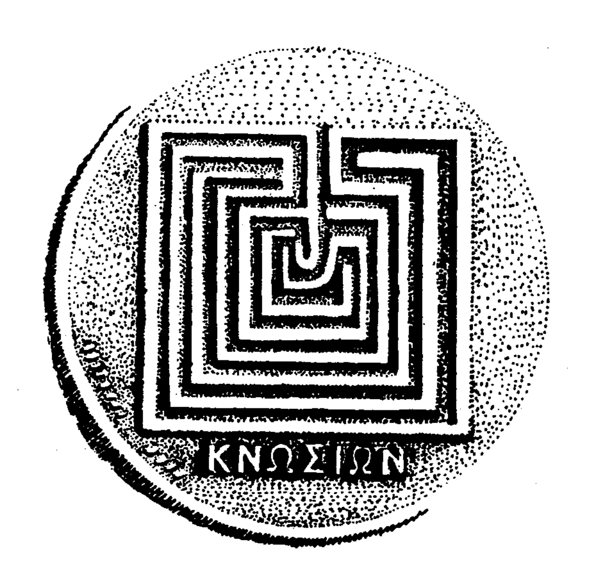


Abb. 61: Labyrinthe in der Alten Welt. Links: Nordischer Kulturkreis nach Jürgen Spanuth[5]; rechts: Knossos (Kreta).

und *throwen* in der mittelenglischen Sprache mit der Bedeutung von »drehen« ergab. Die Stadt Troja trug also diesen Namen, weil sie von konzentrischen Mauern umgeben war, die sie praktisch uneinnehmbar machten, wie die Achäer erfuhren, die sich erst nach zehnjähriger Belagerung und nur durch die Kriegslist mit dem berühmten Trojanischen Pferd in ihren Besitz setzen konnten. Die »Trojaburgen« waren ganz allgemein Tempel, wo ursprünglich anscheinend die »Heiligen Hochzeiten« der Mutter Erde mit Poseidon wiederholt wurden, und später Tempel der Sonne, die durch eine Jungfrau personifiziert wurde. Sie war dort während des Winters eingesperrt und wurde zur Sommersonnenwende von einem Helden – Sigurd oder Theseus – befreit. Homer respektierte den Mythus, indem er den Trojanischen Krieg auf den Raub der Helena zurückführte. Der wirkliche Grund dieses Krieges war die Kontrolle einer der Bernsteinstraßen. In Santiago del Estero erscheint das Labyrinth auf vielen Urnen, sei es in seiner klassischen Form, sei es – noch symbolischer – in der Form eines S, in der den Anfangsbuchstaben von Sonne, der nordischen Bezeichnung für das Gestirn des Tages, zu sehen (Abb. 62) vielleicht allzu kühn wäre.

Aus der Spirale entsteht die Schnecke. Diese hat in der nordischen Symbolkunde eine ganz besondere Bedeutung, da sie die Weltsäule krönt, die sich in der Mitte der »Trojaburgen« erhebt. Dort stellt sie den Atlas dar, der mit erhobenen Armen das Himmelsgewölbe stützt, Atlas, den die Griechen auch Er nannten wie den alten germanischen Gott Er oder Ermin, dem zu Ehren in den offenen Tem-

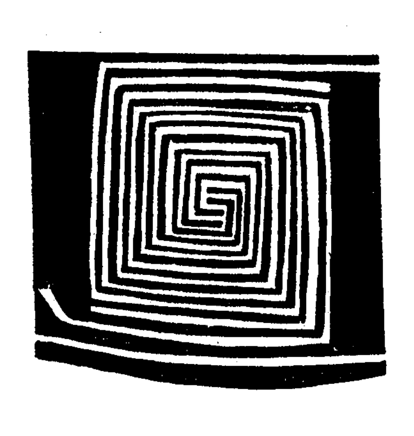
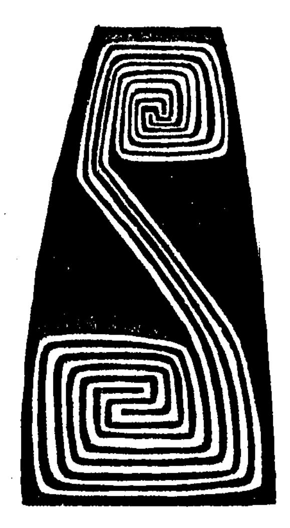



Abb. 62: Labyrinthe auf Urnen von Santiago del Estero.

peln die Irminsul oder der Lebensbaum angebetet wurde. Diese Schnecke findet sich ebenso in Griechenland und Palästina, wohin sie die Philister bringen, wie in Sachsen und Skandinavien (Abb. 63). Wir begegnen ihr auch in Santiago del Estero im oberen Teil der kleinen Metallfiguren – *laurake* – von denen eine einen bärtigen Mann darstellt (Abb. 64).

Erwähnen wir schließlich auch noch das Hakenkreuz, das im ganzen indoeuropäischen Raum verbreitete Sonnensymbol, das schlechthin arische Wahrzeichen. Im Reich des flachen Landes, wie es die Brüder Wagner nannten, konnte es nicht unbekannt sein. Tatsächlich findet es sich





Abb. 63: Links: Volute der Bronzezeit nach Jürgen Spanuth[101]; rechts: Volute auf einer griechischen Vase.

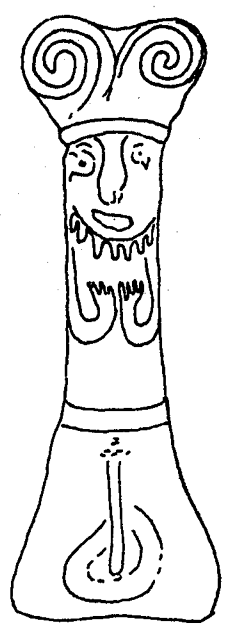


Abb. 64: Laurake von Santiago del Estero mit Bart und Voluten-Krone.

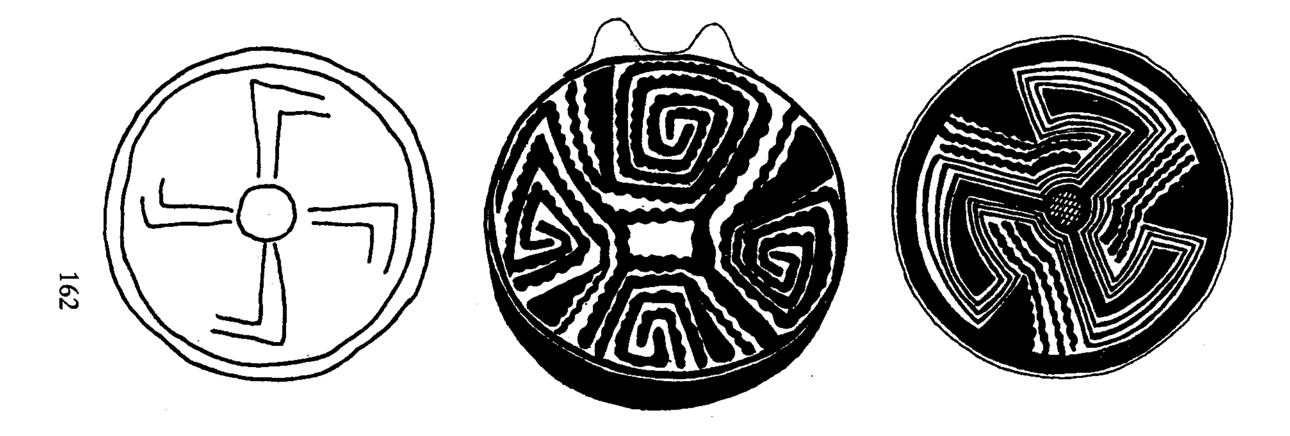


Abb. 65: Hakenkreuze auf Keramik-Stücken von Santiago del Estero, links auf einem Spindel-Spínnrad, rechts auf Suppennäpfen.

auf zahlreichen Vasen des Gebietes, manchmal in Form eines dreiarmigen Kreuzes (Abb. 65).

6. Zwei wissenschaftliche Streitfragen

Im bisherigen Verlauf dieses Kapitels haben wir uns, wenn wir von Stücken absehen, denen einige mit oder ohne Recht einen spanischen Ursprung beimessen wollen, nur mit solchen beschäftigt, die keinen Anlaß zu einer Kontroverse gegeben haben, es sei denn in bezug auf ihre Auslegung. Das gilt nicht für die metallenen Stücke und für die Aggriperlen, mit denen wir uns jetzt beschäftigen werden.

»Vor drei Jahren«, schreiben Emile Wagner und Olimpia Righetto[37] (d.h. also 1943), »entdeckten wir bei Ausgrabungen in der Gegend des mittleren Rio Salado Gegenstände aus Metall. Der größte Teil ist aus Bronze, eine kleine Anzahl aus Kupfer, das eine oder andere Stück aus Silber und keines aus Gold. . . Ganz selten sind uns archäologische Fundstücke dieser Art in die Hand gefallen. Unsere ersten Entdeckungen von metallenen Stücken machten wir bei der Suche nach *Urosalpinx Hushi Pilsbry,* Muscheln, die wir in großen Mengen an den archäologischen Lagerstätten der Provinz gefunden hatten. Nachdem so unser Interesse einmal geweckt war und in Anbetracht der großen Aufmerksamkeit, die solche Funde erregen könnten, führten wir seit damals unsere Ausgrabungen in Gebieten durch, die diese Art Weichtiere enthalten, was mit der Entdeckung von 206 metallenen Stücken oder

Bruchstücken belohnt wurde.« Die Verfasser definieren genauer, daß der fragliche *Urosalpinx* in den Gewässern des Atlantiks in der Nähe der Mündung des Rio de la Plata und an der unmittelbar nördlich gelegenen Küste Brasiliens lebt, d.h. in einer Entfernung von mindestens 1350 km Luftlinie vom mittleren Rio Salado. Sie erklären ferner, daß das Archäologische Museum von Santiago del Estero im Jahr 1946 von dieser hier nicht erwarteten Muschel 9350 Exemplare besaß.

Der größte Teil der fraglichen Stücke aus Metall ist denen gleich, die aus den sonstigen Gebieten des argentinischen Nordwestens, aus dem Norden Chiles, aus Bolivien und Peru stammen. Einige jedoch bieten nur hier vorkommende Besonderheiten, von denen wir eine (etwas unanständige) weiter oben bereits erwähnt haben. Wir wissen nicht, ob das Metall an Ort und Stelle bearbeitet wurde, wobei das Rohmaterial aus dem nächstgelegenen Gebirge gekommen sein muß, da es im Flachland keine Metallvorkommen gibt, oder ob die fraglichen Gegenstände als Fertigwaren importiert wurden. Die amerikanische Herkunft der Bronze-Gegenstände kann jedenfalls nicht geleugnet werden. Das gilt nicht für einige andere aus Silber, die Frau Amalia Gramajo de Martínez Moreno ohne Kommentar in ihrem kleinen Werk über die spanisch-indianische Keramik[44] abbildet. Zwei derselben jedoch sind *tupu*, jene klassischen Schmucknadeln der Metallbearbeitung in den Anden. Wir sehen an ihnen (vielleicht aus Mangel an Vergleichsmöglichkeiten) nichts Spanisches, während wir ganz ähnlichen Stücken in Troja[49] begegnen.

Die beiden anderen sind in Sequía Vieja gefundene Kreuze. Obwohl dieses Motiv in geringem Umfang in allen Teilen des vorkolumbianischen Amerika anzutreffen war, drängt sich im ersten Augenblick der Gedanke auf, es hier mit dem christlichen Symbol zu tun zu haben. Aber es tauchen Zweifel auf, wenn man feststellt, daß das eine dieser Stücke die Form einer Axt hat und daß das andere in dem erwähnten Büchlein verkehrt herum fotografiert wurde, wie man an dem Loch zum Aufhängen erkennt, so daß in Wirklichkeit der untere Balken dieses »Kreuzes« kürzer als der obere ist und nicht umgekehrt. Das damit aufgeworfene Problem betrifft jedenfalls nur einige der Metall-Gegenstände von Santiago del Estero.

Die andere Kontroverse bezieht sich auf kleine durchlöcherte Gegenstände, die zu Ketten aufgereiht wurden. Emile Wagner fand mehrere Typen davon an verschiedenen Lagerstätten der Provinz, ganz besonders in Llajta Mauca. Es gibt sie in einfarbigem Glas, die wahrscheinlich spanischer Herkunft sind. Andere – in Form von Malachit-Zylindern – stammen eindeutig aus Tiahuanacu. Die uns hier interessierenden sind viel größer und aus farbigem Glas und den Paläoarchäologen als »Aggriperlen« wohlbekannt (auch Agri-, Aigri-, Agryri- oder Akoriperlen genannt). Die Technik ihrer Herstellung ist eine ganz besondere: Der Glasmacher tauchte ein mit Ton bedecktes Stück Draht in die flüssige Glasmasse von schwarzer oder grüner Farbe. Er erhielt so ein Glasröhrchen, das er nunmehr in geschmolzenes Glas von weißer Farbe tauchte, um es in noch heißem Zustand durch eine gezahnte Hülse zu

pressen. Dieser Vorgang wurde mehrfach mit Glasmassen verschiedener Färbung und Hülsen immer größeren Durchschnitts wiederholt. Abschließend wurde das so entstehende vielfarbige Glasröhrchen mit einer Schicht kobaltblauen Glases überzogen. Dann brauchte man nur noch den tonbedeckten Draht herauszuziehen, das Röhrchen in kleine Zylinder zu zerteilen und die Außenflächen der so entstehenden Perlen, sechs bis zwölf an der Zahl, zu schleifen, so daß sie vielfarbig glitzerten. Die Farbzusammenstellungen bestimmte der Künstler nach seinem Geschmack und den gegebenen Möglichkeiten. Der Durchmesser der Perlen betrug zwischen 7 mm und mehreren Zentimetern bei gleicher oder etwas geringerer Länge.

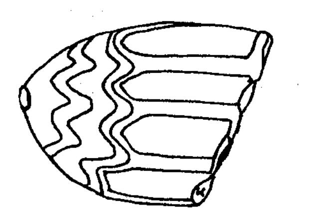
Diese Aggriperlen waren schon mehrere Jahrtausende vor der Zeitwende bekannt. Man fand sie in Pharaonengräbern. Die Ägypter waren im Besitz ihres Herstellungsgeheimnisses. Desgleichen die Phönizier, die sie für den Tauschhandel an den Küsten Afrikas verwendeten, wo sie in vielen archäologischen Ausgrabungen zu Tage traten. Rom erbte das Verfahren und danach Byzanz bis zu einem unbekannten Zeitpunkt. Im Westen gab es vom 4. bis zum 13. Jahrhundert eine Lücke, als die Glasmacher von Murano, der kleinen Insel in der Lagune von Venedig, sich zu einer Zunft zusammenschlossen, um sich das Monopol der Herstellung der *millefiori*, wie sie die heute noch berühmten Murano- oder Aggriperlen nannten, zu sichern, deren Technik sie wiedergefunden hatten. Die venezianischen Handelsherren begannen damals, die Perlen als gut gehende Tauschware zu benutzen, wobei sie auch den

Reedern anderer Nationen ganze Ladungen davon überließen. Bis hierher ist alles klar.

Keineswegs klar dagegen ist, wie die Aggriperlen nach Südamerika gelangten. Es gibt nur wenige *huacas* (prähistorische Grabstätten) auf dem Altiplano, in denen nicht einige solche Perlen gefunden wurden. Das Landesmuseum für Anthropologie und Archäologie in Lima besitzt ganze Ketten davon. Arthur Posnansky[51] berichtet, daß er in der peruanischen Hauptstadt die kürzlich ausgegrabene Mumie einer hochgestellten Persönlichkeit – ihr in Silber gefaßtes Federgesteck bestätigte ihren Rang – persönlich untersuchte, die eine aus kleinen durchbohrten Steinen und einigen Aggriperlen bestehende Kette trug. Diese war der Mumie nicht etwa nachträglich umgelegt worden, da einige der Perlen von Falten der getrockneten Haut umschlossen waren. »So konnte ich«, schreibt Posnansky, »das Vorhandensein von dunkelblauen Aggriperlen in Grabstätten der peruanischen Pazifikküste feststellen, die zweifellos präkolonial waren und aus Murano stammten.« Daraus schlußfolgert er, daß italienische, spanische oder portugiesische Händler schon vor der Konquista mit Peru im Warenaustausch standen. Wir glauben festgestellt zu haben, daß es sich dabei in Wirklichkeit um Normannen handelte[19]. Und die Perlen kamen, wie wir sehen werden, nicht aus Venedig.

Es erübrigt sich zu erwähnen, daß die konformistischen Archäologen ein schallendes Gelächter über diesen Latien anstimmten, der ihnen übrigens in anderer Beziehung die Knüppel geliefert hatte, mit denen sie auf ihn einschlagen

konnten. Emile Wagner hatte selbst unter den Folgen seiner Entdeckung zu leiden. Man warf ihm direkt[38] oder indirekt[44] vor, den Fund der fraglichen Perlen in Santiago del Estero in seinem Werk nicht erwähnt zu haben; das beweise seine böse Absicht, da diese ja doch nur von den Konquistadoren stammen könnten. Diese Beschuldigung ist leicht zu widerlegen. Wenn Wagner die Stücke hätte verschweigen wollen, weil sie seine These widerlegten, dann hätte er sie einfach verschwinden lassen können, statt sie in die Kollektionen seines Museums aufzunehmen. Tatsächlich dürfte sein Schweigen unseres Erachtens auf seine völlige Unkenntnis dessen zurückzuführen sein, um was es sich handelte. Er wußte nicht mehr als seine Verleumder und Posnansky (der freilich schwieg), daß sich nämlich die Muranoperlen deutlich von den alten Aggriperlen unterschieden. Die äußersten Enden der Erstgenannten sind in viel breiteren Facetten geschliffen als die anderen (Abb. 66). Sie erhalten also die Form von viel höheren abgestumpften Pyramiden. Daraus wiederum kann man folgern, daß sich die venezianischen Perlen eine



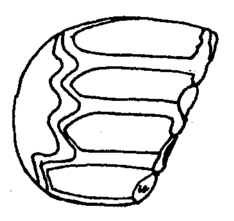


Abb. 66: Aggriperlen (Teilstücke), Links: aus Murano, rechts: archaische Perle wie die von Santiago del Estero.

neben der anderen zu Ketten aufreihen ließen, wobei sie die Vielfalt ihrer Farben bewahrten, während die archaischen Perlen durch kleinere Kügelchen voneinander getrennt aufgefädelt werden mußten, wobei sie Gefahr liefen, einen guten Teil ihrer Farbenpracht zu verlieren. Nun gehören die Aggriperlen von Santiago del Estero samt und sonders zu diesem letzteren Typ, auch wenn sie eine neben der anderen aufgereiht sind. Sie kommen also weder von europäischen Händlern des Mittelalters noch von den Konquistadoren. Andererseits kann man ihre Einfuhr nach Südamerika auch schwerlich auf die Wikinger zurückführen, denn wenn auch einige in Grabstätten in Dänemark und Schweden gefunden wurden, wohin sie wahrscheinlich in der Bronzezeit durch Bernsteinhändler gelangten oder im Mittelalter durch nordische Söldner im Dienst von Byzanz, so ist ihre Anzahl doch verschwindend. Sie könnten also nur aus Rom oder Ägypten gekommen sein. Aus Rom, da wir durch Marinus von Tyrus wissen, daß ein Schiff dieser Herkunft im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Cattigara, also nach Chan-Chan in Peru gelangte, und es höchst wahrscheinlich ist, daß ihm viele andere vorangegangen waren und weitere folgten. Viel früher könnten sie auch aus den Mittelmeergebieten des atlantischen Staatenbundes gekommen sein, der über den Bernsteinhandel in enger Handelsverbindung mit Ägypten stand.

7. Einige Hyperboreer-Inschriften

Wir haben weiter oben auf einen Berührungspunkt zwischen den Megalithen von Tucumán und der Kultur von Santiago del Estero hingewiesen: eine originale Figur, die sich nur in diesen beiden Gebieten findet und die einem der Menhire von Tafi und einem in Vilmer ausgegrabenen Spachtel aus Knochen gemein ist. Eine zufällige Übereinstimmung? Die Nachahmung eines Motivs, das einem eingeborenen Handwerker bei irgendeiner Reise aufgefallen war? Ein Skeptiker mag das vermuten oder gar behaupten. Schwieriger ist das schon auf dem Gebiet der Schrift.

Die Brüder Wagner bilden in ihrem Werk[36] zwei Keramikstücke mit Inschriften ab. Das eine ist eine Urne, deren einzige Verzierung (von zwei flachen Henkeln abgesehen) in vier erhabenen Schlangenlinien besteht, die paarweise auf der Höhe des Halses angebracht sind. Zwischen diesen beiden Gruppen sind zwei Linien eingeritzter Schriftzeichen zu erkennen (Abb. 67), deren letzte auf der rechten Seite wegen der Krümmung des Gefäßes nicht lesbar sind. Das abgebildete Original ist bedauerlicherweise aus der Sammlung des Archäologischen Museums verschwunden,

Abb. 67: Hyperboreische Runen-Inschrift auf einer Urne von Santiago del Estero.

in der es sich zur Zeit der Wagner befand. Man muß nicht Runologe sein, um die enge Verwandtschaft dieser Zeichen mit denen von Ticucho (Abb. 28 und 32) festzustellen.

Das zweite Stück ist ein tierförmiges Anhängsel, das durch eine (zerbrochene) Terrakotta-Platte mit einer Scherbe einer Urne verbunden ist, wobei die Figur parallel zum Umriß der Urne geneigt ist. An den Seitenrand dieser Verbindungsplatte ist eine Inschrift gemalt (Abb. 68). Die

Abb 68: Hyperboreische Runen-Inschrift auf einer Urnen-Scherbe von Santiago del Estero.

Zeichen dieser offenbar unvollständigen Inschrift sind gleichfalls denjenigen der Großsteine von Tucumán sehr ähnlich, obwohl anscheinend besser ausgearbeitet, was jedoch auf einen besseren Erhaltungszustand und die Verwendung eines anderen Verfahrens zurückzuführen sein kann. Dieses Stück war unter den Tausenden von ähnlichen, aber nicht klassifizierten in den Kästen der riesigen Gestelle des Museums nicht zu finden. Vielleicht befindet es sich trotzdem noch dort. Erwähnen wir schließlich noch eine Vase, deren mit zwei vollständigen kleinen Henkeln wie an unseren Krügen versehener Hals eine Reihe sorgfältig mit schwarzer Farbe gemalter alphabetähnlicher Schrift-

zeichen aufweist (Abb. 69). Der größte Teil dieser Zeichen ist miteinander verbunden, so daß es beim derzeitigen Stand unserer Kenntnisse unmöglich ist, die einzelnen Gruppen zu entziffern, aber andere Zeichen, die einzeln stehen, sind von ausgesprochen runenartiger Erscheinung. Ist diese Inschrift lediglich dekorativ, oder haben ihre Zeichen einen bestimmten Sinn? Wir wissen es nicht.

Abb. 69: Eine Reihe von runenartigen Zeichen auf dem Hals einer Vase von Santiago del Estero.

Bleiben noch die sogenannten Äoler-Spindeln zu erwähnen. Es sind dies genaugenommen nur die Spindelrädchen, kleine, flache Stücke von 2 oder 3 cm Durchmesser, meist rund, seltener sternförmig oder quadratisch mit einem Loch in der Mitte, die dazu dienten, die Fäden vom Spinnrocken zu spannen. Emile Wagner fand Tausende von ihnen in den Erdhügeln von Santiago del Estero. Sie sind mit eingekratzten, manchmal geometrischen und stets abstrakten Zeichnungen verziert. Viele dieser Zeichen sind Runen, manche in Gruppen, andere sind runenartig und tragen ausgesprochen archaischen Charakter. In der Alten Welt waren die Spindeln in der Jungsteinzeit, in der Bronzezeit und noch viel später in Gebrauch. Der praktische Verwendungszweck dieser Art von Instrumenten würde genügen, um eine gewisse Ähnlichkeit der Form zwischen

den im Mittleren Orient und Europa gefundenen und denen von Santiago del Estero zu rechtfertigen. Aber damit wäre gewiß nicht die Gleichheit der symbolischen Figuren und der alphabetähnlichen Zeichen erklärt, die Emile Wagner[37] zwischen diesen letzteren und denjenigen nachwies, die Schliemann bei den Ausgrabungen von Hissarlik (Foto 11) fand. Andererseits müssen wir die Möglichkeit eines zufälligen Übereinstimmens ausschließen, da es sich nicht um eine, sondern um Hunderte von gravierten Spindeln handelt, die in Troja wie in Santiago del Estero die gleichen Motive zeigen – abstrakte Motive, wie ausdrücklich wiederholt sei.

8. Eine libysche Inschrift

Betrachten wir nun eine Inschrift von völlig anderem Stil (Abb. 70), die wir auf eine andere prachtvoll verzierte Urne im Museum von Santiago del Estero gemalt fanden. Sie erregte Emile Wagners Aufmerksamkeit, und wir sehen sie in seinen beiden Werken[36, 37] abgebildet. Er war jedoch nicht in der Lage, sie zu identifizieren, einmal wegen seiner beschränkten Kenntnisse auf dem Gebiet archaischer Inschriftenkunde und dann, weil er erwiesener-



Abb. 70: Libysche Inschrift auf einer Urne von Santiago del Estero.

maßen nichts von den nordischen Libyern wußte. Die fragliche Inschrift ist Libysch.

Über die Schrift der Tamehu wissen wir nichts. Dagegen haben uns ihre Nachkommen, die Numidier, zahlreiche Texte hinterlassen, deren ältester aus dem Jahr –139 stammt. Und die Tuareg im Süden der Sahara benutzen zur Wiedergabe ihrer Berber-Sprache noch heute ein konsonantisches Alphabet, dessen »Tifinagh« genannte Buchstaben sich sehr wenig von den Schriftzeichen der Numidier unterscheiden, wobei wir nicht wissen, ob ihre Form im Verhältnis zu den Letztgenannten archaisch ist oder ob sie umgekehrt eine relativ junge Neuerung darstellt. Zahlreiche Schriftzeichen der Numidier und der Tuareg sind mit denjenigen von Alvão und den klassischen Runen identisch. Einige finden sich in den iberischen Alphabeten wieder, die einige Autoren vom Libyschen ableiten, besonders in Turdestan. Wenn wir uns an das halten, was wir auf Grund von Geldstücken darüber wissen, von denen die ältesten nur etwa auf das Jahr – 200 zurückgehen, so handelt es sich um eine jüngere Form des Alphabets (oder Sammlung von Silbenzeichen), das in Tartessos, d. h. also einem von den Megalithikern gegründeten Königreich, verwendet wurde. Vermerken wir, daß die »Tifinagh« außer den Runen die einzige Schrift sind, die Buchstaben-Verbindungen, d. h. die Vereinigung mehrerer Buchstaben zu einem einzigen Zeichen, gebraucht. Es ist daher wahrscheinlich, daß das ursprüngliche Libysch dieses Verfahren gleichfalls kannte, was seine Verwandtschaft mit dem Nordisch der Hyperboreer bestätigen würde.

Auf der libyschen Inschrift von Santiago del Estero begegnen wir drei Gruppen verbundener Schriftzeichen. Einige seiner Buchstaben haben eine wenig herkömmliche Stellung (ein häufiges Phänomen in der runischen Inschriftenkunde), die jedoch leicht zu berichtigen ist. So gelang uns die Normalisierung der Abbildung 71, in der wir zum besseren Verständnis die Nummern hinzufügten. Leider ist die Übertragung unmöglich. Einerseits weiß man vom Altlibyschen nichts, es sei denn, daß es aus den prähistorischen ägyptischen Runen entstand und daß aus ihm wiederum die numidische Schrift und die »Tifinagh« hervorgingen. Andererseits müssen einige seiner Zeichen im Lauf der Zeit ihren Lautwert geändert haben, auch wenn sie ihre Form bewahrten, wie das auch bei den skandinavischen und kontinentalen Runen der klassischen Zeit der Fall war. Und schließlich wäre es unnütz, irgendwie hypothetisch zu extrapolieren, da wir nichts von der Sprache der Tamehu wissen, es sei denn, daß sie vom ursprünglichen Ägyptisch stammt, das wir nicht kennen, und daß sie den Ursprung der derzeitigen Sprache der Berber darstellt. Unsere Unkenntnis der Art ihrer Schrift – ob sie symbolisch, silbenmäßig, konsonantisch oder alphabetisch war – ver-



Abb. 71: Normalisierung der libyschen Inschrift von Santiago del Estero.

bietet außerdem die Entzifferung der uns interessierenden Inschrift. Dagegen bietet die kritische Beurteilung der 17 Zeichen, aus denen sie sich zusammensetzt, keine größere Schwierigkeit. Acht von ihnen (die mit 2, 4, 5, 6, 7, 9, 12 und 14 numerierten) finden sich im numidischen Alphabet wieder und vier (Nr. 1, 3, 10 und 16) sind »Tifinagh«. Von diesen zwölf Zeichen sind jedoch vier fraglich, da sie von einem Rahmen umschlossen sind. Möglicherweise haben sie eine andere Bedeutung, obwohl die numerische, die noch die wahrscheinlichste wäre, sich durch die verhältnismäßig große Zahl dieser Zeichen auszuschließen scheint. Das Zeichen Nr. 13, ein ausgefülltes Dreieck, ist vielleicht kein Schriftzeichen, aber wenn es eines ist, hat es in den Inschriften Turdestans sein Äquivalent. Die Nr. 8 und 11 erscheinen im südiberischen Alphabet. Nr. 15 tritt in diesem letzteren und in demjenigen Turdestans auf. Zehn der siebzehn Buchstaben stammen erwiesenermaßen von den Zeichen von Alvão, während acht auf den Spindeln von Santiago del Estero zu finden sind und acht weitere klassische Runen darstellen (s. Tabelle Abb. 72). Beschränken wir uns im Augenblick auf die Tatsachen: die fragliche libysche Inschrift (und eine andere in Südamerika, von der wir im Kapitel VI sprechen werden) bestätigt alles, was wir über den gemeinsamen Ursprung und daher die Verwandtschaft der Schriften der Erbauer der Großsteingräber und der Weißen im prähistorischen Nordafrika wissen. Das Überraschende ist, daß sich die eine und die andere, nachdem sie sich über ein Jahrtausend getrennt entwickelt haben, Seite an Seite in der Neuen Welt wiederbegegnen.

Zeichen von Alvão	Runen	Zeichen von Kuchenformen von Santiago
⧗		⧗
Λ	Λ	Λ
	⊔ *	⊔
+	+	+
	φ	φ
X	X 卐	X 卐
	ᛟ	⧗
↑	↑	T
	ᛋ	ᛋ
ᛚ	ᚴ	ᛉ
⫛	ᛦ Ψ	φ
ǂ	ᚠ	₮

* Archaische Rune

Abb. 72: Vergleichstafel: Zeichen von Alvão, Runen, Zeichen von Kuchenformen von Santiago del Estero.

Hier gibt es also eine Zusammenstellung von höchst bemerkenswerten Daten: eine Kultur, von deren Vorhandensein niemand auch nur die geringste Vorstellung hatte, ehe sie Emile Wagner aufdeckte; eine Kultur als Mutter aller anderen der argentinischen Bergwelt, aber ohne jede Beziehung zu denen des Hochlandes von Tiahuanacu oder derjenigen der Inka; eine Kultur ohne andere als altsteinzeitliche Vorgeschichte auf amerikanischem Boden, die uns jedoch die Mutter Erde vom Marne-Tal, den Eulenkopf von Troja und von der Ägäis, die Spirale, das Labyrinth, die Schnecke und das Hakenkreuz der Hyperboreer zeigt. Darf man annehmen, daß diese »jungsteinzeitliche Kultur mit Bronze«, wie sie Emile Wagner genannt hat, die sich auf dem Gebiet der Keramik und des Ackerbaues so außergewöhnlich entwickelt hat, spontan und plötzlich im Flachland von Santiago del Estero entstanden ist und daß so viele Ähnlichkeiten mit der nordischen und mediterranen Jungstein- und Bronzezeit das Ergebnis des Zufalls waren?

Aber woher kam sie dann? Natürlich aus der Alten Welt. Die Zeit indes, aus der sie stammt, gilt es noch zu bestimmen. Müssen wir »zahlreiche Jahrtausende« zurückgehen, wie die Brüder Wagner meinten, oder nur wenige Jahrhunderte vor der spanischen Konquista, wie das die minimalisierenden Archäologen haben möchten? Unsere vorhergehenden Untersuchungen stützen die Annahme eines großen Alters. Aber es gibt noch andere Hinweise, die ihre Schlußfolgerung bestätigen.

Wir wollen nicht auf die Elemente zurückkommen, die der Kultur von Santiago del Estero und der der europäischen Jungstein- und Bronzezeit gemeinsam sind. Die wichtigsten haben wir schon erwähnt, und wir könnten noch viele andere hinzufügen, zweitrangige vielleicht, aber kennzeichnende wie z.B. die Graburnen, die – wie in Hissarlik – am Boden durchlöchert sind, oder die – wie einige Megalith-Gräber von Los Millares – ein »Seelenfenster« haben. Beschränken wir uns hier auf einige andere Punkte, nicht ohne jedoch vor allem an das Vorhandensein ein und desselben höchst originellen Motivs auf drei Menhiren von Tafi und einem beinernen Spachtel von Santiago del Estero erinnert zu haben und an die Entdeckung auf den von Emile Wagner und Juan B. Giménez bearbeiteten Lagerstätten einer intakten Kette von archaischen Aggriperlen.

Eines der noch nicht erwähnten Beurteilungselemente, über die wir verfügen, ist das absolute Fehlen irgendeines Holzstückes in den Erdhügeln von Santiago del Estero. Weder die Brüder Wagner noch ihre Nachfolger haben jemals das geringste Bruchstück eines Balkens oder einer Bohle ausgegraben, obwohl das Nichtvorhandensein von Steinen in dem Gebiet wenigstens die teilweise Verwendung von Holz beim Hausbau voraussetzte, und ebensowenig irgendeinen aus diesem Material gemachten Gebrauchsgegenstand weder in den trockenen Gebieten noch am Ufer der Flüsse und Lagunen. Die Tatsache ist besonders kennzeichnend in bezug auf die Spindeln, die alle aus Terrakotta oder seltener aus Stein sind, während

dagegen in den Bergen der größte Teil der gefundenen aus Holz ist[52]. Aus dieser Feststellung können wir schlußfolgern, daß einerseits die Kultur von Santiago del Estero sehr alt ist, denn wenn die aus dem nahezu unvergänglichen Hartholz der Gegend gefertigten Gegenstände verschwunden sind, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen, dann müssen darüber viele Jahrhunderte vergangen sein, und daß andererseits die Kulturen der Gebirge viel jünger als die der Ebene sind, womit das Ergebnis unserer künstlerischen Untersuchung bestätigt wäre.

Ein zweites Element: das gleichfalls völlige Nichtvorhandensein von Knochenresten nachkolumbianischer Tiere in den Erdhügeln von Santiago del Estero. 1930 schickte Emile Wagner dem Naturgeschichtlichen Museum von Buenos Aires drei Kisten, die haufenweise und von ihm – wie üblich – auf gut Glück gesammelte Knochen der Zone des Rio Salado enthielten. Sie wurden von den Professoren Lucas Kraglievich und Carlos Rusconi untersucht. Der letztere erhielt zwei Jahre später eine weitere Sendung gleicher Herkunft, die er – sein Kollege war inzwischen verstorben – gleichfalls einer sorgfältigen Untersuchung unterzog. Alle Stücke dieser beiden Partien stammten von südamerikanischen Tieren (mit Ausnahme von einigen Schweinen, Schafen und Hunden jüngsten europäischen Ursprungs), untermischt mit Knochen des *Canis ingae*, d.h. des von den Wikingern[19] importierten Haushundes aus der Zeit nach dem Jahr 1000 unserer Zeitrechnung, den die Eingeborenen übernahmen. Emile Wagner erläuterte zum Glück – wenigstens diesmal – daß diese Ausnahmen aus

der unmittelbaren Umgebung des spanischen Forts von Mancapa aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammten.

Viel wichtiger als diese negative Feststellung, die auch auf – wie wir wissen – wenig sorgfältige Ausgrabungsmethoden zurückzuführen sein kann, scheint ein drittes Beurteilungselement zu sein. Unsere beiden Paläontologen[53, 55], von denen einer, Carlos Rusconi, damals eine Autorität von internationaler Bedeutung war, fanden nämlich unter den in den Erdhügeln ausgegrabenen Stücken Knochenreste, die zu einer »gegen Ende des Oberen Pleistozän ausgestorbenen« Art und Nebenart gehören. Wir weisen darauf hin, daß Rusconi in bezug auf die Definition und Zeitbestimmung der geologischen Schichten der argentinischen Pampa seinem Meister Florentino Ameghino allzu genau folgte, der – wie alle Geologen heute zugeben – die unteren Schichten der Pampa viel älter machte, als sie sind. Ruscomis »Oberes Pleistozän« ist in Wirklichkeit viel jünger, als diese ungenaue Zeitangabe besagt, liegt aber jedenfalls weit vor unserer Zeitrechnung. Die ausgestorbene Nebenart (*Parachoerus Carlesi Wagneri* Rusconi) ist die eines amerikanischen Wildschweins, das von den lebenden Tieren der Nebengattung *Parachoerus*, zu der es gehört, merklich verschieden ist. Diese hat weitgehende Übereinstimmung mit den Resten der Gattung *Platygonus*, die gefunden wurden »auf Gebieten, die vom Unteren Pliozän Nordamerikas bis zum Pleistozän Argentiniens reichen«. Rusconi fügt hinzu: »Die jüngsten Exemplare gelangten bis zu den oberen Schichten der Pampas-Formation und in Brasi-

lien zu den Ablagerungen der vielen Höhlen, aber immer in fossilem Zustand und in Verbindung mit ausgestorbenen Tierwelten dieses Landes und der Pampas-Formation.« Die fraglichen Stücke, die von vier Exemplaren stammten, hatten das gleiche Aussehen wie die Knochen lebender Arten, mit denen sie in den Erdhügeln gemischt waren. Ihr Erhaltungszustand war nicht einheitlich. Einige waren schon halb versteinert, während andere, obwohl gleichfalls vollkommen ausgetrocknet, doch noch die Elastizität des frischen Knochens hatten, womit das bestätigt wird, was wir bereits von den aufeinander gehäuften Schichten von Erde und alluvialem Geröll wissen.

Viel wichtiger noch für unsere Untersuchung ist die Entdeckung in verschiedenen Lagerstätten der Zone des Rio Salado von vier Knochen – ein Atlas (erster Halswirbel) und drei Fußknochen von nicht voll entwickelten Exemplaren – des *Palaeolama sp.*, einer riesigen Kamelart, die viel größer als das *Lama guanicoe Lönnbergi* und im Aussterben begriffen ist, die größte der noch lebenden Guanaco-Arten. Wie im vorhergehenden Fall stellen diese Knochen denselben Erhaltungszustand wie diejenigen anderer Arten der derzeitigen Fauna dar. Es handelt sich also nicht um Versteinerungen, die die Santiago-Menschen vielleicht ausgegraben und dann zufällig unter ihre eigenen Abfälle gemischt hätten. Ohne jeden Zweifel, so schließen Kaglievich und Rusconi, »stammen sie von Tieren, die gleichzeitig mit den eingeborenen Erbauern der Hügel lebten und von diesen zu den verschiedenen Zwecken in einer Zeit benutzt wurden, die noch lange vor der spani-

schen Konquista lag«. Man braucht kaum hinzuzufügen, daß die systematischen Verleumder[38] der Brüder Wagner nicht zögerten, sich auch auf die Paläontologen zu stürzen, die ohne die Grenzen ihres eigenen Wissenschaftsgebietes zu überschreiten (wie die Verwendung des Wortes »eingeboren« in dem oben wiedergegebenen Zitat zeigt), die These vom großen Alter der Santiago-Kultur unterstützten. Die Wildschweine und Lamas, von denen die untersuchten Knochen stammten – so wurde jetzt behauptet – waren entartete Einzelexemplare. Das sagte sich leicht, überzeugte aber schwer, da es sich in jedem einzelnen Fall um vier verschiedene Exemplare handelte.

Die Untersuchung der aus den Erdhügeln geborgenen menschlichen Reste wollen wir bis zum nächsten Kapitel lassen. Aus dem, was wir jetzt schon wissen, können wir ohne Zaudern schließen, daß die Santiago-Kultur beträchtliche Zeit vor der Konquista liegt. Beträchtliche Zeit sogar vor der Kultur von La Aguada, die die Zeitbestimmungen mit Kohlenstoff-14 auf das 6. Jahrhundert n.d.Zw. zurückführen. Damit gelangen wir bereits der Zeit etwas näher, die für die Menhire von Tafi angenommen wird. Noch viel kennzeichnender ist die Tatsache, daß die Santiago-Menschen zu schreiben verstanden und daß die von ihnen geschriebenen Zeichen, die wir auf einer Urne, auf dem Bruchstück einer anderen und auf einer Vase im Archäologischen Museum der Provinz sehen, mit den Inschriften von Ticucho identisch sind. Der Zufall vermag viel, aber nicht, daß zwei verschiedene Völker, jedes für sich, dasselbe Schriftsystem erfinden.

Die endgültige und unwiderlegbare Bestätigung der Schlußfolgerungen, zu denen wir gelangt sind, liefern uns die Untersuchungen der Keramikstücke, die das »Zentrum für Kernforschung« (*Centre de Recherches Nucléaires – Service d'Application des Détecteurs Visuels*) unter Leitung von Prof. Dr. Henri François in seinem neuen Speziallaboratorium in Straßburg auf unsere Bitte freundlicherweise durchführte. Die Untersuchungen umfaßten drei aus verschiedenen archäologischen Fundstätten der Provinz Santiago del Estero (Argentinien) stammende Muster. Das erste, das aus La Paloma im Bezirk Atamisqui südlich des Rio Dulce stammt, bestand aus zum Zweig C (Las Mercedes-Kultur) gehörenden Tonscherben, das zweite, gefunden in Cheej und Pitambalá im Bezirk San Martín zwischen den beiden Flüssen, aus charakteristischen Bruchstücken des Zweiges B (Sunchituyoj-Kultur), und das dritte, das aus Bajo Belgrano im Bezirk Avellaneda gleichfalls im Zwischenstromland stammt, aus repräsentativen Stücken des Zweiges A (Averías-Kultur), die – nach ihrem Zustand zu urteilen – viel älter als dessen Endphase sein müssen.

Die Methode der Zeitbestimmung durch Radiothermolumineszenz, wie sie in Straßburg angewendet wird, beruht auf der Aufnahmefähigkeit der in Keramik enthaltenen kristallisierten Minerale für Höhen- und Umgebungsstrahlung, welche die Anregung der Elektronen teilweise für bestimmte Zeiten beeinflußt. Diese Änderungen sind bei einer Erhitzung meßbar. Die Wärme bewirkt nämlich eine Rückkehr zum Ausgangszustand der Atome unter Ausstrahlung von Licht im Verhältnis zur früher, seit dem

letzten Brennen, aufgenommenen Strahlungsenergie. Da eine gleiche Rückkehr (»Nullstellung« der Thermolumineszensuhr«) schon früher beim Brennen während des Herstellungsprozesses stattfand, entspricht die bei dem Ausheizen für die gleiche Strahlungsmenge festgestellte Zahl von radioaktiver Dosis der seit damals erfahrenen Einstrahlung. Es genügt also im Prinzip, die ermittelte Zahl durch die jährliche Ausstrahlungsmenge der Umgebung der Fundstelle zu teilen, um das Alter des untersuchten Objektes festzustellen. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß, so einfach auch die Methode im Prinzip ist, ihre Anwendung doch nicht nur eine Arbeitsgemeinschaft hoch befähigter Physiker erfordert, sondern auch äußerst komplexe Anlagen, über die nur einige wenige Laboratorien verfügen. Wir sind daher dem *Centre de Recherches Nucléaires* und besonders Professor Henri François für eine Untersuchung dankbar, die uns eine im wahrsten Sinne des Wortes grundlegende Auskunft zur Zeitbestimmung der Santiago-Kultur verschaffte.

Die Untersuchungen ergaben für das Muster Nr. 1 eine durchschnittliche Dosis von 600 rad (maximal 640), für Nr. 3 eine solche von 160 rad, während Nr. 2 (aus unbekannten Gründen) keine Reaktion zeigte. Leider ist in der Provinz Santiago del Estero nie eine Erhebung über Erdstrahlung angestellt worden, da ihr Boden Schwemmland und durch das Fehlen von radioaktiven oder überhaupt irgendwelchen Felsen in dieser Beziehung uninteressant ist. Wir mußten uns also auf eine Schätzung argentinischer Geologen stützen, die auf Grund der Eigenart des Bodens (ehe-

maliger Meeresgrund, wie erwähnt) und des Umstandes, daß er mehrere Monate im Jahr überschwemmt ist, eine globale (Höhen- und Umgebungs- Strahlung von 0,20 rad pro Jahr für wahrscheinlich halten. Auf Grund dieses Wertes ergibt die Ladung der Muster Nr. 1 und 3 ein Höchstalter von 3200 bzw. 800 Jahren. Die grau-schwarze Keramik stammt also etwa aus dem Jahr 1200 v.d.Zw. und die jüngere aus dem Jahr 1200 unserer Zeitrechnung. Dieses letztere Datum, das wegen der Eigenart der untersuchten Stücke der Mittelphase des Abstiegs entspricht, stimmt mit den bekannten Tatsachen vollkommen überein: einerseits fanden die Spanier in Santiago del Estero nur Stämme von sehr niedrigem Niveau vor, denen man die von Emile Wagners Ausgrabungen entdeckte Kultur nicht zuschreiben kann, andererseits zeigt das Nichtvorhandensein von jeder Art Holz in den Fundstätten, wie wir gesehen haben, daß das Verschwinden des Volkes, das diese Kultur hervorbrachte, schon sehr weit zurückliegt. Unter dieser Voraussetzung genügt das Verhältnis von 160 zu 640 rad zur Bestätigung der Tatsache, daß die älteste fragliche Keramik um das Jahr 1200 v.d.Zw. hergestellt wurde. Dieses Datum entspricht der Zeit der letzten behauenen Menhire in Europa und folgt wenige Jahrzehnte auf die Einnahme Trojas durch die Achäer.

IV.

DIE MENSCHEN VON SANTIAGO

1. Wirrwarr der Rassen und Sprachen

Die riesige Ebene von Santiago del Estero war ein offenes Land, dessen natürlicher Reichtum mögliche Eindringlinge anlocken mußte. Im Lauf der Jahrhunderte, die der spanischen Konquista vorangingen, mangelte es an ihnen nicht. Gewiß versperrten die im Gebirge von Córdoba ansässigen Comechigon und Sanaviron, denen wir unser nächstes Kapitel widmen, im Süden die Zugänge, durch die die Nomaden der südlichen Pampa hätten einsikkern können. Im Osten dachten die Querandí am Ufer des Paraná gar nicht daran, ihre Weidegebiete und ihren Fluß gegen Urwälder einzutauschen, die von ihrem gewohnten Lebensraum so verschieden waren. Aber im Westen war für die Diaguita der Berge ebenso wie im Nordosten für die Guaraní und die mit ihnen vermischten Stämme des Chaco die Versuchung stets vorhanden und manchmal so groß, daß sie ihr nicht widerstehen konnten. Als daher der aus Peru kommende Konquistador Diego de Rojas 1543 in das

alte Königreich Tucma eindrang, sah er sich einem derart verwirrenden Mosaik von Volksstämmen gegenüber, daß es noch heute unmöglich ist, es zu durchschauen. Das um so mehr, als weder die Soldaten noch die Missionare, die ihnen auf dem Fuß folgten, von Anthropologie natürlich auch nur die leiseste Ahnung hatten und die Letztgenannten die verschiedenen Stämme beinahe nur nach der Sprache unterscheiden konnten, in der sie sie zu bekehren versuchten, wobei man noch nicht einmal sicher war, ob der betreffende Heide auch wirklich seine eigene Sprache gebrauchte.

Außer den Diaguita der Calchaquí-Täler erwähnen die ersten Berichte und Chroniken im argentinischen Nordwesten zwei Völker von denkbar großer Verschiedenheit: die Juri, die die Mitte der heutigen Provinz Santiago del Estero bis zum Rio Salado im Osten besiedelt hatten, und die Lule, die im Gebiet des oberen Salado lebten und sich in südwestlicher Richtung über die Provinz Tucumán bis in die Umgebung der heutigen Provinzhauptstadt ausbreiteten und in nördlicher Richtung über die Provinz Salta bis zum Rio Bermejo. Die Erstgenannten werden im allgemeinen als friedliche und seßhafte Ackerbauern geschildert, obwohl sie sich manchmal auch auf Wanderschaft begaben, wobei es dann nicht ganz so friedlich zuging, während die letzteren wilde Nomaden, ja Menschenfresser gewesen sein sollen, die trotzdem freilich feste Dörfer, von Palisadenzäunen umgeben, hatten, von denen aus sie häufig in die Gebiete ihrer Nachbarn einfielen. »Die Spanier«, berichtet Miguel de Ardiles unter Zitat des Paters Cabrera[56], »trie-

ben drei Schwadronen von Lule-Indianern auseinander, die die Juri-Indianer eingeschlossen hatten, und man sagt, daß diese Lule sich mit zwei oder drei Hauptstämmen besagter Juri vom Rio Salado verbündet hätten, um die übrigen anzugreifen und sie alle zu erledigen.« Aber Juan García, ein bekannter Bürger von San Miguel de Tucumán, sagt, die Lule hätten eine Gruppe von Indios aus Santiago, »Diaguita genannt«, eingekreist. Damit vereinfacht sich das Panorama schon. Denn der Gründer der Stadt Nuestra Señora de Talavera, bekannter unter ihrem Eingeborenennamen Esteco, schreibt im Jahr 1569: »Es gibt in diesen Provinzen drei Städte mit verschiedenen Gouverneuren und verschiedener Bevölkerung, nämlich Santiago del Estero mit den Juri, San Miguel de Tucumán, wo Diaguita und Grenz-Juri leben, und Nuestra Señora de Talavera, wo auch Juri-Indios leben, obwohl sie in Sprache, Umgang und Lebensart verschieden sind.« Andererseits erwähnt der Pater Nicolás du Toict[57], bekannter als Nicolás del Techo, der Santiago del Estero besucht hatte, die Lule als Ackerbauern und Hirten, die bekleidet waren – während die »Kleidung« im allgemeinen so beschrieben wird: »ein paar an der Hüfte befestigte Federn« – und die Cancan sprachen, d. h. die Sprache der Diaguita.

Das Problem wird noch komplizierter, wenn wir es vom sprachlichen Gesichtspunkt aus betrachten. Pater del Techo erklärt, daß die Missionare in Santiago del Estero bei ihren Predigten die Sprachen Cancan, Tonocoté und Quichua benutzten. Pater Lozano[58] seinerseits, der über die Archive der Jesuiten verfügte, versichert, daß sie sich der

Sprachen Lule, Tonocoté und Quichua bedienten. Daraus scheint hervorzugehen, wie der argentinische Archäologe Lafone Quevedo[59] sehr richtig schlußfolgert, daß die Sprache der Lule Cancan war. Das bestätigt auch die Meinung des Paters Lorenzo Hervás, der im Jahr 1800 schrieb: »Wenn Techo in seiner *Historia del Paraguay* von den Patres Fernando Monroy und Juan Viana spricht, sagt er im Jahr 1607, daß die alten Lule verschiedene Sprachen gebrauchten, nämlich Quichua, Tonocoté und Cancan. Quichua mußten sie sprechen, weil sie Untertanen der Inka oder Kaiser von Peru waren, bei denen diese Sprache die eigene und allgemein gültige war; und sie mußten auch Tonocoté sprechen, weil sie mit den Tonocoté gelebt hatten; und ihre eigene Sprache war Cancan.« Schon 1594 schrieb der Pater Bárzana[60], der erste Jesuiten-Evangelist bei den Lule, daß »alle Diaguita und das ganze Calchaquí-Tal und das Tal von Catamarca und ein großer Teil der eroberten Länder von Nueva Rioja und fast alle Völker, die von Santiago abhängen, sowohl die vom Rio de Estero als auch viele andere in den Bergen« die Cancan-Sprache benützten.

Die Verwirrung erreicht ihren Höhepunkt, wenn man sich der Tonocoté-Sprache zuwendet. Kein Stamm hat sich nämlich irgendwann so genannt. Die so bezeichnete Sprache dagegen wurde im Chaco von Santiago, d.h. im Nordosten des Rio Salado und sogar – laut P. Bárzana[60] – »von allen Völkern, die von Estero abhängen, fast allen vom Rio Salado und fünf oder sechs vom Rio del Estero« gesprochen. Es gibt von dieser Sprache eine Grammatik und ein

Wörterbuch, die der Pater Antonio Machoni[61] Anfang des 18. Jahrhunderts zusammenstellte. Aber diese Werke betreffen »die Sprache Lule und Tonocote«, eine Sprache der Nachsilben vom andinen Typ, die jedoch von den Chaco-Sprachen beeinflußt wurde, sehr wahrscheinlich im Zuge der Auswanderung der Lule, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts dort Zuflucht suchten, um sich nicht den Spaniern unterwerfen zu müssen, und die erst hundert Jahre später in ihre alte Heimat zurückkehrten. Das Wort Tonocoté muß der inzwischen durch Dialektik und Chronisten verformte Name gewesen sein, den die Guaraní-Stämme den kannibalischen Lule gegeben hatten. Es kommt nämlich von *to'o* = Menschenfleisch und *cotyi* = Freund in der Guaraní-Sprache. Unter Verwendung des dieser Sprache eigentümlichen sächsischen Genitivs bedeutet es also »Freunde von Menschenfleisch« oder schlicht Menschenfresser. Und wir wissen, daß die Lule es waren. In bezug auf das Tonocoté des 16. Jahrhunderts, von dem der Pater Bárzana eine verlorengegangene Grammatik schrieb, wissen wir gar nichts. War es ein Dialekt des Cancan? War es die Privatsprache der Lule des Nordens? Die Autoren diskutieren die Frage wie das Problem, das die Juri und Lule aufgeworfen haben. Sie tun es ohne Hoffnung, zu einer Übereinstimmung zu gelangen, da sie alle sich auf die gleichen Dokumente stützen und ihre Schlußfolgerungen daher nichts anderes als individuelle Ansichten sind.

Sogar die Verwendung der Quichua-Sprache in Santiago del Estero vor der Konquista ist ein Thema wissenschaftli-

cher Auseinandersetzung. In dieser Hinsicht jedoch besitzen wir das Zeugnis des Garcilaso[62], der schreibt, daß die Sprache Cuzcos »von Quito bis zu den Königreichen Chile und Tucma gesprochen wurde«. Wir wissen auch, daß sich die spanischen Missionare dieser Sprache als Instrument ihrer Evangelisation bedienten. Der Pater de Charlevoix[63] vermerkt, daß Quichua die gewöhnliche Sprache unter den Juri von Santiago del Estero war, und der Pater Diego de Torres[64], der erste Jesuiten-Provinzial, schreibt, daß »in dieser Provinz die Sprache Perus, die Quichua oder Inka heißt, gesprochen und verstanden wird«. Man spricht sie übrigens hier noch heute, was im Rest des argentinischen Nordwestens nicht der Fall ist. Trotzdem vertritt Professor Domingo Bravo[65], Direktor des Instituts für Regionale Sprachkunde der Staatsuniversität von Santiago del Estero, die Ansicht, daß die Quichua-Sprache von aus Peru gekommenen Missionaren in die Provinz eingeführt wurde. Unabhängig von den philologischen Argumenten, die uns nichts angehen, muß man zugeben, daß es in Santiago del Estero keinerlei kulturelle Spuren inkaischer Anwesenheit gibt, nicht einmal jene Etappenstationen (*tampu*), die die Inka an ihren Straßen errichteten und die im Rest des Gebietes so zahlreich sind.

2. Indianer wie andere auch?

Vom anthropologischen Standpunkt aus ist das Durcheinander nicht geringer als auf sprachlichem Gebiet. Die

Pater Machoni[61] und Lozano[58] sprechen von großen und kleinen Lule, aber sie sind die einzigen, die das tun, und der letztere beschränkt sich darauf, die Behauptung des ersten zu wiederholen. Der weise jesuitische Geschichtsschreiber Guillermo Furlong[66] erklärt diese Unterscheidung für »völlig gegenstandslos«. Oviedo[67] beschreibt die Juri als »von hohem Wuchs und schlank ... leicht wie die Strauße«. Aber er hat nie in seinem Leben einen Juri gesehen. Trotzdem will er sogar ihren Namen von dem Quichua-Wort *suri* (= Strauß) hergeleitet wissen, welchen Unsinn bis heute fast alle Welt wiederholt, obwohl man kein Philologe sein muß, um zu wissen, daß es kaum zwei verschiedenere Laute als das *s* und das gutturale *j* der spanischen Sprache gibt, das sich etwa so wie das harte *ch* der deutschen ausspricht. Domingo Bravo[65] sieht in den Juri Daguitas, also kleine, untersetzte Kurzschädel vom Andentyp. Für Antonio Serrano[68] handelt es sich bei den Lule um Toba, also mittelschädlige Indios von mittlerer Statur. Canals Frau[69] macht aus ihnen langschädlige und große Huarpide, eine von ihm geschaffene Phantasierasse, wobei er die Rassen der Huarpe (Mendoza) und Comechigon (Córdoba) unzulässig durcheinanderbringt. Hören wir auf! Die bei der Konquista die Indios von Santiago del Estero sahen, hatten andere Sorgen, als sie zu beschreiben, ganz abgesehen davon, daß sich unter ihnen kaum einer befand, der (zumindest in schriftlicher Form) dazu in der Lage gewesen wäre. Und den Anthropologen von heute fehlen ausreichende osteologische (knöcherne) Unterlagen. Die Ausgrabungen, die in Argentinien menschliche

Knochen zutage förderten, wurden mit ganz wenigen Ausnahmen auf Friedhöfen gemacht, die von den Eingeborenen über Jahrhunderte hinweg benutzt wurden, ohne daß es möglich wäre, sie zeitlich zu klassifizieren. Man kann sie höchstens (und auch das nicht immer) in zwei Kategorien einteilen, »prähispanische« und »koloniale«. Man gelangt also nur zu mehr oder weniger gewissen Schlußfolgerungen, wenn sich alle Stücke, die ältesten wie die jüngsten, durch einen sehr hohen Grad von Homogenität auszeichnen, wie das in den Bergen von Peru, Bolivien und Chile der Fall ist.

Von Ekuador bis zur chilenischen Provinz Chiloé (diese ausgeschlossen) gehören nämlich die Indios der Anden – Quichua, Aymara und Araukaner, um nur die bekanntesten zu nennen – seit ältester Zeit zur gleichen Rasse. Es sind Menschen von kleinem Wuchs – die Männer etwa 1,60 m, die Frauen 1,45 m – leicht kurzschädlig (durchschnittlicher Index: 82), Gesicht und Nase im Norden etwas länger als im Süden und allgemein mittelmäßig, mit außerordentlich entwickeltem Oberkörper, gewölbtem Brustkasten und kurzen Gliedern. Die Eingeborenen der argentinischen Anden und besonders die Diaguita, die den westlichen Teil der Provinz Tucumán, die Provinzen Catamarca und La Rioja und den Norden von San Juan bewohnten, machten davon keine Ausnahme. Aber unter diesen letzteren tauchen Menschen von ganz anderen Eigentümlichkeiten auf.

Die zuverlässigsten (und später durch andere Untersuchungen bestätigten) Daten dazu kommen aus einer 1896

von dem Anthropologen Herman ten Kate[70] veröffentlichten Monographie, der die Untersuchung von 142 Langknochen und 60 Schädeln von unzweifelhaft prähispanischen Diaguita-Friedhöfen zugrunde liegt. Bei Anwendung der Manouvrier-Formel auf die Langknochen konnte der Autor für die Gesamtheit der fraglichen Individuen, also Männer und Frauen zusammen in einem unbekannten Verhältnis, eine durchschnittliche Größe von 1,614 m feststellen. Diese über dem normalen Durchschnitt (1,525 m für beide Geschlechter gemeinsam) liegende Ziffer ist auf das Vorhandensein einzelner Individuen zurückzuführen, die eine Größe von 1,786 m erreichten. Die überwiegende Mehrheit der Schädel war an ihrer Rückseite verformt, was bei den Diaguita normal ist und von der Gewohnheit herrührt, die Neugeborenen in Rückenlage an ein Brett zu schnallen. Es ist daher unmöglich, ihren Schädelindex festzustellen. Aber etwa der fünfte Teil der untersuchten Schädel wies außer einem langen Gesicht und großer Höhe der Stirn eindeutig langschädlige Kennzeichen auf. Das geht auch aus den 22 meßbaren Schädeln einer Serie aus Catamarca hervor, die im Anthropologischen Institut der Universität Tucumán aufbewahrt wird[71]. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand: es gab in dem uns interessierenden Gebiet zwei deutlich voneinander unterschiedene rassische Typen, der eine eindeutig andin, der andere europid. Einem klar ausgebildeten Exemplar dieser letzteren Art begegnete Carlos Bruch[72] noch Anfang dieses Jahrhunderts in einer abgelegenen Gegend des Gebirges. Nach dem von ihm aufgenommenen Foto waren dies seine Kennzeichen:

über 1,70 m groß, langschädlig, langes Gesicht, Bart, gerade gestellte Augen.

Wir wissen nichts über die Lule im östlichen Teil der Provinz Tucumán, die sich nicht nur nördlich, sondern auch südlich der heutigen Provinzhauptstadt niedergelassen hatten, wo sich zur Zeit der Konquista ein *Rio de los Lules* befand (der heute noch diesen Namen trägt) und an der Grenze zur Provinz Santiago del Estero ein Lule-Paß. Diese Unkenntnis ist bedauerlich, weil sich gerade in dieser Gegend sowohl El Mollar mit seinen Menhiren als auch die Inschriften von Ticucho befinden.

Gehen wir daher gleich auf Santiago del Estero über. Hier stoßen wir bedauerlicherweise auf technische Unzulänglichkeiten und die Gleichgültigkeit Emile Wagners in dieser Hinsicht, da der größte Teil menschlicher Knochen, über die wir verfügen, aus seinen Ausgrabungen stammt. Dieser Mann, dem wir so viel verdanken, maß der Stratifikation keinerlei Bedeutung bei und widmete, was noch schlimmer ist, den menschlichen Resten nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er sammelte (im allgemeinen auf Anforderung) die Knochen, füllte sie in Kisten und verschickte sie, manchmal ohne den geringsten Herkunftsvermerk, den man, wie durch ein Wunder, wenigstens an den Schädeln in den Sammlungen des Museums von Santiago findet.

Die erste untersuchte Partie von Knochenresten wurde 1932 an José Imbelloni, damals Chef der Anthropologischen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Museums von Buenos Aires, geschickt. Es handelte sich um 21 Schädel, Langknochen und einige andere Skelett-Teile, die

mit wenigen Ausnahmen vor 1914 im Gebiet des Rio Salado ausgegraben worden waren. In einem Begleitbrief erklärt Emile Wagner, daß all diese Knochen aus Graburnen stammen, was vermuten läßt, daß sie zu Zeitgenossen derjenigen Töpfer gehören, mit deren Werken wir uns im vorhergehenden Kapitel beschäftigt haben. 1932 legte Imbelloni eine erste Untersuchung dieser Knochen dem XXV. Internationalen Amerikanisten-Kongreß vor[73] und ergänzte ihn 1939 dank neuer Messungen und dreier Schädel aus der Kollektion des Ethnographischen Museums der Universität Buenos Aires in einem Bericht an die Argentinische Gesellschaft für Anthropologie anläßlich des kleinen Kongresses, der ausschließlich dazu bestimmt war, das Werk der Brüder Wagner systematisch zu vernichten.

Wir wollen hier nicht die anthropometrische Analyse der fraglichen Stücke wiedergeben, die übrigens recht unvollständig – ihr fehlt z. B. die Berechnung des Augenhöhlen-Index, auf dessen Bedeutung wir noch zu sprechen kommen werden – und dazu unrichtig ist infolge der erwähnten Schädeldeformationen und in einigen Fällen der Plagiozephalie (Asymmetrie) von 22 der gemessenen Schädel. Beschränken wir uns darauf, das Wesentliche der Schlußfolgerungen Imbellonis zusammenzufassen: die untersuchten Individuen, die eine homogene Serie darstellen, zeigen alle Eigenarten der in der Anden-Kordillere lebenden Rassen – Araukaner, Calchaquí, Aymara und Quichua – sowie derjenigen im Südwesten Nordamerikas: kleiner Wuchs, reduzierter Schädelinhalt, Brachyzephalie (Kurzschädligkeit), Cameprosopie (kurzes und breites Gesicht) und

Mesorkinie (mittlere Nasenlänge). Die Urheber der Santiago-Zivilisation wären demnach also unvermischte Indios einer der best-ausgeprägten Rassen des präkolumbianischen Amerikas gewesen. Eine derartige Verallgemeinerung kann man nicht anders als zumindest etwas mißbräuchlich bezeichnen.

Zur gleichen Zeit nämlich hatte der hervorragende Paläontologe Carlos Rusconi, den wir bereits kennen, eine andere Partie von Knochen untersucht, zu der die Reste von vier Individuen gehörten, die Emile Wagner in Las Termas am Ufer des Rio Dulce, einige Dutzend Kilometer von der Stadt Santiago del Estero auf der einen und von San Miguel de Tucumán auf der anderen Seite entfernt, gefunden hatte. Sein dem XXV. Internationalen Amerikanisten-Kongreß, der in Argentinien organisiert worden war, gegebener Bericht stieß auf starke Ablehnung. Die Konformisten hatten sich bereits gegen alles verschworen, was die These von einem hohen Alter des Santiago-Menschen stützen könnte. Nun versicherte Rusconi, daß die fraglichen Reste aus Gebieten stammten, die dem oberen Teil der Pampa-Formation entsprachen, und daher mehrere tausend Jahre alt sein mußten, womit das Problem mit dem bereits im vorhergehenden Kapitel erwähnten der Zeitbestimmung der verschiedenen geologischen Schichten Argentiniens verknüpft wurde, Gegenstand eines wissenschaftlichen Streites, der noch heute nicht beendet ist. Die Organisatoren des Kongresses räumten die Schwierigkeit aus dem Weg, indem sie den unbequemen Text nicht in die Akten des Kongresses aufnahmen, was den Autor wie-

derum veranlaßte, ihn später in der *Revista Argentina de Paleontología* (Argentinische Zeitschrift für Paläontologie) zu veröffentlichen, nachdem er ihn in einem Anhang[55] zum Werk der Brüder Wagner zusammengefaßt hatte. Seine Schlußfolgerungen sind von außerordentlicher Bedeutung: die Reste von Las Termas zeigen das Zusammenleben von zwei Menschen-Typen. Einer war von mittlerer Größe. Der andere maß mehr als 1,80 m, und sein Schädel hatte im Profil eine starke Ähnlichkeit mit dem der viel älteren Lagiden, jener paläo-amerikanischen Weißen kleinasiatischen Ursprungs. Das muß nicht bedeuten, daß zwischen den einen und den anderen die geringste Verbindung besteht außer derjenigen, daß sie der gleichen Großrasse angehören. Es bedeutet lediglich, daß es sich in beiden Fällen um dolichozephal (langschädlige) Schädel mit hoher Stirn handelt. Die Lagiden waren übrigens von kleinem Wuchs.

3. Einige Cromagnon-Menschen

Die Schlußfolgerungen Rusconis werden bestätigt durch die von Professor C. Paulotti[74] durchgeführte Schädelmessungs-Studie, die 66 Stücke des Archäologischen Museums von Santiago del Estero und 13 weitere umfaßt, die der Professor Juan B. Giménez beisteuerte, ein ebenso fähiger wie verantwortungsbewußter Archäologe der Provinz. Für jeden Schädel geben der Verfasser und seine Frau eine genaue Beschreibung, 41 Messungen und 27 Indexe. Zum

Vergleich fügen sie die gleichen Werte von 42 Stücken aus der Provinz Catamarca bei, die der Sammlung des Anthropologischen Instituts der Bundesuniversität Tucumán gehören. Es ist ein Jammer, daß sie außerdem eine verkehrte Klassifizierung dieser Schädel nach dem »rassischen Typ« aufgestellt haben, aber das können wir leicht beiseite lassen.

Natürlich können wir hier nicht die gewaltigen Tabellen wiedergeben, die das Wesentliche einer Untersuchung darstellen, der keinerlei Kommentar beigefügt ist. Wir beschränken uns darauf, diese wertvollen Angaben ausschließlich von dem uns von vornherein interessierenden Gesichtspunkt aus zu untersuchen: dem Verhältnis zwischen dem Biotyp des Santiago-Menschen und dem des Cromagnon-Menschen, d.h. den Großstein-Baumeistern. Die beigefügte Tabelle (Abb. 73) macht es offensichtlich. Sie zeigt uns die bezeichnendsten Messungen beider Rassen, die sich bei der ersteren Rasse auf die lang- bzw. kurzschädligsten Individuen beschränken. Seien wir noch genauer, indem wir darauf hinweisen, daß fast alle Schädel die abplattende Deformation am Hinterkopf erlitten, die die Länge des Schädels verringert und seine Breite, vor allem im hinteren Teil, erhöht. Ihr Schädel-Index ist daher höher, als er von Natur aus sein dürfte.

Aus dieser letzten Feststellung ergibt sich, daß der durchschnittliche Schädel-Index der am meisten dolichozephalen Schädel von Santiago del Estero (77,9 gegenüber 82,0 bei den Andinen) ohne Deformation praktisch genau dem der Cromagnon-Menschen entspricht (73,3), obwohl

	Schädel von Cromagnon	Schädel von Santiago del Estero			
		Die zehn langschädligsten		Die zehn kurzschädligsten	
	von bis	von bis	Durchschn.	von bis	Durchschn.
Länge	190,0–211,0	168,0–189,0*	180,4*	159,0–169,0*	162,2*
Breite	134,0–149,0	132,0–145,0**	138,3*	150,0–166,0**	157,6**
Höhe	127,0–132,0	127,0–147,0**	141,8**	132,0–153,0**	140,2**
Frontal Minimum	96,0–102,0	81,0–104,0	99,4	92,0–127,0	101,5
Schädel-Index	63,0– 76,2	71,9– 79,8**	76,7**	97,5–100,0**	98,1**
Index Höhe–Länge	65,3– 66,1	69,4– 85,7**	77,9**	81,4– 90,6**	87,4**
Nasen-Index	45,1– 51,0	40,3– 55,1	47,1	41,1– 48,0**	44,0**
Augenhöhlen-Index	60,4– 72,0	80,1–102,0	91,8	81,8– 97,6	90,4

* Maße und Indizes durch Hinterkopf-Abplattung künstlich verringert.

** Maße und Indizes durch Hinterkopf-Abplattung künstlich erhöht.

Abb. 73: Vergleichstabelle: Schädel von Cromagnon und Schädel von Santiago del Estero

mit einer niedrigeren Grenze der äußersten Reichweite, während derjenige der am meisten brachizephalen (kurzschädligen) Schädel der Gegend deutlich höher wäre. Wenn wir die Gesamtheit der von Paulotti untersuchten Stücke betrachten, erhalten wir auf Grund der aktualisierten Normen von Broca* die folgende Klassifizierung:

Langschädlig	6,8%	6,8%
Unterlangschädlig	0,0%	
Mittelschädlig	6,8%	6,8%
Unterkurzschädlig	6,8%	86,4%
Kurzschädlig	41,0%	
Überkurzschädlig	38,6%	
	100,0%	100,0%

Wenn man die künstliche Deformation in großen Zügen in Rechnung stellt, so absorbieren die Langschädel und Unterlangschädel die Mittelschädel der vorhergehenden Klassifikation, die Unterkurzschädel rücken in die Kategorie der Mittelschädel ein, und die drei Gruppen der Kurzschädel reduzieren sich auf die Prozentsätze der beiden letzteren. Wir haben also eine gewaltige Menge von Kurzschädeln (79,6%) und eine ansehnliche Minderheit von Langschädeln (13,6%), aber einen niedrigen Prozentsatz von Mittelschädeln (6,8%). Diese Konzentration ist für

* Bis 75 langschädlig, von 75,01 bis 78 unterlangschädlig, von 78,01 bis 80 mittelschädlig, von 80,01 bis 83 unterkurzschädlig, von 83,01 bis 90 kurzschädlig, ab 90,01 und mehr überkurzschädlig.

Mischrassen kennzeichnend. Das wird durch die beträchtliche Variation des Index von 71,9 auf 100,0, also einen Unterschied von mehr als 28%, bestätigt, der freilich zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß einige Schädel nicht deformiert sind, während ein Unterschied von 15% genügt, um eine Mischung zwischen Lang- und Kurzschädeln nachzuweisen. Die Einwirkung der Erstgenannten bekundet sich noch mehr in der Form der in *norma verticalis,* d.h. also von oben, beobachteten Schädelwölbung (Abb. 74). 63,9% der Schädel von Santiago del Estero sind sphenoid und 27,8% birsoid. 91,7% haben daher eine schmale Stirn, während die eindeutig Kurzschädligen immer eine breite haben. Der Mindestdurchmesser der Stirn unserer Tabelle (Abb. 73) zeigt, daß auch die Cromagnon-Menschen diese Besonderheit hatten, die heute bei den nordischen Menschen, aber nicht bei den mittelmeerländischen auftritt, obwohl diese langschädliger sind. Fügen wir hinzu, daß 40% der untersuchten Schädel eine gewölbte Stirn hatten, 10% eine senkrechte – also in beiden Fällen eine vom europäischen Typ – und 50% eine fliehende wie die große Mehrheit der Andinen. Was den Höhe-Länge-Index betrifft, der die Höhe der Schädelwölbung bezeichnet, stellen wir fest, daß er, obwohl die Hinterkopf-Deformation ihn bei unseren Südamerikanern erhöht, unter den langschädligsten Individuen von Santiago nicht viel von dem der Megalithiker Europas abweicht.

Wir müssen hier noch einen Punkt von größter Bedeutung für unsere Untersuchung anführen: bei 57,2% der

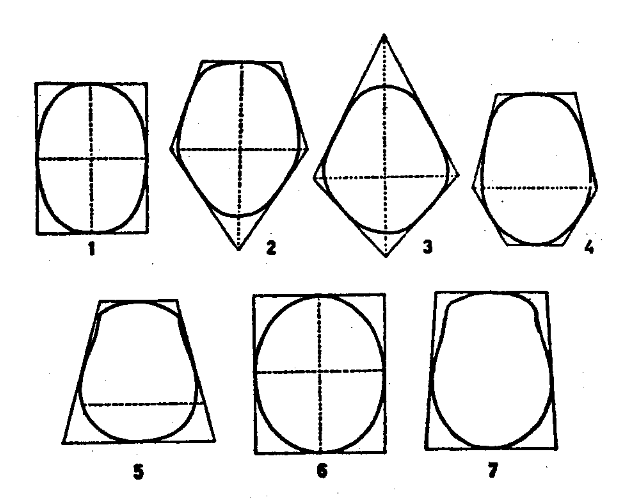


Abb. 74: Norma verticalis: 1= ellipsoid, 2 = pentagonoid, 3 = rhomboid, 4 = ovoid, 5 = sphenoid, 6 = sphäroid, 7 = brisoid (nach Rudolph Martin, »Lehrbuch der Anthropologie«, Ausg. v. 1957).

untersuchten Schädel ist die mastoide Apophyse (Knochenwulst hinter dem Ohr) groß, sehr groß, ja sogar »außergewöhnlich«, wie Paulotti meint; bei 21,4% ist sie mittel und bei 21,4% klein. Nun ist die kräftige Entwicklung dieser Apophysen eines der charakteristischsten Kennzeichen des Cromagnon-Menschen.

Ein anderes nicht weniger wichtiges ist die Form der Augenhöhlen. Sie ist bei ihm rechtwinklig flach, d.h. breiter als hoch, was einen Index von 60,4 bis 72,0 ergibt, an den Seiten des Gesichtes weniger als in seiner Mitte. In Santiago ist der Augenhöhlen-Index (Abb. 73), obwohl

niedriger als bei den Andinen (93,1), viel höher. Wenn man jedoch die Gesamtheit der von Paulotti untersuchten Schädel in Betracht zieht, ergibt sich folgende Aufteilung:

Rechtwinklig flach	38,2%	44,5%
Rechtwinklig hoch	1,6%	
Rechtwinklig quadratisch	4,7%	
Quadratisch	55,5%	55,5%

Das bedeutet, daß die Form der Augenhöhlen von annähernd der Hälfte der Stücke derjenigen des Cromagnon-Menschen ähnlich, wenn auch nicht so ausgeprägt ist. Selbst die Form der anderen Hälfte kommt derjenigen des Cromagnon-Menschen nahe, da auch diese, ob nun rechteckig oder quadratisch, jedenfalls viereckig sind, während diejenigen der Andinen abgerundet sind und der Kreisform zuneigen. Eine bemerkenswerte Einzelheit ist die Tatsache, daß in den meisten Fällen Schädel mit rechtwinklig flachen Augenhöhlen auch große Knochenwülste hinter dem Ohr haben, also auch von diesem Gesichtspunkt aus dem Cromagnon-Menschen am meisten ähneln.

Der Nasen-Index (Abb. 73) ist bei unseren Südamerikanern niedriger als bei den europäischen Megalithikern, aber seine Reichweite ist etwas größer. Wenn wir uns an Mittelwerte halten, ist der Santiago-Mensch ebenso wie sein Artgenosse von Cromagnon leptorin (langnasig) mit einer gewissen Tendenz zur Mittelnasigkeit. Die Untersuchung der von Paulotti errechneten Indizes zeigt ein etwas anderes Ergebnis:

leptorin (langnasig)	53,7%
mesorin (mittelnasig)	22,4%
platirin(plattnasig)	23,9%

Mehr als die Hälfte der von Paulotti in Santiago del Estero gemessenen Individuen hatte also eine Nase europäischen Typs. Bedenken wir zum Vergleich, daß die Andinen im Durchschnitt mittelnasig sind und daß sich unter ihnen nur ein ganz verschwindender Prozentsatz von Langnasen befindet.

In der Provinz Catamarca, die in der Anden-Kordillere etwa auf der Höhe der Provinz Santiago del Estero liegt und die in der Umgebung der Stadt Belén die wichtigsten archäologischen Lagerstätten der von Santiago beeinflußten Kulturen beherbergt, zeigen die von Paulotti vorgenommenen Messungen gleichfalls den Einfluß zweier Rassen. Aber dort hat das europäische Element eindeutig weniger Gewicht. Merkwürdigerweise jedoch ist dieser europäische Einfluß zweifach. Im Archäologischen Museum von Belén, das um die Mitte des Jahrhunderts von der Familie Cura gegründet wurde und das bei weitem beste des Gebietes ist, sahen wir unter den 14 Schädeln seiner Sammlung (sämtlich aus Graburnen stammend) auch den eines typischen Cromagnon-Menschen, obwohl er auf Grund einer außerordentlichen Deformation (Hinterkopf-Abplattung) von ungewöhnlicher Kurzschädligkeit war. Aber wir sahen auch zwei nicht deformierte Stücke, die nach den von uns durchgeführten Messungen ganz eindeutig von nordischen Menschen stammen müssen. Und einen gleichfalls einwandfrei nordischen (und nicht defor-

mierten) Schädel konnten wir im etwas weiter südlich gelegenen Archäologischen Museum Incahuasi von La Rioja sehen, aber nicht messen. Es sei noch darauf hingewiesen, daß der Einfluß des Cromagnon-Typs in der Kordillere von Norden (an der Grenze mit der Provinz Santiago del Estero) nach dem Süden zu abnimmt, wie das besonders die Form der Augenhöhlen beweist. Sie sind im Norden der Provinz Catamarca fast zur gleichen Proportion rechteckig oder quadratisch wie in der Provinz Santiago und immer viereckig, wie aus den von Paulotti durchgeführten Messungen an Schädeln hervorgeht, die dem Anthropologischen Institut der Universität Tucumán gehören und wahrscheinlich aus dem Norden stammen, während sie in dem Gebiet von Belén und mehr noch in der Provinz La Rioja in ihrer Mehrheit abgerundet sind.

4. Waagerechte und schräge Augen

Zu der anthropologischen Untersuchung, die wir nur in ihren wesentlichen Teilen wiedergegeben haben, um den nicht fachkundigen Leser zu schonen, kommt eine archäologische Tatsache von äußerster Bedeutung hinzu, die die Ergebnisse der Untersuchung bestätigt. Auch diesen Hinweis verdanken wir Emile Wagner[37].

Der Entdecker der Santiago-Kultur erinnert zunächst daran, daß alle Völker der Welt ihre Götter nach ihrem eigenen Bild darstellen (wenn sie sie darstellen), d.h. daß sie ihnen die Züge geben, die sie selber tragen. Die katholi-

sche Heiligenbildnerei aller Zeiten liefert unzählige Beweise für dieses Phänomen. Keinem westlichen Bildhauer oder Maler wäre es eingefallen, Christus oder der Heiligen Jungfrau, ja nicht einmal den Propheten und Königen des Alten Testaments ein semitisches Gesicht zu geben, weil es sich doch um der europäischen Welt fremde Gestalten handelte. Ebenso hat im gelben Asien Buddha immer mongoloide Züge, obwohl er Inder war. Dasselbe geschieht auch in Amerika, es sei denn natürlich, daß fremde Konquistadoren den Eingeborenen mit ihrem Glauben auch ihr eigenes Bild der Gottheit aufgezwungen hätten. Die Indianer Amerikas, die sich der religiösen Unterwerfung durch die Europäer haben entziehen können, haben ihren »Götzen« stets ein mongoloides, d.h. ihr eigenes Aussehen gegeben, ganz besonders die schrägen Augen, die ihre physiognomische Konstante sind.

Unter diesen Umständen liefert uns das Aussehen der Hunderte von Darstellungen der Mutter Erde – in Form von kleinen Statuen oder Malereien –, die uns die Santiago-Kultur hinterlassen hat, einen wertvollen Hinweis: sie haben nämlich waagrecht gestellte und runde Augen wie die Eule – ohne Ausnahme, wie Emile Wagner unterstreicht. Tatsächlich gibt es einige ganz wenige, die vielleicht erst gefunden wurden, nachdem er sein Werk schon geschrieben hatte, und die möglicherweise aus Catamarca importiert wurden, bei denen es anders ist. In dieser letztgenannten Provinz nämlich und ganz allgemein in der Kordillere hat die Hauptgottheit fast immer mandelförmige und schräg gestellte Augen.

Leider hat sich Emile Wagner durch seine lebhafte Phantasie dazu verleiten lassen, aus dieser Antinomie einen irrigen Schluß zu ziehen: Als der Kontinent unterging, von dem die Inseln im Pazifik die letzten Überbleibsel sind, zog sich die Bevölkerung weißer Rasse, die ihn bewohnte, nach Asien zurück, wo sie sich in zwei Ströme geteilt habe; der eine erreichte Indien, das Rote Meer, das Mittelmeer, den Norden Afrikas, den Süden Frankreichs, die Iberische Halbinsel und über Atlantis, »wenn es diesen Kontinent noch gab«, die Antillen, Mittelamerika, Amazonien und die Anden, um sich schließlich in Santiago del Estero niederzulassen; der andere habe sich nach Mongolien und Sibirien gewandt, wo er die einheimischen Bevölkerungen gelber Rasse aufsaugte, über die Beringstraße oder die Aleuten nach Amerika vordrang und den ganzen Kontinent einnahm mit Ausnahme von Santiago del Estero. Daher derselbe Glaube, aber verschiedene Rassenmerkmale.

Genug dieser peinlichen Phantasien. Es bleiben die erwiesenen Tatsachen, deren ebenso einfache wie befriedigende Erklärung nicht schwer zu finden ist: die Großstein-Baumeister waren in den heutigen Provinzen Tucumán und Santiago del Estero vorherrschend, d.h. in der Ebene und den angrenzenden Gebirgstälern, während die Gebirge selbst für sie nur eine zweitrangige Einflußzone waren. Als die in beträchtlicher Minderheit befindlichen Weißen im Lauf der Zeit durch Vermischung von ihrer Umgebung rassisch aufgesogen wurden, blieb ihr biologischer und kultureller Abdruck in der ersten der beiden genannten Gegenden stärker erhalten als in der zweiten.

Vielleicht ist die Form der Augen nicht der einzige anthropo-archäologische Hinweis auf die Anwesenheit der Megalithiker in Santiago del Estero. Die bei den Ausgrabungen am Rio Salado gefundenen *laurake* könnten uns einen weiteren liefern. Wir sprachen schon von diesen Plättchen aus Bronze oder anderen Metallegierungen, die eine männliche oder androgyne (zwitterhafte) Gestalt darstellen (Abb. 64). Sie ist manchmal mit der doppelten Spirale gekrönt, die an die germanische Irminsul erinnert und deren Arme sich in der einen oder anderen Stellung der behauenen Menhire der europäischen Jungsteinzeit befinden (Abb. 39). Die kleinen Figuren dieser Art von drei bis fünf Zentimeter Größe, die die Frauen sich ins Haar hängten, waren in Tiahuanacu häufig, und es ist nicht unmöglich, einige von ihnen noch heute an den Ufern des Titicacasees in Gebrauch zu sehen. Es erhebt sich folgende Frage: Sind die *laurake* autochthon, wie Emile Wagner annimmt, oder wurden sie vom Altiplano eingeführt, wie uns das Frau Amalia Gramajo de Martínez Moreno, die Direktorin des Archäologischen Museums von Santiago del Estero, aufgrund einer bloßen, wenn auch sehr auffallenden Ähnlichkeit versichert? Nichts gestattet, die Frage so oder so zu beantworten. Das einzig Sichere ist, daß die dargestellten Personen nicht der Auffassung amerikanischer Indianer entsprungen sind: sie tragen einen Bart, den man sowohl auf die Megalithiker als auch auf die Wikinger zurückführen kann. Selbst wenn erwiesen wäre, daß die fraglichen Stücke aus Tiahuanacu stammen (was es nicht ist), wäre ihr Vorhandensein in Santiago del Estero nichts-

destoweniger höchst bezeichnend. Denn der Kult des bärtigen Mannes in einer Gegend, in die die Wikinger nie vorgedrungen zu sein scheinen, würde die Erinnerung an noch ältere Europäer bezeugen.

5. Zwei Rassen

Aus den kurz wiedergegebenen anthropologischen Daten geht in erster Linie hervor, daß die Bevölkerung von Santiago del Estero zur Zeit der im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Keramik viel älter als die spanische Konquista ist. In den Berichten der militärischen und religiösen Führer der ersten Zeit nach der Konquista und in den so gut dokumentierten Chroniken so ernsthafter Historiker wie P. du Toict und P. Lozano wird nur von wilden Stämmen gesprochen, halb seßhaft, halb nomadisch und stets auf dem Kriegspfad. Nichts von dem, was sie von ihnen berichten, läßt auch nur entfernt das hohe kulturelle Niveau vermuten, das die von Emile Wagner entdeckte Keramik bezeugt. Wenn nun den Missionaren die für die einfachste Rassenklassifizierung unerläßliche anthropologische Vorbildung fehlte, so waren sie, oder doch wenigstens einige von ihnen, dagegen auf dem Gebiet, das wir heute Ethnographie nennen, sehr gut vorbereitet, wofür wir zahlreiche Beweise in den von ihnen hinterlassenen Werken haben, in denen sie genauestens die Gebräuche und Glaubensvorstellungen der Mexikaner und Peruaner und sogar der Paraguayer beschreiben. Über die Bewohner

von Santiago del Estero jedoch berichten sie nichts einmal auf religiösem Gebiet irgend etwas Ähnliches. Offenbar hatten sie es hier mit Menschen auf niedrigstem Niveau zu tun, die nichts zu erzählen hatten und über die es nichts zu sagen gab.

Die zweite Schlußfolgerung unserer Untersuchung ist, daß für die Laien, die die Spanier waren, die fraglichen Stämme aus ähnlichen Indios bestanden wie denjenigen, denen sie schon in Peru und anderswo begegnet waren, Individuen von kupferfarbener Haut, rundem Kopf, niedriger Statur und untersetzter Gestalt. Es ist dies die Beschreibung, die uns immer noch, vielleicht mit gewählteren Worten, José Imbelloni von den Bewohnern der Gegend des Rio Salado in der Zeit der Santiago-Kultur gibt, ohne daß wir leider zuverlässig wissen, ob es sich dabei – wie wir annehmen – um die Töpfer des Zweiges A der Brüder Wagner handelt, der viel jünger als der Zweig B ist und dem schon die schöpferische Originalität fehlt. Was uns zu dieser Annahme bewegt, ist die Einheitlichkeit der gemessenen Serie, die vielleicht und teilweise auf die Unterlassung gründlicher Untersuchungen wie die des Augenhöhlen-Index zurückzuführen ist, die wir bei den Schädelmessungen der Sammlungen des Archäologischen Museums von Santiago del Estero und denen des Professors Giménez vermissen. Diese bieten nämlich in verschiedenem Verhältnis Charakteristika, die sie von den Andinen deutlich trennen, insbesondere ihre Augenhöhlen, die häufig rechteckig flach und immer viereckig sind, in deutlichem Gegensatz zu den stets abgerundeten der Indios, und

der große Knochenwulst hinter dem Ohr bei mehr als der Hälfte von ihnen, die bei den sanft gekurvten, fast femininen Schädeln der Eingeborenen undenkbar sind. Die Bewohner Santiagos zur Zeit der Ankunft der Spanier wie zur Zeit der stereotypen, später degenerierenden Herstellung eines Teils der von Emile Wagner gesammelten Keramik-Stücke waren daher amerikanische Indianer andinischer Rasse, die sich mit Individuen ganz verschiedenen rassischen Typs vermischt und mit ihnen ein kurzes Gesicht gemein hatten, sich aber von ihnen durch verschiedene Kennzeichen unterschieden, vor allem durch die rechtwinklig flachen und viereckigen Augenhöhlen und den betonten Knochenwulst hinter den Ohren. Sofern die Untersuchung Rusconis, die sich auf eine allzu kleine Zahl von Knochen stützt, maßgeblich ist, gehört zu den Unterscheidungsmerkmalen auch der hohe Körperwuchs. Wie in jedem Vorgang der Vermischung zwischen zahlenmäßig so verschiedenen Bevölkerungsgruppen traten diese Besonderheiten immer seltener auf und schwächten sich um so mehr ab, je einheitlicher die Mischung wurde.

Dafür, daß es so war, haben wir zwei unbestreitbare Beweise. Der eine besteht in dem Vorhandensein von Langschädeln in beträchtlichem Verhältnis in einer kurzschädligen Gesamtheit und in der gewaltigen Reichweite des Schädel-Indexes. Gewiß erscheinen auch in den homogensten großen Serien abweichende Individuen, aber nicht zu einem so hohen Prozentsatz und noch weniger mit einer Abweichung von 28% wie hier. Der zweite Beweis ist, daß einige der Schädel der beiden untersuchten Sammlungen

alle Kennzeichen einer klar ausgeprägten nichtindianischen Rasse aufweisen, sei es, daß sich einige Familien der Vermischung so lange entziehen konnten, bis die fraglichen Individuen starben, sei es, daß die genetische Entwicklung den zahlenmäßig geringeren Urtyp plötzlich wiedererscheinen ließ, was ja eine in der Vererbungslehre bekannte Erscheinung ist.

Wie war dieser Typ? Betrachten wir das Foto 12, das uns einen Schädel aus der Sammlung Giménez zeigt. Er hat ganz das Aussehen eines Cromagnon-Menschen, und die von uns durchgeführten Messungen bestätigen das. Dasselbe ist bei verschiedenen Stücken des Archäologischen Museums von Santiago der Fall, die man uns weder untersuchen noch fotografieren ließ, und bei einem des Museums Belén, dessen Maße wir nehmen durften. Daß es sich nicht um zufällig abweichende Fälle handelt, beweist die oben wiedergegebene Tabelle (Abb. 73) deutlich: wenn einige der Schädel aus den Sammlungen von Santiago sich ganz besonders dem einen oder dem anderen der kombinierten Typen nähern, so trägt ihre Gesamtheit den Stempel des Cromagnon-Einflusses. Der entscheidend wichtige Augenhöhlen-Index ist bei unseren Mestizen beträchtlich höher als bei den »klassischen« Schädeln der prähistorischen Rasse Europas, was normal ist, aber nicht viel größer als bei den Guanchen der Kanarischen Inseln (77,0[75]), die Cromagnon-Menschen sind. Und wir begegneten im Archäologischen Museum und in der Sammlung Giménez zwei Individuen, deren Indizes (76,1 bzw. 77,5) viel niedriger als die ermittelten Durchschnittswerte sind

und noch unter der Untergrenze der beiden in unserer Tabelle berücksichtigten Gruppen liegen, zu denen sie wegen ihres mittleren Schädel-Indexes nicht gehören. Die rechteckige Form der Augenhöhlen, das grundlegende Kennzeichen des Cromagnon-Menschen, ist übrigens viel aufschlußreicher als der Augenhöhlen-Index, und sie ist es – erinnern wir uns daran –, die man bei einigen Menhiren von Tafi beobachten kann. Auf anderem Gebiet hat der in seiner *norma verticalis* (von oben) betrachtete Schädelumriß nicht geringere Bedeutung. Die gerade Stirn bei fast der Gesamtheit der Individuen von Santiago, die den Andinen absolut fremd ist, kann nur von einem äußeren Einfluß herrühren. Und die gleiche gerade Stirn ist in Europa eines der Merkmale, an denen der Cromagnon-Mensch und sein Nachfahre, der nordische Mensch von heute, zu erkennen sind.

Das Vorhandensein von Individuen, die zu der Rasse der Großstein-Baumeister gehören, in Santiago del Estero, in der Nähe der Menhire von El Mollar, ist nicht überraschend. Das Gegenteil wäre unbegreiflich. Angesichts der Analysen vergleichender Archäologie der Brüder Wagner ist es vielleicht angebracht, dieser Bestätigung die wenigen anthropometrischen Ziffern hinzuzufügen, die wir von den historischen Cromagnon-Menschen besitzen. Sie sind den Urhebern der behauenen Menhire näher als ihre Vorfahren des Neolithikums. Die drei männlichen Schädel, die Schliemann[46] bei den Ausgrabungen von Troja II fand, also nicht dem Troja des Priamus, wie er glaubte, sondern dem der rein libyschen Epoche der Stadt, haben einen Schädel-

Index von 68,6, 71,3 und 73,8, während der einer Frau von niedrigem Wuchs und wahrscheinlich asiatischer Rasse 82,5 beträgt. Auf Kreta zu seiner mykenischen Zeit[76], dessen Bevölkerung weiterhin grundsätzlich libysch war, begegnen wir einem männlichen Schädel-Index von 79,9 und drei weiblichen von 74,6, 75,0 und 76,4. In Mykenä, wo die Mischung mit den Pelasgern bereits begonnen hatte, ergab das sechste Grab ein Individuum von 80,7, während zwei Gräber von Nauplia zwei Schädel von 79,3 und 79,4 enthielten und ein weiteres in Sparta einen von 80,9, wobei in keinem der drei Fälle das Geschlecht festgestellt wurde. Wenn wir noch auf die bereits erwähnte Tatsache hinweisen, daß die Guanchen[75] einen mittleren Schädel-Index von 75,5 haben, erkennen wir, daß die Cromagnon-Menschen von Santiago del Estero so, wie wir sie in der geschilderten Weise rekonstruieren konnten, nicht aus dem historischen Rahmen fallen, in dem sie erscheinen.

Die Entdeckung von Schädeln mit allen Kennzeichen des Cromagnon-Menschen bei den von Emile Wagner und Juan B. Giménez durchgeführten Ausgrabungen beweist mit den beiden Hypothesen, die ihr Vorhandensein erklären können, daß die Vermischung zur Zeit der Santiago-Kultur noch nicht vollkommen einheitlich war. Ihre Auswirkungen begannen sich erst seit relativ kurzer Zeit zu zeigen, so daß man sie zeitlich viel weiter zurückdatieren muß. Diese Schlußfolgerung wird dadurch bestätigt, daß es in zweifellos präkolumbianischen Lagerstätten von Belén und La Rioja – aber nicht in Santiago — Individuen von nordischem Typ gibt, die nur Nachkommen der Wikinger

sein können, deren Niederlassung in Südamerika[19] und in dem Gebiet, das uns interessiert – dafür werden wir einen greifbaren Beweis im Kapitel VI finden – heute vollkommen erwiesen ist. Nun, diese Skandinavier gelangten um das Jahr 1000 nach Tiahuanacu. Die Tatsache, daß sich ihre Spuren nicht in Santiago del Estero finden, scheint also darauf hinzuweisen, daß die von Emile Wagner entdeckte Kultur auf jeden Fall vor dieser Jahreszahl liegt, was teilweise unsere Schlußfolgerungen der vorhergehenden Kapitel bestätigt.

Es stimmt also alles miteinander überein: bearbeitete Menhire, die in allem denen der europäischen Bronzezeit ähneln, eine Kultur, deren Symbole, Kunst und Technik aus der nordischen Ägäis stammen, eine Keramik, deren älteste Stücke aus dem Jahr –1200 datieren, und Menschen, deren Mischrasse durch einen ihrer Angehörigen auf die Großstein-Baumeister und ihre Vorfahren von Cromagnon zurückgeht. Es sind dies konkrete Tatsachen, die weder die systematische Zweifelsucht noch der böse Wille der Konformisten weiter verbergen oder verbiegen können.



V.

»DIE ZUERST KAMEN«

1. Merkwürdige Indianer mit Bärten

Im Jahr 1543 ging in Peru, dessen erst wenig mehr als zehn Jahre zuvor begonnene Konquista noch gar nicht abgeschlossen war, die blutige Auseinandersetzung langsam zu Ende, in die Pizarro und Almagro verwickelt waren und in der beide ihr Leben lassen mußten. Der von Karl V. zur Wiederherstellung der Ordnung entsandte Gouverneur Vaca de Castro war gerade angekommen. Eine seiner ersten Maßnahmen war es, die allzu wüsten Militärs dadurch zu entfernen, daß er ihnen die Mission anvertraute, diejenigen Provinzen des Inka-Reiches, die der spanischen Macht noch nicht unterworfen waren, »zu entdecken und zu bevölkern«. So kam es, daß sich der Generalkapitän Diego de Rojas mit einer kleinen Abteilung Soldaten, drei europäischen Frauen, einem Feldgeistlichen und Quichua-Hilfstruppen nach Süden in Marsch setzte. Er hatte den Auftrag, das alte Königreich Tucma zu befrieden, darin eine Stadt zu gründen und sich nach dem Fort

Sancti Spiritus zu begeben, das Sebastian Cabot am Rio Paraná angelegt hatte.

Die Expedition durchquerte die Gebiete der Aymara auf dem Anden-Hochland und gelangte durch das Tafi-Tal in die derzeitige Provinz Tucumán. Der Weg, den Rojas einschlug, wandte sich sodann nach Südosten, gelangte an den Ort, wo sich heute die Stadt Santiago del Estero befindet, und führte, wiederum in südlicher Richtung, an dem riesigen Salzsee vorbei in das östliche Massiv des Córdoba-Gebirges. Das Vordringen der Spanier war schwierig. Zuerst die Diaguita und dann die Lule leisteten erbitterten Widerstand. Der Generalkapitän wurde im Kampf von einem vergifteten Pfeil verwundet, der seinen Tod herbeiführte. Erst 1545 erreichte die kleine Truppe das Gebiet von Talamoiyca, wo sie eine Festung errichtete. Der neue Anführer, Francisco de Mendoza, ließ dort 100 Mann, die Frauen und den Geistlichen zurück, setzte mit dem Rest seiner Leute den Vormarsch in südöstlicher Richtung fort und gelangte an das befohlene Ziel Sancti Spiritus, welches Fort er verlassen vorfand. Das von ihm in den Bergen errichtete Fort wurde während seiner Abwesenheit viermal überfallen. Die Verteidiger waren zwar immer erfolgreich, hatten aber schwere Verluste an Menschen und Pferden. Die Lage war verzweifelt, als Mendoza zurückkehrte. Er konnte die Belagerten retten, die jedoch meuterten, was bei der Konquistadoren-Truppe – Abenteurer vom einfachen Mann bis zum obersten Führer – die Regel war, und ihren Retter umbrachten. Der verbleibende Rest mußte sich schleunigst zurückziehen.

Es folgten weitere Expeditionen. Diejenige von Francisco de Aguirre erreichte 1566 gleichfalls Cabots Festung. Ihr folgten 1573 der Generalleutnant von Tucumán Lorenzo Suárez de Figueroa und im gleichen Jahr der Generalkapitän Jeronimo Luis de Cabrera, der den Auftrag hatte, die Stadt Córdoba zu gründen. Sie alle kamen durch Talamoiyca. Dank Aguirre, der von einem Fachkundigen die Koordinaten des Raumes hatte bestimmen lassen, und Cabrera, der uns eine außerordentlich genaue Beschreibung seiner Bewohner lieferte, sind wir über die Comechingon recht gut unterrichtet, die damals das ganze Córdoba-Gebirge, einen Teil der heutigen Provinz San Luis im Südwesten und die Ebene bevölkerten, die sich im Südosten bis Sancti Spiritus erstreckt. Auch im Norden, im bergigen Teil der heutigen Provinz Santiago del Estero, traf man sie unter dem Namen Sanaviron an. Alle Bekundungen der Expeditionsteilnehmer, angefangen bei den im *Archivo de Indias* zu Sevilla aufbewahrten »Kriegstagebüchern« der Leute des Diego de Rojas, stimmen in bezug auf die äußere Erscheinung der Eingeborenen überein, die die Aufmerksamkeit der Spanier erregen mußte. Denn sie waren »hoch gewachsen, dunkel und bärtig wie die Christen«, was noch 50 Jahre später der Pater Bárzana[78] bestätigt. »Dunkel« *(morenos)* scheint sich hier auf das Haar und nicht auf die Haut zu beziehen, da für Dunkelhäutige damals das spanische Wort *pardos* gebraucht wurde, das den gleichen Sinn hat, aber anders angewendet wurde. Dieses dunkle Haar mußte bei Indianern kaum weniger als der Bart erstaunen, da ihr Haar nicht nur dunkel, sondern

pechschwarz zu sein pflegt. In bezug auf die Sitten und Gebräuche der Comechingon geben wir am besten das Wesentliche aus der *Relación* von Jerónimo Luis de Cabrera[79] wieder:

Im Córdoba-Gebirge »wurden durch Besuch, Augenschein oder Information mehr als 600 Indianer-Dörfer festgestellt, die von fast 30000 Indianern inmitten der Berge und Täler, die es dort gibt, bewohnt werden, wie bei fleißiger Nachforschung und mit Hilfe von Dolmetschern festgestellt wurde. Die Menschen sind vollständig bekleidet, die einen mit Wolle, die anderen mit Leder, das in der Art der spanischen Lederarbeiten sauber verarbeitet ist.

In der Frisur auf dem Kopf und in den Kleidern, die sie sich aus Wolle machen, tragen sie alle zum Schmuck viele lange Stäbchen aus Metall, deren Enden löffelartig sind, und alle haben an der rechten Hand an einer Sicherheitskette ein Messer hängen, das sich viele, wie auch andere Sachen aus Eisen, auf dem Tauschweg besorgen.

Die Hemden, die sie tragen, sind aus Wolle gewebt.

Sie ziehen viel Vieh, Alpakas und Lamas, deren Wolle sie nutzen. Die Dörfer liegen sehr dicht beieinander, meist eine Meile oder eine halbe voneinander entfernt, oder auch nur einen Armbrustschuß weit und jedenfalls alle auf Sichtweite.

Die Dörfer sind so klein, daß das größte bis zu 40 Häusern hat, aber auch 30, 20, 15, 10 und weniger, weil jedes dieser Dörfer nicht mehr als eine Sippe oder Familie ist, so daß jeder für sich bleibt; sie haben ihre Dörfer rund angelegt und mit Disteln und anderen stacheligen Sträu-

chern umgeben, die ihnen als Schutz dienen wegen der Fehden untereinander; in jedem Haus leben vier oder fünf verheiratete Indios, und in manchen mehr.

Die meisten der Häuser sind groß, so daß eines von ihnen zehn Mann mit ihren gesattelten Pferden aufnahm, die sich darin für einen Überfall verbargen; die Häuser sind niedrig, weil sie sich zur Hälfte unter der Erde befinden, und sie betreten sie wie ihre Bäder, weil sie sich vor der Kälte schützen wollen und das Holz an einigen Stellen fehlt.

Sie sind große Ackerbauer, die jeden Flecken, wo es Wasser oder feuchte Erde gibt, ausnutzen, weil sie zu allen Jahreszeiten säen können.

Es sind Leute, die sich nicht betrinken wie andere Indianervölker und die nicht einmal das dafür gewöhnlich benutzte Trinkgeschirr besitzen.«

Die Comechingon waren also ein zivilisiertes Volk, das Leder bearbeitete, Wolle webte, Metall schmolz und die Erde bewässerte. Aber sie waren nicht das einzige in der Gegend, und die Diaguita in Catamarca hatten ein ähnliches kulturelles Niveau. Noch überraschender war für die Spanier die Tatsache, daß die Krieger von Córdoba in geschlossenen Schwadronen kämpften, bei Nacht im Schein von Fackeln angriffen und nicht nur Bogen und Pfeile – keine vergifteten –, sondern auch den Speer gebrauchten, alles Dinge, die den anderen Indios unbekannt waren. Wir möchten in der *Relación* von Cabrera drei Punkte unterstreichen. Die beiden ersten beziehen sich auf die Häuser: sie waren halb unterirdisch wie die der

Hyperboreer der Bronzezeit und der Wikinger, was sich bei diesen durch das kalte Klima im Norden Europas erklärt, aber ganz gewiß nicht, was auch immer unser Konquistador behauptet, im Zentrum Argentiniens. Und sie badeten in ihren Häusern, was von einem anderen Militär der ersten Zeit, Sotelo de Narváez[80], bestätigt wird, indem er präzisiert, jedes Haus habe einen »Schwitzraum« gehabt, was nichts anderes als eine Sauna gewesen sein kann. Der dritte Punkt ist, daß der größte Teil der Comechingon ein eisernes Messer trug. »Die meisten« von annähernd 7500 erwachsenen Männern unter einer Gesamtbevölkerung von 30000 bei einer etwa gleichen Zahl der Geschlechter – die fraglichen »Eingeborenen« waren nämlich monogam – entspräche einer Zahl von rund 5000. Ist es denkbar, daß eine so große Zahl von Messern, um von anderen Gegenständen aus Eisen nicht zu sprechen, »auf dem Tauschweg« erlangt worden sein kann bei Gelegenheit des Zusammentreffens mit vier spanischen Expeditionen, die alle zusammen aus nicht mehr als ein paar Hundert Europäern bestanden haben können? Die Frage stellen heißt sie verneinen. Es kann um so weniger der Fall sein, als die Konquistadoren den kriegerischen Stämmen, die sich ihnen in den Weg stellten, keine Waffen zu liefern pflegten. Wenn also die minuziöse Beschreibung Cabreras in dieser Beziehung ebenso zutreffend wie in den anderen Punkten ist, so muß man daraus schließen, daß die Comechingon Eisen zu bearbeiten verstanden.

Leider wissen wir nichts über die Sprache oder Sprachen, die diese merkwürdigen Indianer benutzten. Die Missio-

nare schreiben ihnen drei Sprachen zu, bemühten sich aber nicht, sie zu erlernen, weil in der Gegend Quichua verstanden wurde, und sie erwähnen lediglich, daß keine dieser Sprachen irgendeine Ähnlichkeit mit einer von den Nachbarvölkern gebrauchten hatte. Wahrscheinlich handelte es sich bei den drei Sprachen um verwandte Dialekte. Es sind nur einige Orts- und Eigennamen erhalten geblieben, von denen wir nicht ganz sicher sind, ob sie auch wirklich zu ihnen gehören. Sogar das Wort Comechingon hat zu den phantastischsten Auslegungen Anlaß gegeben. Sergio Mayor[81], ein örtlicher Gelehrter, sieht in dem Wort eine Deformierung von *rumichingan*, was von dem Quichua-Wort *rumi* = Stein abgeleitet sein und in diesem Zusammenhang Stein- oder Höhlenmenschen bedeuten soll, weil das Volk in Höhlen gelebt habe, was, wie wir wissen, nicht stimmt. Der hervorragende Archäologe Aníbal Montes[82] leitet das Wort von *camichingan* ab, was in dem südlichen Dialekt der Provinz, von dem wir wie von den anderen – wir sagten es schon – so gut wie nichts wissen, »Berge der vielen Dörfer« bedeuten würde. Raymond Chaulot (von dem noch viel zu sprechen sein wird) verbindet das Wort *come*, das in der Sprache eines patagonischen Stammes »gut« heißt, mit *chin*, das er ohne Quellenangabe mit »viel« übersetzt, und mißt der Silbe *on* die Bedeutung von »Wasser« bei, indem er als Beweis die Namen der Seen Nipigon und Huron in Nordamerika und der Lagune Oncativo in der Provinz Córdoba hinweist, so daß der ganze Name etwa bedeuten würde: »Viel gutes Wasser«. Hermann Munk schließlich, der Philologe des von uns in Buenos

Aires geleiteten Instituts für Menschheits-Wissenschaft, schlägt eine Auslegung des eigenartigen Volksnamens vor, die befriedigender und auf dieser Höhe unserer Untersuchung – aber warten wir das Ende ab! – überraschender ist: Comechingon setze sich aus zwei indogermanischen Wurzeln zusammen, von denen die eine, *koma*, = im Nordischen »kommen« oder »eintreffen«, die andere, *sineigs*, im Gotischen »alt« bedeute. Der ganze Begriff ergäbe also: »Die zuerst kamen«. Auch für den anderen Stammesnamen des gleichen Volkes, Sanaviron, hat er eine nordische Erklärung in den Worten dieser Sprache *sannr* = »echt« und *ver* = »bewaffneter Mann«, was man frei als »die echten Männer« übersetzen könnte.

Zur Klärung der Herkunft dieses Volkes gibt uns die Anthropologie auch keinen festeren Halt als die Philologie (wenn man die beiden zuletzt erwähnten Auslegungen beiseite läßt). Wir besitzen nicht den geringsten Knochenrest, den man mit Sicherheit als von der fraglichen Rasse stammend bezeichnen könnte. Man fand niemals einen ihrer Friedhöfe, was vermuten läßt, daß die Comechingon ihre Toten verbrannten, wie das (von Ausnahmen abgesehen) die Menschen im Norden Europas auch taten. Gewiß wurden einige Skelette ausgegraben, aber sie sind so heterogen, daß es nicht möglich ist, aus ihnen einen gültigen Schluß zu ziehen[83]. Die Provinz Córdoba war ein Durchzug-Gebiet, und die Spanier komplizierten die Sache noch, indem sie hier Indios ansiedelten, die sie aus allen möglichen Gegenden, sogar aus dem Altiplano herbeigeschleppt hatten. Der einzige Hinweis, über den wir auf anthropolo-

gischem Gebiet verfügen (außer einem Bart, der so stattlich gewesen sein muß, daß ihn alle Berichte aus der ersten Zeit erwähnen und ihn mit dem der Europäer vergleichen), kommt von den kleinen Terrakotta-Figuren, die in dem Gebiet in großer Zahl gefunden wurden. Diese erinnern an die gleichartigen Stücke aus Santiago del Estero und haben – wie diese – mit ganz wenigen Ausnahmen waagerecht gestellte Augen. Fast alle sind weiblich. Aber es gibt auch männliche, einige von ihnen mit Bart.

Obwohl hervorragende Maler (wie wir noch sehen werden), waren die Comechingon keine blendenden Bildhauer. Ihre Figuren sind von ziemlich plumper Gestalt. Auch beherrschten sie nicht die hohe Kunst der Töpferei von Santiago. Ihre Keramik von gräulich-schwarzer Farbe zeigt als einzige Verzierung um den Hals der Vasen oder am Außenrand der Schüsseln eingekratzte Streifen, deren geometrische Motive (Abb. 75) an diejenigen der Töpferei der europäischen Bronzezeit (Abb. 35) erinnern. Sie erscheint nicht nur im historischen Raum ihrer Urheber einschließlich des Südens der Provinz Santiago del Estero (Las Mercedes und Sayanita), wo die Sanaviron lebten und wo noch schwarz auf rotem Grund bemalte Stücke hinzukommen, die einen Einfluß der Sunchituyaj-Kultur bedeuten, sondern auch noch weit darüber hinaus. Nicht ohne Grund findet Ibarra Grasso[43] in dieser Keramik die Form und den Stil einer ursprünglichen Schicht wieder, die den ältesten Kulturen des Gebirges wie der Ebene zugrunde lag.



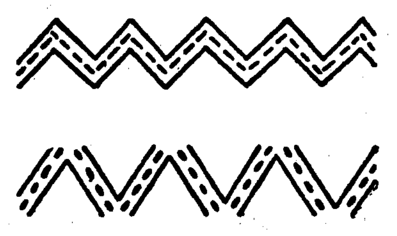


Abb. 75: Einritzungen in Stücke von Comechingon-Keramik (nach Antonio Serrano, »Manual de cerámica indígena«, Córdoba, 1958).

2. *Die Felsmalereien vom Cerro Colorado*

Rund 150 km nördlich der Stadt Córdoba, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, erhebt sich das Massiv des Cerro Colorado, des östlichen Ausläufers des Gebirges, das das ganze Gebiet einnimmt. Sein Klima und seine Vegetation sind ausgesprochen europäisch. Es ist eine Gruppe von Bergen, die sich etwa 200 m über das enge Tal des Rio de los Tártagos erheben, der auf 450 m über dem Meeresspiegel von Nordwest nach Südost verläuft, ehe er südlich des heutigen Dörfleins Cerro Colorado deutlich nach Osten abbiegt. Die nördlichen und westlichen Teile

des Massivs bestehen aus Sandstein. An den Abhängen, die sie bilden, öffnen sich in verschiedenen Höhen Felshöhlen, von denen einige, über eine Entfernung von 4 km unregelmäßig verstreut, prächtige von den Comechingon stammende Steinmalereien enthalten.

Der größte Teil dieser Felsmalereien stellt Szenen dar, in denen Menschen und Tiere in Bewegung erscheinen, denen manchmal unbewegliche Gestalten, symbolische Figuren und Abbildungen verschiedener Gegenstände hinzugefügt sind. Durch ihre eindrucksvolle Dynamik stehen sie im Gegensatz zu der Unbeweglichkeit, die – mit wenigen Ausnahmen – die bildende Kunst der Eingeborenen Südamerikas kennzeichnet. Anderseits erinnern sie merkwürdig an die prähistorischen »Fresken« des spanischen Ostens und von Tassili in der Sahara, von denen sie auch die vielfältigen Farben haben: Schwarz, Weiß, Rot, Gelb und Ocker, unter denen die beiden erstgenannten vorherrschen. Die großen Bilder, die sie darstellen, bedecken die Rückwand der Höhlen, in denen sie sich befinden. Vor ihnen ist das Gestein in der Form bearbeitet, daß es eine Art Altar bildet, in dem manchmal die bekannten, sorgsam geformten Vertiefungen nicht fehlen, für die die kurzsichtigen Archäologen wiederum keine andere als die prosaische Erklärung finden können, sie hätten zum Zerstampfen von Getreidekörnern gedient, wobei sich, dem Charakter des Gesteins entsprechend, mehr Sand als Mehl ergeben hätte. Alles deutet darauf hin, daß es sich um Räucherpfannen *sui generis* gehandelt hat, und daß die Felsmalereien daher Kultstätten zur Zierde gereichen sollten.

Diese Felsmalereien lassen sich mit den wissenschaftlichen Methoden, über die wir verfügen, zeitlich leider nicht bestimmen. Man kann sie höchstens verschiedenen Zeitabschnitten zuteilen, und zwar nicht nur nach ihrem Stil und Erhaltungszustand, sondern auch nach der Überlagerung von Zeichnungen, die bei ihnen feststellbar ist. Die Archäologen schätzen im allgemeinen, daß die schwarzen Figuren älter als die weißen sind. Unsere Untersuchung und unsere Fotos haben ergeben, daß dem nicht so ist: Manchmal deckt das Weiße das Schwarze, aber häufig ist es auch umgekehrt. Wir können uns auf diesem Gebiet folglich nur an die Motive halten.

Die Großgemälde zeigen uns Kriegs- und Jagdszenen. Die Männer sind mit Bogen bewaffnet und tragen einen rückwärtigen Federschmuck, der demjenigen gewisser Azteken-Krieger ähnlich ist, wie Ibarro Grasso[43] sehr richtig bemerkt hat, und eine örtliche Angleichung an das Anhängsel sein könnte, das einige skandinavische Bogenschützen der Bronzezeit (Abb. 76) an der gleichen Stelle trugen, obwohl seine Art unbestimmt ist. Es gibt sie auch mit Kopfschmuck aus Federn. Andere tragen merkwürdige Mützen mit zwei Spitzen an den Seiten (Abb. 77). In einigen Höhlen sieht man Gestalten, mit einem ganzen Lamafell bekleidet und mit aufgestellten Ohren, von denen uns die Abbildung 78 ein Beispiel gibt. In derselben Darstellung, die wir weiter unten erläutern werden, erscheinen zwei Frauengestalten in langem, weißen Gewand. Sie sind nicht die einzigen auf dem Cerro Colorado. Die örtliche Tierwelt ist in den Schlacht- und Jagdszenen stark vertre-

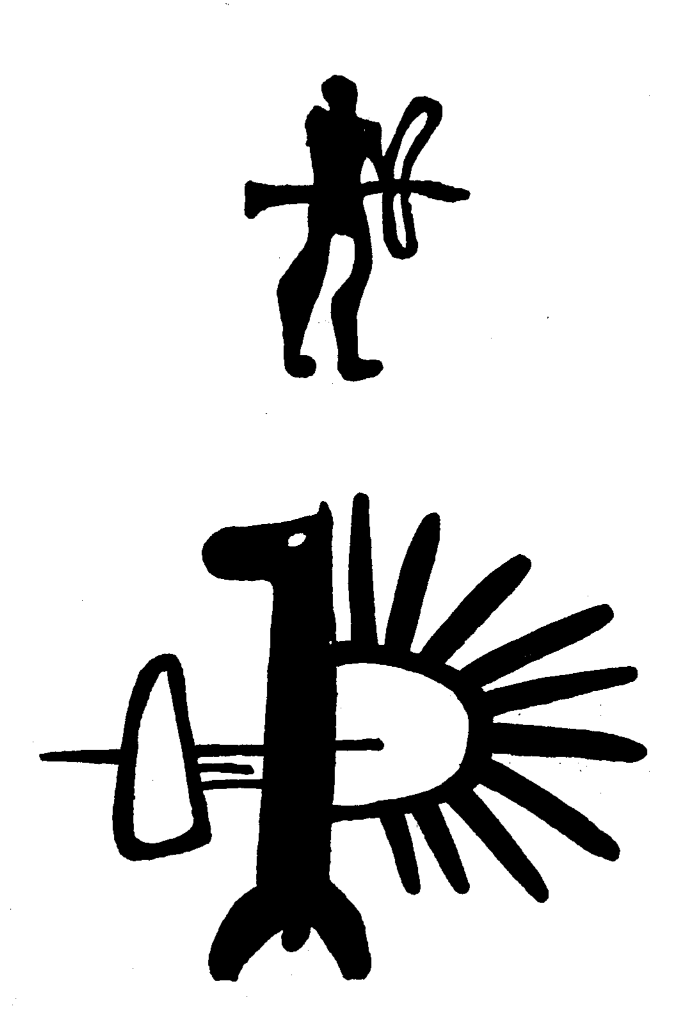


Abb. 76: Oben: Bogenschütze auf einer Felsmalerei vom Cerro Colorado. Unten: Bogenschütze auf einer Felsmalerei von Bohuslän (Schweden), Bronzezeit.



Abb. 77: Bogenschütze mit doppelspitziger Mütze auf einer Felsmalerei vom Cerro Colorado. Nach Raymond Chaulot[91].

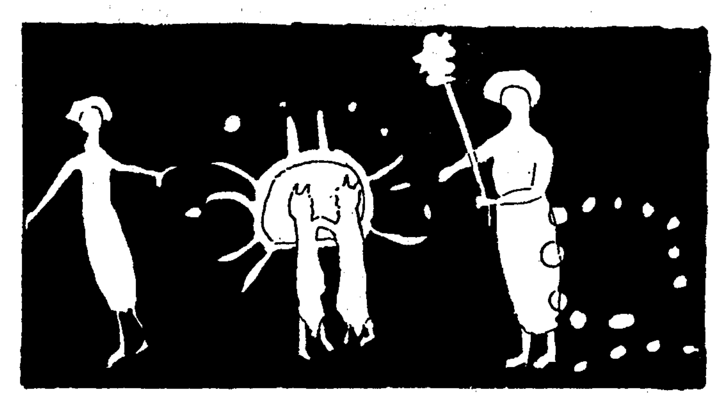


Abb. 78: »Mondaufgang« (oder Sonnenaufgang?) auf einer Felsmalerei vom Cerro Colorado. Nach Raymond Chaulot[91].

ten, aber auch sie etwas bunt zusammengewürfelt: Lamas, Hirsche, Katzen, andere schwer zu identifizierende Vierbeiner, Raubvögel, Kondore, Eulen. Die Höhle, die (zumindest seit der Konquista) Intihuasi (Quichua: Haus der Sonne) heißt, weil die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne direkt in sie hineinscheinen, ist mit einer Himmelskarte zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche um Mitternacht geschmückt, auf der die Sterne wie in den klassischen Planetarien Europas durch menschliche Gestalten und nicht identifizierte Zeichen dargestellt sind. Clemente Ricci[84], der das Kunstwerk entdeckte, wurde natürlich vorgehalten, die Comechingon hätten die für eine derartige Darstellung unerläßlichen astronomischen Kenntnisse nicht gehabt und einfach nicht haben können. . . In anderen Höhlen erscheinen Sonnensymbole in Gestalt einer gewellten Strahlenkrone, konzentrischer Kreise oder – wie am unteren Amazonas – eines Kreises mit zwei Paar Beinen (Abb. 79). Der (astronomische oder sonstige) Sinn anderer geometrischer Figuren (Abb. 80) ist uns nicht erkennbar, aber ihre Form hat jedenfalls nichts Indianisches.

Wir kommen jetzt zu verschiedenen Motiven, die uns hier ganz besonders interessieren. Zwei von ihnen sind mit der Santiago-Kultur verbunden: ein Raubvogel mit entfalteten Schwingen (Abb. 81) – man sieht auch einen in gleicher Weise dargestellten Kondor – und eine Eule in teilweiser Menschengestalt oder, wenn man so will, ein menschlicher Körper mit einem riesigen Eulenkopf (Foto 13). Ein anderes Motiv, das auf dem gleichen Foto

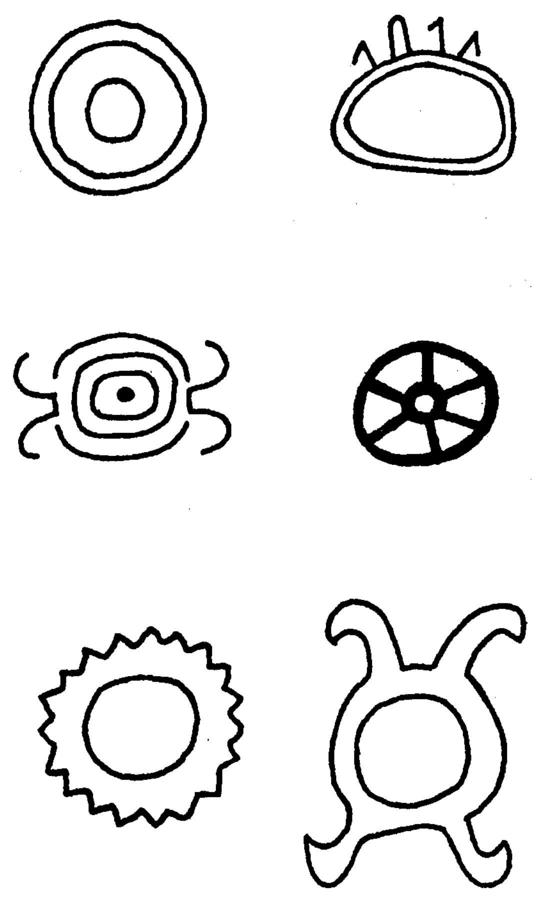


Abb. 79: Sonnensymbole vom Cerro Colorado.

zu sehen ist, stellt ein Schiff mit zwei quadratischen Segeln dar, das sich, nach den es umgebenden Wellen zu urteilen, auf hoher See befindet. Es hat nichts von einer Karavelle

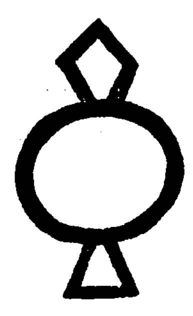


Abb. 80: Geometrische Figur vom Cerro Colorado

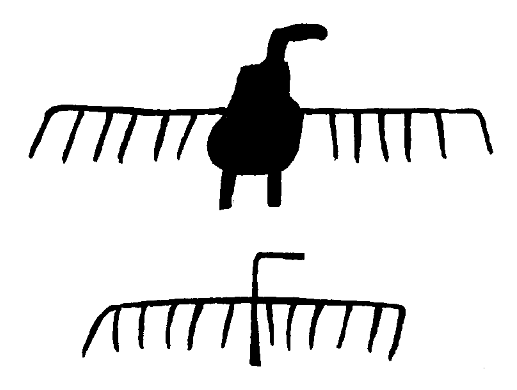


Abb. 81: Raubvögel mit Flügeln in heraldischer Position. Cerro Colorado.

oder einem anderen Schiff der Konquista-Zeit, noch von einer Brigantine mit ihrem so geringen Raum über der Wasserlinie, aufgetakelt stets mit ihren (dreieckigen) Lateinsegeln. Es sieht aus wie die ägyptische Hieroglyphe



Abb. 82: Ägyptische Hieroglyphe: »Nach dem Norden gehen«. Vgl. mit dem Schiff auf Foto 13.

für »nach dem Norden gehen« (Abb. 82), bloß daß das dargestellte Schiff nur ein einziges Segel hat. Ein anderes Schiff in einer anderen Höhle ist ganz anderer Art: ein Drakkar der Wikinger-Zeit. Aber die Besatzung ist so dargestellt wie auf verschiedenen Felszeichnungen der skandinavischen Bronzezeit (Abb. 83). Die Art dieses letzteren Motivs bestätigt das Bild verschiedener Hörnerhelme, von denen einer einem Pferd zu Füßen liegt, das großartig gezeichnet ist und von einem Europäer ganz deutlicher Gesichtszüge geritten wird (Abb. 84). Eine andere Bestätigung ist die Darstellung verschiedener Hämmer des Thor und vielleicht sogar auch die unerwartete Abbildung eines Stiers, eines der südamerikanischen Fauna fremden Tiers, das mit seinen Hörnern ein großes, dem *B* des Runen- oder des lateinischen Alphabetes ähnelndes Zeichen aufspießt (Abb. 85).

Zu den Vergleichen, die wir soeben zwischen dem Cerro Colorado einerseits und Santiago del Estero und Skandinavien anderseits gemacht haben, kommt noch eine andere Übereinstimmung anthropologischer Art hinzu. In einer der fraglichen Felshöhlen sehen wir einen Tänzer



Abb. 83: Oben: Drakkar vom Cerro Colorado. Unten: hyperboreisches Schiff von Östergötland (Schweden).

(Foto 14), dessen Körper aus Punkten zusammengesetzt ist wie in einigen prähistorischen Malereien Europas. Was dabei vor allem Aufmerksamkeit erregt, ist, daß sein Kopf ein Totenschädel ist, und zwar derjenige eines Cromagnon-Menschen (Abb. 86, vgl. m. Foto 12): die außerordentliche Entwicklung des Knochenwulstes hinter den Ohren gestattet keinen Zweifel. Vermerken wir andererseits, daß das Profil des Kriegers auf der Abbildung 87 ausgesprochen europäisch ist.

Wir kommen zu den Pferden. In verschiedenen Schlacht- und Jagdszenen erscheinen Reiter (Foto 15). Natürlich



Abb. 84: Reiter vom Cerro Colorado (Skizze). Man beachte den gehörnten Helm zu Füßen des Pferdes.

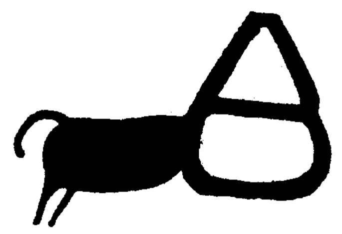


Abb. 85: Stier, der ein (runisches oder lateinisches) B aufspießt, vom Cerro Colorado. Nach Raymond Chaulot [87].

kann es sich nur um Konquistadoren handeln. Alle Welt war sich darüber einig – mit einer einzigen Ausnahme. Tatsächlich hatte die Sache nichts Unwahrscheinliches, denn die Comechingon waren ja noch vorhanden, als die

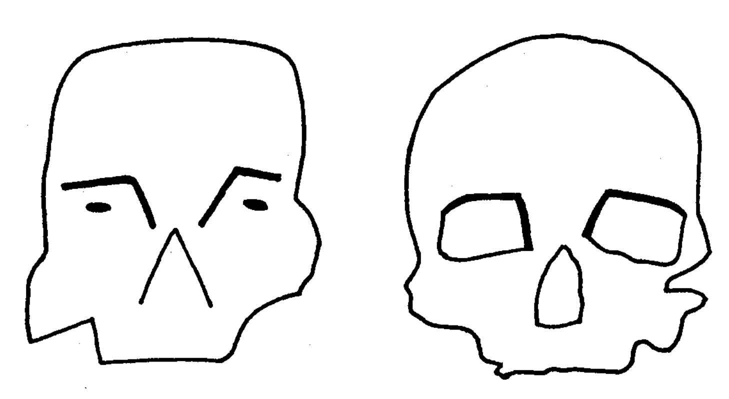


Abb. 86: Links: Kopf des Tänzers vom Cerro Colorado, Rechts: Kopf des Cromagnon-Menschen.

Spanier eintrafen. Nur Ibarra Grasso[43] drückt seine Zweifel aus: »In letzter Zeit hat Asbjörn Pedersen im Nationalpark Nahuel Huapi (Patagonien) eine Reihe von offenen und geschlossenen Höhlen entdeckt, in denen Darstellungen von Menschen auf Pferden in einem Stil erscheinen, der offensichtlich weder kolonial noch zeitgenössisch ist. Außerdem gestattet eine Reihe von geologischen Tatsachen, diesen Darstellungen ein hohes Alter beizumessen. . . Natürlich ist ihre präkolumbianische Herkunft von den meisten Wissenschaftlern, beginnend mit Menghin, wütend geleugnet worden, aber unsere Einstellung ist der Richtigkeit der Entdeckung durchaus günstig. Im prähistorischen Spanien kennt man zumindest zwei ähnliche Darstellungen, die einer fortgeschrittenen Epoche der levantinischen Kunst entsprechen.« Wie sollte uns andererseits

nicht die Ähnlichkeit des mit einem Speer bewaffneten Reiters bestürzen, den uns eine Steinzeichnung in Zapagua in der Provinz Jujuy, also auf der »Inka-Straße«, zeigt, und diejenige mit einer anderen aus der Bronzezeit in Bohuslän in Schweden (Abb. 87)? Vermerken wir in beiden Fällen die merkwürdig identische Form der Hinterbeine. Dies ist fraglos der Abglanz einer Überlieferung.

Wenn die Pferde vom Cerro Colorado nicht diejenigen der Spanier sind, gibt es nur zwei mögliche Erklärungen. Die eine ist, daß es sich um amerikanische Tiere handelt. Das ist höchst unwahrscheinlich, denn wir wissen, daß die Art ausgestorben war lange vor der fernsten Zeit, in der man die Comechingon-Kultur ansiedeln kann. Sie müßte sich dann wunderbarerweise im Córdoba-Gebirge erhalten haben und vor der Ankunft der Spanier verschwunden sein, da diese sie nicht erwähnen. Die andere Erklärung wäre die, daß diese Pferde vorkolumbianischen Europäern gehörten, die die Gegend häufig aufsuchten, sie aber nicht besetzten. Aber um wen könnte es sich dabei handeln?

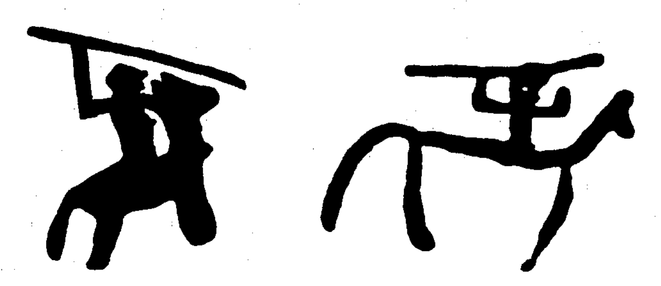


Abb. 87: Reiter mit Speer in Zapagua (Jujuy). Rechts: Reiter mit Speer in Bohuslän (Schweden) nach Jürgen Spanuth[101].

Neue Daten werden uns die Frage beantworten. Sagen wir im Augenblick einfach, daß eine der Jagdszenen vom Cerro Colorado, die Ibarra Grasso[43] wiedergibt, ohne sie zu kommentieren, nach Asbjörn Pedersen uns den Weg weist. Sie zeigt uns nämlich Reiter (Foto 16) im Amazonensitz, was unwahrscheinlich und nur dadurch erklärlich wäre, daß der Künstler von seinem Gegenstand eine nur sehr flüchtige Vorstellung gehabt hat. Die Reiter tragen eine kennzeichnende skandinavische Kopfbedeckung.

Die Felsmalereien vom Cerro Colorado liefern uns also eine gewisse Anzahl von höchst bedeutenden Elementen, von denen einige, wenn sie allein stünden, auf Zufall zurückzuführen sein könnten, deren Gesamtheit jedoch eine ganz bestimmte Bedeutung hat. Ihr Stil ist neolithisch, d.h. also zeitgenössisch mit der Megalithkultur. Durch verschiedene ihrer Motive sind sie mit der Santiago-Kultur verbunden, die ihrerseits nicht ohne Beziehungen zu derjenigen ist, die die Menhire von Tafi bezeugen. Wir sehen auf ihnen zwei Schiffe, von denen das eine eine ägyptische Form hat und das andre nichts anderes als ein Wikinger-Drakkar sein kann. Einige Hörnerhelme, einige Thor-Hämmer und die Mützen der Reiter, die nichts Spanisches haben, stimmen mit diesem letzteren Schiff überein, aber gewiß nicht mit den vorhergehenden Angaben unserer Darlegung, von denen sie durch viele Jahrhunderte getrennt sind. Stellt der Tänzer mit dem Totenkopf des Cromagnon-Menschen diejenigen dar, »die zuerst kamen« und längst wieder verschwanden, deren Erinnerung aber der Mestizen-Künstler bewahrte? Andere Elemente wer-

den uns gestatten, die so aufgeworfenen Probleme zu lösen.

3. Lästige Inschriften

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts läßt sich ein junger französischer Geologe, Raymond Chaulot, endgültig in der Provinz Córdoba nieder. Als Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission, die damit beauftragt war, einen Teil der amazonischen Flüsse zu erkunden, war er nach Beendigung der entsprechenden Arbeiten nach Buenos Aires gereist. Die Wechselfälle seines Berufes brachten ihn in die Gegend, wo er rund 40 Jahre seines Lebens verbringen sollte. Seit 1923 in der Hauptstadt der Provinz Córdoba ansässig, widmete er sich der Schriftstellerei, nicht ohne verschiedene Monographien über die Geschichte von Städten und Ortschaften der Zone zu veröffentlichen. 1925 weckten die Felszeichnungen vom Cerro Colorado sein Interesse in einem Maß, daß er sich dort, wo sich heute das Dörfchen Cerro Colorado befindet, ein Haus bauen ließ, das er einen guten Teil des Jahres bewohnte.

Die Felsmalereien der Comechingon waren schon seit 1875 bekannt, aber erst viel später begannen die Fachleute, sich für sie zu interessieren. Man mußte bis 1931 warten, ehe die guten Reproduktionen von G. A. Gardner[85] und später die von Asbjörn Pedersen[86] vorlagen. Raymond Chaulot war kein Techniker der Ethnographie. Was er herausbekommen wollte, war die Bedeutung der Bilder

und Symbole, die die Wände so vieler offener Felshöhlen bedeckten, und die rassische Herkunft ihrer Schöpfer. Er erkannte, was den Fachleuten entging und ihnen weiter entgehen sollte: Die fraglichen Felszeichnungen konnten nicht das Werk von Indianern sein, und die bärtigen Comechingon waren keine Indianer oder jedenfalls keine reinrassigen Indianer. Es hatte da einen europäischen, genauer gesagt: nordischen Einfluß gegeben, den er den Wikingern zuschrieb. 1941 setzte er seine These in einem Bericht auseinander[87], den er dem mit Hilfe der National-Akademie für Geschichte in Córdoba einberufenen Kongreß für Geschichte Nord- und Mittel-Argentiniens vorlegte. Man braucht fast nicht hinzuzufügen, daß diese kurze Untersuchung in Kreisen der konformistischen Wissenschaft einen gewissen ironischen Unwillen auslöste, der aber schnell von der gewohnten Verschwörung des Schweigens abgelöst wurde. Es dauerte bis 1977, ehe der Historiker Roberto A. Ferrero[88] mit einem Artikel in einer in Buenos Aires erscheinenden Zeitschrift den »unzulässigen Auslegungen eines örtlichen Autors, der in den Bildschriften von Córdoba Zeichen der Runenschrift sehen will«, wie der Ethnograph Antonio Serrano[89] 1945 geschrieben hatte, Gerechtigkeit widerfahren ließ, nicht ohne sie mit unseren eigenen Arbeiten in Verbindung zu bringen.

Raymond Chaulot hatte nämlich in seinem Bericht darauf hingewiesen, daß sich unter den Felszeichnungen, von denen wir sprachen (und deren kennzeichnendste niemals erwähnt werden), zahlreiche Gruppen buchstabenförmiger Zeichen befänden, unter denen er Runen erkannte. Das

war damals (vor 40 Jahren!) der Beweis eines bemerkenswerten wissenschaftlichen Scharfblicks und einer gewissen Kühnheit. Denn in Europa war die Runologie erst vor wenigen Jahren zu neuem Leben erwacht, ohne daß das Echo dieser Wiederentdeckung mit genügender Stärke nach Argentinien hatte dringen können, um die archäologischen Forschungen zu beeinflussen. Leider hatte unser Geologe trotz seines ausgezeichneten kulturellen Niveaus nicht die unerläßliche Ausbildung für die Auslegung seiner Entdeckung. So lieferte er wie sein Zeitgenosse Emile Wagner seinen Verleumdern selbst die Munition, um ihn abzuschießen. In seinem Bericht für den Kongreß in Córdoba gibt er, wenn auch unter gewissem Vorbehalt und ohne den Einfluß späterer Wanderungsbewegungen zu leugnen, den autochthonen Charakter des amerikanischen Menschen zu, eine von Ameghino[90] 1880 proklamierte unhaltbare These, die längst einmütig aufgegeben worden ist, und sieht in Amerika Platons Atlantis. Andererseits war seine nach eigenen Angaben benutzte Bibliographie sehr dürftig. Das schmälert sein Verdienst nicht, daß er Runen in Zeichen erkannte, die bisher niemand auch nur wahrgenommen hatte und von denen nach ihm nie jemand wieder sprechen würde – bis zu dem erwähnten Artikel von Roberto A. Ferrero.

Es genügt, die von Chaulot an verschiedenen Punkten des Cerro Colorado mit peinlicher Genauigkeit aufgenommenen Inschriften (Abb. 88 und 89) und andere mehr, die er nicht wiedergab und die wir auf unserer Expedition von 1980 dank seinem Enkel, Herrn Carlos Saavedra Chaulot,

Abb. 88: Hyperboreische Runen-Inschriften vom Cerro Colorado nach Raymond Chaulot[87].

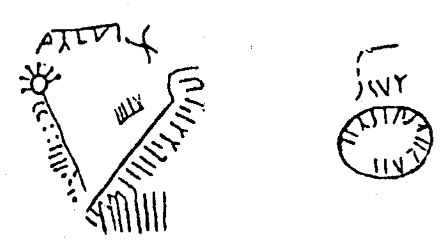


Abb. 89: Hyperboreische Runen-Inschriften vom Cerro Colorado nach Raymond Chaulot[87].

entdeckten, z.B. die von der Abbildung 90, die in ihrem Stil wie eine Steinschrift aus der skandinavischen Bronzezeit erscheint, oder auch die von Abbildung 91 unvoreingenommen zu betrachten, um in ihnen einige Runen aus den klassischen Futharken zu erkennen. Diese wiederholen sich jedoch häufig und sind mit wenigen Ausnahmen in reihenweise angehäufte unbekannte Zeichen und vor allem – wie in Hardangerfjord (Abb. 12) – eine Serie von Stäb-

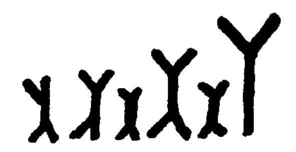


Abb. 90: Links: hyperboreische Runen-Inschrift vom Cerro Colorado. Rechts: ebensolche Inschrift im Südwesten Norwegens nach Peter Gelling u. Hilda Ellis Davidson, »The Chariot of the Sun«, London, 1969.

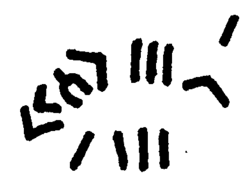


Abb. 91: Hyperboreische Runen-Inschrift vom Cerro Colorado.

chen eingefügt, deren Bedeutung uns nicht bekannt ist. Außerdem scheinen die verschiedenen Zeichen nicht zahlreich genug, um sie als alphabetisch zu betrachten. Im Gegenteil springt die Ähnlichkeit dieser Inschriften mit denen von Ticucho und Santiago ins Auge. Auch hier handelt es sich um eine Runenschrift, die noch vor der Wikingerzeit liegt, um eine Schrift, von der man bis vor wenigen Jahren so gut wie nichts wußte. Raymond Chaulot hatte sich in genialer Weise der Wahrheit so weit angenähert, wie es die Kenntnisse seiner Zeit erlaubten.

4. Der Mythus der Herkunft

Wenn wir durch die spanischen Chronisten über das Aussehen und die Lebensweise der Comechingon unterrichtet sind, so ist das in bezug auf ihren Glauben und ihre Überlieferungen nicht der Fall. Was ihren Glauben betrifft, so wissen wir lediglich, daß sie die Sonne und den Mond anbeteten. Von ihren Überlieferungen gibt es nur eine Zusammenstellung[91], in welcher Raymond Chaulot Angaben verschiedener Herkunft vereinte, »eine Aneinanderreihung der Berichte, die die Teilnehmer und Chronisten der berühmten Expedition des Diego de Rojas verbreiteten, veredelnde Extrakte der Eingeborenen-Malereien, Aussagen und Berichte des 16. und 17. Jahrhunderts und von modernen Chronisten gesammelte alte Volksmeinungen, die noch heute existieren«. Es ist das, was er die »Legende von Talamoiyca« nennt, die wir, bevor wir sie analysieren, wiedergeben müssen, wobei wir allerdings einiges poetische Beiwerk, das ohne sachliches Interesse für unsere Untersuchung ist, weglassen: »So viel Generationen von Vorfahren waren einander gefolgt, seit die Welt geschaffen wurde, daß die Menschen sie nicht mehr zählen konnten. Inti, der Sonnen-Gott, lenkte das Geschick der Lebenden, und Quilla, Frau Luna (Mond), seine Mutter, Schwester und Gattin zugleich, herrschte über das der unsterblichen Geister.

Das Heim der Seelen aller im Kampf gefallenen Krieger war Talamoiyca, das Land der Moiy, immergrüner Bäume, die die Unsterblichkeit symbolisierten.

Während der Nacht streichelte Quilla die Seelen der gefallenen Krieger mit ihren sanften Strahlen.

Unverwundbar durch erhaltene Streiche, bildeten sie unschlagbare Heere, um an phantastischen Schlachten teilzunehmen. Von Zeit zu Zeit bezähmten sie ihren Kampfgeist, entfernten sich aus dem schattigen Wald und überließen sich dem geschmeidigen Lauf der Bäche.

Sie kamen zum großen Fluß, der sie zum Carcarañá, dem Fluß des bösen Geistes, trug.

Der Eintritt in den Carcarañá war den toten Kriegern verboten. Wer seine Schwelle überschritt, konnte nicht mehr zurückkehren.

Añá, die Schlange der Versuchung, versuchte, die Seelen anzulocken, die sich der Strömung anvertraut hatten.

Yaguarhué, der böse Tiger, war der Verbündete Añás, um Böses zu tun.

Er konnte nicht nach Talamoiyca gelangen, solange die Seelen der Krieger noch dort waren.

Yaguarhué sagte zu Añá: Wenn du die Seelen gewonnen hast, werde ich auf den Champaquí (den höchsten Gipfel des Córdoba-Gebirges) steigen und den Mond fressen.

Anfangs wandten sich die Seelen, die die lügnerische Stimme Añás, der Schlange, vernahmen, schnell den fernen Quellen zu.

Durch die Gewohnheit kühner geworden, hielten sie schließlich inne, um Añá zu lauschen.

Betört von dem schmeichelnden Wort des bösen Geistes wurden sie eine nach der anderen vom Strom mitgerissen, gegen den sie nicht mehr ankommen konnten.

Als alle Seelen der toten Krieger verloren waren, zogen Añá, die Schlange, und Yaguarhué, der böse Tiger, als Herren in Talamoiyca ein.

Yaguarhué erklomm den höchsten Punkt, der den Raum beherrschte, und erwartete die Nacht, um Luna aufzulauern und sie zu ergreifen.

Als sie vorbeikam, ergriff er sie mit den Zähnen, um sie zu verschlingen.

Von dem Schatten, den seine Schnauze auf die Erde warf, erschreckt, begannen die Menschen in der Umgebung alle zusammen zu schreien, um Yaguarhué zu erschrecken.

Wenn du Quilla frißt, werden wir dich umbringen, riefen sie.

Da ließ er seine Beute fahren, und Frau Luna begann, von neuem zu leuchten und unterzugehen.

An einem fernen Ufer gab es in längst vergessenen Zeiten ein fremdes Volk von bärtigen Männern, die dem Quilla-Kult hingegeben waren.

Ihr *curaca* oder Hoher Priester kannte magische Geheimnisse, um den Geist des Bösen zu besänftigen.

Quilla, noch immer von dem Überfall des Yaguarhué erschreckt, wählte dieses Volk aus, um bei einem neuen Angriff verteidigt zu werden.

Im Traum erschien dem *curaca* die Schönheit der Täler von Talamoiyca.

Der große *curaca* brach mit seinen Indios, den Frauen, den Kindern, den Lamas und den Vikunjas auf.

Sie überquerten die Gebirge und Ebenen und schwam-

men durch die großen Flüsse. Des Tages ruhten sie, und nachts marschierten sie, geführt und beschützt von Quilla.

Nach zahlreichen Tagen gelangten sie ins gelobte Land. Sie begannen, ihre Dörfer zu bauen und Mais zu säen in den fruchtbaren Tälern. Die Lamas und Vikunjas weideten auf den Hügeln und gaben Milch und Wolle.

Sie vertrieben Yaguarhué und seine Nachkommen und brachten Añá und den Schatten der Toten Opfergaben dar.

Sie feierten Feste zu Ehren von Quilla, die ihnen immer in den nächtlichen Kämpfen mit ihren Feinden beigestanden hatte.«

Welchen Wert hat dieser Bericht? Welcher Teil von ihm ist Raymond Chaulot zuzuschreiben, der seine Quellen, wie wir gesehen haben, nur sehr allgemein angibt? Zwei Punkte sind beunruhigend. Der eine ist das Vorhandensein von Quichua-Ausdrücken in einer etwas literarischen Arbeit (Inti = Sonne, Quilla = Mond, *curaca* = Eingeborenen-Führer im Inka-Reich, hier irrtümlich als »Hoher Priester« übersetzt) sowie von Guaraní-Wörtern (Yaguarhué, mögliche Deformation von *jaguarete* = Jaguar, Añá, der Teufel, hier in Gestalt der Schlange). Wenn der Gebrauch dieser Wörter auf Chaulot zurückzuführen ist, wäre das ein persönlicher Mißbrauch durch ihn, der Zweifel auch in die Authentizität dieser oder jener Einzelheit seiner Erzählung rechtfertigen würde. Aber das ist alles andere als sicher. Wir wissen nämlich, daß die Comechingon, obwohl sie nicht zum Inka-Reich gehört zu haben scheinen, mit ihm in Verbindung standen, da sie, nach den Versicherungen der spanischen Missionare, die Quichua-

Sprache verstanden. Andererseits dehnte sich ihr Gebiet bis zum Rio Paraná aus, dessen Einzugsgebiet von Guaraní-Stämmen bevölkert wurde. Es wäre also möglich, daß sie von diesen einige Überlieferungen übernommen hätten.

Der andere Punkt, der uns viel mehr Sorgen bereitet, ist die von Chaulot zugegebene Idealisierung prähistorischer Steinzeichnungen, die sich den spanischen Chroniken und Berichten entnommenen Angaben in gefährlicher Weise anfügt. Jede Idealisierung bedeutet nämlich nicht nur eine persönliche Auslegung, sondern auch eine über die Tatsachen, d.h. hier über die in den Höhlen des Gebirges dargestellten Szenen und Figuren hinausgehende Projektion. Ein Beispiel für dieses Vorgehen liefert die Erläuterung einer Felszeichnung (Abb. 78), mit der Chaulot seinen Artikel illustriert hat: »Der Neumond in der Erscheinung einer sehr jungen Frau. In der Mitte Tänze, die dem Mondaufgang geweiht sind. Die Zahl kleiner Kreise entspricht den seit Neumond vergangenen Tagen (14); Frau Luna erscheint als bereits entwickelte Frau. Die kleinen Kreise sind in drei Phasen von elf, sieben und nochmal elf Tagen eingeteilt.« Nun ist aber der Mond noch nie und in keinem Land mit flammenden (wellenförmigen) Strahlen dargestellt worden. Der Gegenstand der falsch ausgelegten Szene ist daher ohne jede Frage die Sonne. Und wenn die beiden Frauengestalten den Mond darstellen, ist es klar, daß diejenige auf der rechten Seite mit ihrer Fackel die vorhergehende Nacht beim Aufgang des Gestirns beleuchtet, während die auf der linken Seite an Gestalt verliert und sich entfernt. Es besteht also Anlaß zu der Befürchtung,

daß Chaulot in seiner Erläuterung dem Mond die Rolle der Sonne zugeschrieben hat. Aber das ist nicht gewiß.

Versuchen wir, das Wesentliche der «Legende« herauszulösen und das wegzulassen, was das Ergebnis der literarischen Phantasie des Verfassers sein könnte:

Die Seelen aller im Kampf gefallenen Krieger lebten in einem Paradies auf Erden, das in Talamoiyca lag. Unter dem Schutz von Frau Luna – Mutter, Schwester und Gattin des Sonnen-Gottes zugleich – unverwundbar, bildeten sie unüberwindliche Heere, um phantastische Schlachten zu schlagen. Manchmal fuhren sie die Flüsse herunter bis zum Carcarañá, einem Nebenfluß des Paraná [vielleicht sogar bis zu diesem selbst], wo die Schlange, die Verbündete des Jaguars, lebte. Aber weiter durften sie unter Androhung der unmöglichen Rückkehr nicht vordringen.

Von der Schlange angelockt, wurden die Seelen der Krieger jedoch eine nach der anderen von der Strömung fortgerissen, die sie nicht zurückkehren ließ. So konnte der Jaguar nach Talamoiyca eindringen. Er erklomm den höchsten der Gipfel in der Absicht, den Mond zu verschlingen, aber die Menschen der Umgebung verhinderten das.

Frau Luna, von dem Angriff des Jaguars erschreckt, suchte ein Volk, das sie verteidigen könnte. Sie erwählte eines, das aus bärtigen Männern bestand, die schon an sie glaubten und ein fernes Ufer bewohnten. Seinem Führer zeigte sie im Traum die Schönheit der Täler von Talamoiyca. Männer, Frauen und Kinder begannen die lange Fahrt mit ihren Herden von Lamas und Vikunjas. Nachdem sie Gebirge, Ebenen und Flüsse überquert hatten,

gelangten sie in das verheißene Land, wo sie sich unter dem Schutz des Mondes niederließen, der ihnen in den Kämpfen stets günstig war.

Dergestalt allen literarischen Beiwerks entkleidet, scheint der erste Teil dieses Berichts der isländischen Edda entnommen zu sein. Wir begegnen der Mutter Erde wieder, Mutter, Gattin und Tochter des Himmelsvaters zugleich, den Seelen der Krieger, die in Walhall Kämpfe ohne tödliche Folgen austragen, der Weltschlange, die aus dem Ozean, in dem sie lebt, Götter und Menschen verfolgt, dem Fenriswolf, der Sonne und Mond verschlingt (sofern dies nicht seine Begleiter Skoll und Háti tun), und dem *ökólnir*, wo es niemals kalt wird und wo die Menschen reinen Herzens Zuflucht finden. Für die Comechingon jedoch gibt es als Götter nur Sonne und Mond, und nur Frau Luna ist bei den Ereignissen handelnde Person (aber dies ist wahrscheinlich eine falsche Auslegung Chaulots). Andererseits findet die Ragnarök nicht statt, oder es fallen ihr, genauer gesagt, nur die Seelen der Krieger zum Opfer. Von der Schlange wird nicht mehr gesprochen, es sei denn, um die Opfergaben zu erwähnen, die ihr dargebracht werden, damit sie sich ruhig verhalte, und der Jaguar verschwindet nach seinem gescheiterten Versuch für immer. In den Tälern von Córdoba ist das zeitweilig in Frage gestellte goldene Zeitalter endgültig angebrochen.

Können wir Raymond Chaulot unterstellen, seinen Bericht nach dem Vorbild der Edda romanartig ausgestaltet zu haben? Wir glauben: nein. 1937 hat er nämlich noch nicht seine Theorie von der Abstammung der Comechin-

gon von den Wikingern aufgestellt, sondern hält sie noch für Indianer und schreibt das auch. Selbst noch später weiß er nichts von der skandinavischen Mythologie, und was er über die Wikinger weiß, beschränkt sich auf eine kurze Zusammenfassung der isländischen Sagen über die Entdekkung Nordamerikas, die er einer von ihm zitierten spanischen Arbeit[92] entnommen hat. Andererseits erwähnt er in dem Artikel, der die »Legende von Talamoiyca« enthält, zu deren Bekräftigung lediglich verschiedene Aspekte der südamerikanischen Mythologie: »Luciano V. Mansilla [der Erforscher Patagoniens im vorigen Jahrhundert] schrieb, daß die Indianer des Südens an den Teufel und die Wiederauferstehung ihrer Toten an anderem Ort glaubten. Nordenskjöld und alle qualifizierten Autoren der argentinischen Folklore verbinden Mond und Tiger zu dem autochthonen Symbol der Finsternis, dem Eingeborenenglauben, daß der Tiger seine Beschützerin, Frau Luna, verschlingen will. Añá ist in den südamerikanischen Mythologien in verschiedenen Formen der böse Geist schlechthin. In den Verzierungen der alten Graburnen aller eingesessenen Völker stellen bildliche Darstellungen von Tiger und Schlange in den verschiedensten Abwandlungen das häufigste, geradezu allgemeine Motiv dar.« Selbst nachdem er sich von der Wikinger-Herkunft der Comechingon überzeugt hatte, erwähnte Chaulot die Edda nicht, obwohl diese viele Elemente zugunsten seiner These beisteuerte. Wahrscheinlich wußte er gar nicht, daß es eine Edda gab.

Der zweite Teil des Mythus von der Herkunft ist für uns noch bezeichnender als der erste. Der Schlange ist es

gelungen, die Seelen der Krieger zu vernichten. Im Land sind nur noch Männer verblieben, die zwar treu, aber zu schwach sind, um den Jaguar zu vertreiben, den sie jedoch in seinem Versuch scheitern lassen, den Mond zu verschlingen. Ein neues Volk, von fernen Ufern kommend, läßt sich nach langer Wanderschaft durch Gebirge und Ebenen in Talamoiyca nieder. Mit anderen Worten: eine Katastrophe vertrieb das Kriegervolk aus dem Paradies auf Erden, das es bewohnte. Es verbleiben im Land nur Menschen niederer Rasse. Ein anderes Volk, von jenseits des Meeres gekommen, vereint sich mit ihnen, nachdem es lange Zeit durch Südamerika und besonders durch die Anden gewandert ist, von wo es Lamas und Vikunjas mitbringt. Es ist nur eine einzige Auslegung möglich: auf dem Gebiet der heutigen argentinischen Provinz Córdoba lösten zwei Völker, beide nordischer Herkunft, einander ab. Ohne allzu große Gefahr, uns zu irren, dürfen wir annehmen, daß es sich um die Baumeister der Großsteingräber, die Megalithiker, und die Wikinger handelte. Als diese letzteren erschienen, fanden sie ihre Vorgänger durch die Rassenmischung bastardiert vor. Sie hatten ihren Kampfgeist im nordischen Sinn des Wortes verloren. Diese biologische Ragnarök hatte jedoch nicht die Folgen der Katastrophe, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. – wie Jürgen Spanuth festgestellt hat – den Untergang von Atlantis hervorrief. Das Land Talamoiyca blieb erhalten, nur seine Bewohner degenerierten. Aber sie waren noch da und ließen den Jaguar scheitern. Der nordische Ragnarök-Mythus gleicht sich so nach und nach der örtlichen

Geschichte an und verwandelt sich in die »Legende von Talamoiyca«.

Die Untersuchung von Raymond Chaulot liefert uns also trotz der zweitrangigen Zweifel, die sie erweckt, einen Hinweis von größter Wichtigkeit, der unsere vorhergehenden Untersuchungen bestätigt und ergänzt. Im Ursprung der Comechingon gab es Hyperboreer, die mit dem Volk des Reiches der Ebenen verwandt waren, was auch für dieses in bezug auf die Baumeister der Großsteingräber von Tafi gilt. Ihre Anwesenheit in Südamerika war schon uralt, als die Wikinger auftauchten und ihre bereits weit fortgeschrittene Bastardierung feststellten. Vielleicht war es gerade das beschämende Beispiel, das die entarteten Nachkommen ihrer gemeinsamen Vorfahren den Neuankömmlingen boten, das diese den Versuchungen durch die jungen Indianerinnen widerstehen ließ. Unterlagen sie auf die Dauer doch? Oder ließen sie sich nie in Córdoba dauerhaft nieder, das für sie auf einem ihrer Wege nur ein Aufenthalt blieb? Die Frage bleibt aufgeworfen.

Jedenfalls haben wir jetzt die Erklärung für die Reiter oder doch einige derselben, die die Malereien vom Cerro Colorado zeigen. Es ist ausgeschlossen – wir sagten es schon –, daß die Megalithiker in Amerika noch autochthone Pferde antrafen. Es ist mehr als zweifelhaft, daß sie welche mitbrachten. Dagegen hielten und züchteten die Wikinger, wie wir in einer früheren Arbeit[19] bewiesen haben, dieses Tier. Gewiß mußten sie es eifersüchtig dem eigenen Gebrauch vorbehalten, weil es ihre militärische Überlegenheit und wegen der gleichen schnellen Beweg-

lichkeit auch ihre politische Vorherrschaft gewährleistete. Es ist nur zu begreiflich, daß die Comechingon ihm einen Platz unter den auf ihren Altären dargestellten Szenen einräumten.

5. *Die Ersten und die Letzten*

Indianer von hohem Wuchs und braunem Haar, bärtig wie Europäer und – nach ihren Skulpturen zu urteilen – mit gerade gestellten Augen bewohnen zur Zeit der Konquista ein riesiges Gebiet, das das ganze Córdoba-Gebirge und seine Randzonen umfaßt und sich in der Pampa bis zum Rio Paraná erstreckt, der 500 km Luftlinie vom Cerro Colorado entfernt ist. Sie leben in halb unterirdischen Häusern mit Sauna. Sie sind seßhaft und treiben intensiven Ackerbau auf manchmal künstlich bewässerten Böden, ohne die Zucht von Alpakas und Lamas zu vernachlässigen, die ihnen die für ihre Gewebe unerläßliche Wolle liefern. Sie genießen ein beachtliches kulturelles Niveau und beweisen eine außerordentliche künstlerische Befähigung auf dem Gebiet der Höhlenmalerei. Sie bearbeiten Metalle, sogar, wie es scheint, Eisen. Der Krieg ist für sie keine Alltagserscheinung, da ihre Einehe ein zahlenmäßiges Gleichgewicht der Geschlechter herbeiführt, aber sie besitzen eine fortschrittliche militärische Organisation, die im Gegensatz zu der auf diesem Gebiet allgemeinen Anarchie der sonstigen Stämme Argentiniens steht, und sie wissen, um das ohne Umschweife zu sagen, tapfer zu

kämpfen. Man nennt sie im Süden ihres Herrschaftsbereiches Comechingon und Sanaviron im Norden. Beide Bezeichnungen haben in den uns überlieferten örtlichen Sprachen keinerlei annehmbare Bedeutung, stehen aber in der Sprache der Hyperboreer für »die zuerst kamen« und »die wahren Männer«.

Die ungewöhnlich dynamischen Szenen, die in den offenen Felshöhlen des Cerro Colorado über den Altären mit ihren megalithischen Vertiefungen in den Stein gehauen sind, ähneln den Felsmalereien des spanischen Ostens und denen von Tassili in der Sahara. Sie zeigen uns Krieger mit Tieren der örtlichen Fauna, aber auch Reiter, in denen man – wie sogar Chaulot – Konquistadoren sehen wollte, obwohl einige von ihnen typisch skandinavische Mützen tragen und zu Füßen eines derselben ein gehörnter Helm zu sehen ist. Auf anderen Malereien erscheinen Sonnensymbole, Raubvögel und Kondore in heraldischer Position und eine Eule, die an die Santiago-Kultur erinnern, und Schiffe, von denen eines ein Drakkar ist, während das andere, von einem Detail abgesehen, die ägyptische Hieroglyphe »nach dem Norden gehen« wiedergibt. All diese Übereinstimmungen könnten natürlich auch ein Spiel des Zufalls sein. Bei Runeninschriften, sogar aus der Vorwikingerzeit, deren Ähnlichkeit mit denen von Tucumán und Santiago unbestreitbar ist, kann das nicht der Fall sein.

Raymond Chaulot hatte also recht, als er die Comechingon zu bastardierten Nachkommen nordischer Menschen machte. Aber er irrte sich, als er diese für Wikinger hielt. Wie ihre Schrift beweist, gingen sie viel weiter zurück. Es

konnte sich also nur um Hyperboreer handeln, um jene Hyperboreer, deren Anwesenheit in dem Raum die Menhire von Tafi und die Inschriften von Ticucho und Santiago beweisen. Was durch den Mythus der Herkunft bestätigt wird, den Chaulot rekonstruierte: Es gab in Südamerika zwei einander folgende nordische Wanderungswellen, diejenige der Kämpen vor der Ragnarök und diejenige der Wikinger. Die Comechingon gingen aus der erstgenannten hervor, die im Lauf der Zeit durch Rassenmischung unterging. Für sie waren die Skandinavier der geschichtlichen Epoche nichts anderes als kaum zur Kenntnis genommene sporadische Durchreisende.

Bedeutet dies, daß die Baumeister der Großsteingräber von Tafi, die Töpfer von Santiago und die Maler von Córdoba Zeitgenossen waren? Gewiß nicht. Die Menhire von El Mollar sind der Ausdruck der Megalith-Kultur in ihrer letzten Phase, der die eingeschnittene Keramik in grau-schwarzer Färbung, die älteste Kunstform von Santiago, entspricht. Die vielfarbige Keramik, die nach einer ersten schöpferischen Zeit einen langen Prozeß der Degeneration widerspiegelt, gehört einer späteren Epoche an, die die Comechingon nicht kannten. Sie blieben bei der ursprünglichen Töpferei. Kulturell betätigten sie sich auf anderem Gebiet, dem der Malerei. Anders ausgedrückt, stellen die Kulturen Santiagos und Córdobas die auseinanderstrebenden Ableitungen derjenigen von Tafi dar. Die Erklärung dieses doppelten Phänomens springt ins Gesicht: dem ursprünglichen rassischen und kulturellen Beitrag der Megalithiker mischte sich ein bereits vorhande-

nes einheimisches Element bei. Aber die indianischen Stämme des nördlichen und südlichen Teiles der fraglichen Region gehörten nicht der gleichen Rasse an. Die beiden Mischvölker entwickelten sich daher getrennt und verschieden wie in Europa nach dem Auftreten der Rundschädel, aber in viel stärkerer Weise wegen des viel verschiedenartigeren Charakters der sie bildenden Elemente.

VI

DER WEG ANS ENDE DER WELT

1. Die Grenzen der Übereinstimmung

Es ist dies eine alte Streitfrage. Fast über fünf Jahrhunderte hinweg haben sich zunächst die Chronisten der Konquista-Zeit und danach die Anthropologen und Ethnologen (um von den nicht immer sehr seriösen Amateuren und erst recht von den schreibenden Geschäftemachern ganz zu schweigen) bemüht, über die Herkunft der amerikanischen Indianer die abwegigsten Hypothesen aufzustellen, wobei sich jedenfalls keiner mit dem anderen einigen konnte. Mönche und Rabbiner stritten endlos darüber, von welchem der Söhne Noahs die Eingeborenen der Neuen Welt abstammen könnten. Ameghino versuchte den gordischen Knoten dadurch zu durchhauen, daß er Patagonien ganz einfach zur Wiege der Menschheit machte. Herdicka und seine Schüler setzten während mehrerer Jahrzehnte das Dogma durch, Amerika sei von einer einzigen Rasse bevölkert worden, die ausschließlich über die Beringstraße gekommen sei. Trotzdem gab man schließlich mehrere

aufeinanderfolgende asiatische und ozeanische Einwandererwellen zu, die sich sowohl im Norden auf dem Landweg als auch über den Pazifik vollzogen. Dabei ergaben sich auch mancherlei Schnitzer, wenn wir etwa bedenken, daß Paulotti[74] nicht zögerte, die zu den von ihm untersuchten 81 Schädeln in Santiago del Estero gehörenden Individuen als tasmanoid, melanesoid, australoid und indonesoid zu klassifizieren, was eine viel zu junge und durchaus überraschende Mischung darstellen würde.

Der Krieg auf diesem Gebiet ist fast beendet. Aber auf kulturellem Gebiet geht er erbittert weiter, obwohl die Ethnologen, die aus grundsätzlichem Skeptizismus oder Voreingenommenheit jeden äußeren Einfluß am liebsten leugnen möchten, eine Position nach der anderen aufgeben müssen, besonders seit den Arbeiten von Heine-Geldern und Ekholm[93] in bezug auf die Einwirkung verschiedener Kulturen Südasiens auf die Kulturen Mittelamerikas. Selbst José Imbelloni, einer der fanatischsten Gegner der Ausbreitungs-Theorien im allgemeinen und der von den Brüdern Wagner formulierten im besonderen, muß die offensichtliche Ähnlichkeit der Gesichtsurnen aus dem argentinischen Nordwesten mit denen von Hissarlik und Pommerellen zugeben, wobei er seine Beispiele (Abb. 92) in Humahuaca gewählt und die noch repräsentativeren von Santiago del Estero vergessen hat. Und das in einem Buch[40], in dem ein ganzes Kapitel der Aufgabe gewidmet ist, das Werk der Brüder Wagner lächerlich zu machen! Die Tatsachen sind eben stärker als die Vorurteile (im wahrsten Sinne des Wortes).

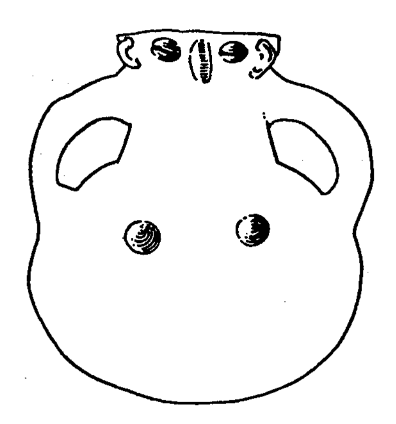


Abb. 92: Vase mit Eulenkopf, Humahuaca. Nach José Imbelloni[40].

Im vorkolumbianischen Amerika wird das Vorhandensein eines Gegenstandes, einer Sitte, eines Symbols oder eines Glaubens nachgewiesen, der zum Besitz dieses oder jenes europäischen oder asiatischen Volkes gehört. Dafür sind drei Erklärungen möglich: entweder handelt es sich um Überbleibsel der undifferenzierten Kultur der ersten Menschen noch vor der geographischen Zerstreuung der Gattung; oder wir haben es mit einem »Elementargedanken« zu tun, der hier wie da in gleicher Form als Antwort auf ein entstandenes Problem geboren wurde; oder es fand eine Übertragung statt. Lassen wir die erste Möglichkeit außer Betracht, die den Glauben an die Monogenese und ein Kollektivgedächtnis voraussetzt, das unwahrscheinlicherweise über Hunderttausende, ja Millionen von Jahren

sich bewahrt haben müßte. Es bleiben also zwei Thesen: die Übereinstimmung und die Ausbreitung.

Die Indianer Patagoniens bekleiden sich mit Fellen wie die nomadischen Jäger der sibirischen Tundra und diejenigen der Anden mit Geweben aus Wolle wie die Bewohner der Alpen. Bedeutet das nun, daß die einen aus dem Norden Ostasiens und die anderen aus Westeuropa stammen oder daß jene von Ostjaken und diese von Savoyarden besucht wurden? Natürlich nicht. Wenn es kalt wird, sich mit dem zu bekleiden, was man gerade zur Hand hat, ist eine logische Reaktion, die nur ein Minimum an Intelligenz erfordert. Um Felle zu bearbeiten und Wolle zu weben, braucht man Schabmesser für den einen, Spindeln und Webstühle für den anderen Fall. Die unerläßliche Technik erfordert die Herstellung von Instrumenten, die sich unabhängig von den verschiedenen Rassen ähneln. Auf anderem Gebiet kann der Sonnenkult spontan bei jedem Volk von Ackerbauern entstehen, deren Arbeiten und Ernten von der Folge der Jahreszeiten bestimmt werden. Das ist oder kann das Ergebnis eines »Elementargedankens« sein. Und es wäre denkbar, daß in einem solchen Volk irgendein »Künstler« eine von Strahlen umgebene Scheibe als naturalistische Darstellung der Sonne in eine Felswand einritzt oder sie darauf malt und daß zuweilen zu Ehren Gottes um einen Baum, einen erratischen Felsblock, einen Pfosten oder einen aufgerichteten Stein als Mittelpunkt der Runde getanzt wird. Viel schwieriger ist es schon, die Möglichkeit zuzugeben, daß diese unsere Ackerbauern wie in El Mollar viele Felsblöcke dergestalt zusammengestellt haben, daß

sie eine identische Einheit bilden, wie wir sie auf einem anderen Kontinent finden, und daß sie auf ihnen Gesichter geformt haben, die für eine andere Rasse kennzeichnend sind – genau für diejenige, die 15000 km entfernt die Großsteingräber errichtete.

Die Übereinstimmung läßt auch die Herstellung von Terrakotta-Gefäßen zur Aufbewahrung von Wasser und zur Herstellung von Speisen befriedigend erklären. Die Beisetzung in Urnen gleicher Art läßt sich von dem ursprünglichen Verwendungszweck herleiten. Sind nicht auch unsere Särge Kisten, in denen ursprünglich andere Dinge als Leichen aufbewahrt wurden? Daß die Urnen – zum alltäglichen Gebrauch oder Begräbnis – mit Einkerbungen oder Malereien verziert sind, ist die natürliche Folge des künstlerischen Antriebs, den der Mensch in sich trägt. Die möglichen Formen dieser Gefäße können nicht viel von einigen wenigen Modellen abweichen, da sie bestimmten funktionalen Forderungen entsprechen. Aber daß die Urnen von Santiago denen der Ägäis völlig gleich sind, nicht nur in der Form, sondern auch in Anhängseln ohne jeden praktischen Zweck, daß sie wie diese modellierte oder gemalte Eulenköpfe tragen, daß man auf ihnen die Spirale, das Labyrinth, das Hakenkreuz und den doppelköpfigen Adler findet – das geht über die Grenzen einer zufälligen Übereinstimmung von »Elementargedanken« hinaus. Besonders, wenn sie von kleinen Statuen begleitet werden, die in Miniatur und bis ins geringste Detail die Mutter Erde ganz genauso darstellen wie in Europa. Mehr noch, wenn man in einigen von ihnen Schädel fand, die alle

unverwechselbaren Kennzeichen der Cromagnon-Menschen tragen.

Die gleiche Überlegung gilt für die Felsmalereien vom Cerro Colorado. Es kann Zufall sein, daß zwei künstlerisch gleich befähigte Völker unabhängig voneinander Szenen von ungewöhnlicher Dynamik entworfen und dargestellt haben. Aber darf man die Darstellung eines Drakkars, eines Schiffes von ganz besonderer Form, und eines ähnlichen Segelschiffes, das ein ägyptischer Hieroglyph darstellt, durch die Comechingon dem gleichen Zufall zuschreiben? Kann man glauben, daß ein indianischer Maler im Herzen Argentiniens Pferde gemalt hat, die er nie zu Gesicht bekam? Und daß er Reiter darstellte, von denen einer europäische Gesichtszüge trägt und dessen gehörnter Helm seinem Reittier vor die Füße gefallen ist, die anderen tragen typisch skandinavische Mützen.

Und da ist ja auch noch die Schrift. Die Zeichen der Inschriften von Ticucho, in nächster Nähe der Menhire von Tafi, von Santiago del Estero und vom Cerro Colorado (wir werden später noch anderen begegnen) sind Runen, die älter als die klassischen Futhark-»Alphabete« sind, wenn sich auch einige von ihnen in diesen wiederfinden. Es handelt sich nicht um einzelne Zeichen, sondern um reihenweise Zusammenstellungen. Das ist durch keinen »Elementargedanken« zu erklären. Denn die Schriftsysteme sind vielfältig. Niemand dürfte es sich erlauben, den Gebrauch der ägyptischen Hieroglyphen oder des griechischen Alphabets durch ein dem Mittelmeer fremdes Volk einer zufälligen Übereinstimmung zuzuschreiben.

Mehr oder weniger vermischte Cromagnon-Menschen errichten und bearbeiten in Südamerika die gleichen Menhire, die in Europa während der Jungstein- und Bronzezeit ihren Ursprung Megalithikern der gleichen Rasse verdanken. Sie stellen Urnen her, die denen der Ägäis völlig ähneln und wie diese Eulenköpfe tragen. Sie stellen in ihren Malereien im Stil der »Fresken« Ost-Spaniens und Tassilis in der Sahara Schiffe der Alten Welt und Reiter dar, die nichts Indianisches oder Spanisches an sich haben. Sie leben in halb unterirdischen Häusern mit Saunas wie die nordischen Völker der Bronze- und Eisenzeit. Sie besitzen wahrscheinlich Waffen aus Stahl. Sie können schreiben und benutzen dazu prähistorische Runen. Nach den von ihren bärtigen und hochgewachsenen Nachkommen bewahrten Überlieferungen ist das Córdoba-Gebirge zunächst ein von den Seelen der Krieger bewohntes Walhall gewesen, in das später Menschen von fernen Küsten gelangten, um zur Zeit einer drohenden Ragnarök die Ordnung wiederherzustellen. Es sind dies viele Übereinstimmungen, und wir haben in dieser gedrängten Übersicht nur die auffälligsten erwähnt.

Die mögliche Übereinstimmung hat ihre Grenzen. In unserem Falle zu behaupten, daß eine derartige Zivilisation mit ihrer Rasse, ihrem Glauben, ihrer Technik und ihrer Kunst ohne Verbindung mit Europa, wo man ihr in gleicher Form begegnet, hätte entstehen können, und zwar auf einem Kontinent, wo vorher nur eine altsteinzeitliche Kultur vorhanden war, ist so närrisch wie die Versicherung, das heutige Argentinien mit seiner weißen Bevölke-

rung, seinen Städten, seiner Religion und Industrie sei das Ergebnis reiner Übereinstimmung. Es gibt keinerlei Zweifel, und es kann keinen geben: die südamerikanischen Megalithiker kamen aus Europa. Wir werden dafür noch mehr Beweise erbringen.

2. Glozel in Patagonien

Von Córdoba machen wir einen Sprung von 1200 km Luftlinie nach Süden. Wir gelangen so nach Rawson, Hauptstadt der argentinischen Provinz Chubut, am Atlantik. Dort gibt es ein kleines Regional-Museum, das die Salesianer-Mönche zur Ergänzung ihrer Schule gründeten. Es ist ärmlich, weil Patagonien – wie man zumindest bisher glaubte – nie etwas anderes als Nomaden-Stämme von niedrigstem Kulturniveau kannte. Unter Eingeborenen-Objekten, die nur ethnologisches Interesse haben, sieht man in seinen Vitrinen einige gravierte Steine, die keinerlei Beziehung zu den sonstigen Museumsgegenständen haben. Die Tehuelche- und Mapuche-Indianer der Gegend besitzen weitere Gegenstände gleicher Art, die sie zu keinem Preis hergeben. Immer wieder hat der Direktor des Museums, Pater Pascual P. Marchesotti, seine Kaziken gefragt, woher sie sie hätten. Die Antwort war stets die gleiche: »Das sind Erinnerungen an uralte Zeiten, die uns Glück bringen.«[94] Die Stücke, die dem Museum gehören, wurden von ehemaligen Schülern des Salesianer-Kollegs von Landarbeitern gekauft, die sie beim Weiden ihrer

Herden in der Pampa gefunden hatten. Obwohl sie nicht aus wissenschaftlichen Ausgrabungen stammen, steht ihre Echtheit außer Zweifel: einerseits sind die Indianer des Gebietes unfähig, Stein zu bearbeiten, und waren es immer; andererseits beglaubigen die Salesianer-Pater die Ehrenhaftigkeit der Spender, die außerdem weder die Fähigkeit hatten noch die Absicht, eine solche Arbeit selbst durchzuführen. Und schließlich erwähnten wir schon, daß sich ähnliche Stücke noch in Händen der Eingeborenen befinden.

Einer der behauenen Steine des Museums, der 1945 in der Umgebung des Dorfes Gangan im Norden der Provinz sehr weit landeinwärts gefunden wurde, hat die Form eines rechtwinkligen Dreiecks mit leicht gekrümmter Grundlinie, dessen eine Ecke abgebrochen zu sein scheint. Man sieht darauf eine Zusammenstellung eingravierter Schriftzeichen, die ein komplexes Zeichen größeren Formats umgeben (Foto 17). Das Vorhandensein dieses Stückes in einer völlig andersartigen Umgebung würde genügen, uns zu überraschen. Aber das ist noch nicht alles: in Zeichnung und Anordnung geben seine Zeichen diejenigen der Täfelchen von Glozel wieder. Ehe wir sie untersuchen, müssen wir daher etwas über diese sagen.

1924 entdeckte ein junger Landmann von 17 Jahren, Emile Fradin, zufällig in Glozel, einem kleinen Dorf im französischen Zentralmassiv in der Nähe von Vichy, eine Fundstätte, deren von Dr. Antonin Morlet, einem Arzt und Archäologen, durchgeführte Ausgrabungen Tontäfelchen zutage förderten, die mit alphabetähnlichen Schrift-

zeichen bedeckt waren, ferner kleine Figuren menschlicher Wesen und Tiere, Vasen mit oder ohne Menschengesicht, Knochen mit eingeschnitzten Figuren oder Inschriften, beschriftete Kieselsteine, steinerne Werkzeuge, Schmuck aus Elfenbein, Knochen, Steine usw. Von ihm und Emile Fradin gezeichnet, begann Dr. Morlet die Ergebnisse seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Sofort und wie stets teilten sich die Fachleute in zwei Lager. Eine »Internationale Kommission« gelangte einmütig zu dem Urteil, daß die fraglichen Objekte gefälscht seien. Eine (nicht weniger internationale) »Untersuchungs-Kommission« versicherte dagegen, daß die Fundstücke »eindeutig dem Anfang der Jungsteinzeit ohne Vermischung mit späteren Objekten« entsprachen. Was eine wissenschaftliche Kontroverse von höchstem Interesse hätte sein können, verwandelte sich schnell in eine offene Auseinandersetzung. Die Komformisten gingen so weit, Emile Fradin zu beschuldigen, er habe in seiner Werkstatt die Stücke aus Terrakotta, Knochen und Stein hergestellt.

Der Anführer der Glozel-Feinde war der Professor René Dussaud, ein bekannter Inschriftenforscher, der gerade der Inschriften-Akademie, deren Mitglied er war, eine Denkschrift über den Ursprung der Schrift vorgelegt hatte, in der es hieß: »Die Phönizier schufen aus allem Vorhandenen ein System von Zeichen, in dem sich jeder Buchstabe auf den ersten Blick von dem anderen unterschied.« Ihm bereitete das Auftauchen des Beweises für eine neusteinzeitliche Schrift keine Freude. Denn um eine solche handelte es sich. Die Täfelchen von Glozel zeigen uns (ohne

von den anderen beschrifteten Stücken zu sprechen) Aneinanderreihungen von Schriftzeichen, die in keiner Weise mit dem Gekritzel menschenartiger Wesen oder rein schmückenden Zeichnungen verwechselt werden können. Mehr noch: diese Inschriften standen in keinerlei Mißklang mit den verfeinerten Tierdarstellungen, die bei den Zeitgenossen der Maler von Altamira und Lascaux nicht überraschen konnten. Aber der Professor Dussaud sah sein Lebenswerk zusammenbrechen. Er konnte es nicht ertragen.

Der durch den Streit hervorgerufene Skandal erreichte solche Ausmaße, daß die Gegner – aber nicht der Dr. Morlet – einen stillschweigenden Waffenstillstand annahmen. Die Sache wurde mit dem Mantel des Schweigens zugedeckt. Bis zu dem Tag, an dem drei Physiker, die jeder Diskussion auf dem Gebiet der Archäologie und Inschriftenkunde fernstanden, jeder für sich Emile Fradin (der sofort zustimmte) anboten, eine Zeitbestimmung der umstrittenen Tontäfelchen durch die erst kürzlich entwikkelte, aber bereits sichere Thermolumineszenz-Methode durchzuführen. Die seit 1972 von den Professoren Hugh McKerrel (Nationales Altertumsmuseum, Schottland), Vagn Mejdahl (Dänische Atomenergie-Kommission) und Henri François (Zentrum für Nuklearforschung in Fontenay-aux-Roses, Frankreich) erzielten Ergebnisse stimmten überein: die Tontäfelchen waren in der Zeit zwischen den Jahren –700 und –100 gebrannt worden. Sie waren also echt. Aber das so festgestellte Datum warf ein neues Problem auf. Das am weitesten zurückliegende Jahr (–700)

zeichen bedeckt waren, ferner kleine Figuren menschlicher Wesen und Tiere, Vasen mit oder ohne Menschengesicht, Knochen mit eingeschnitzten Figuren oder Inschriften, beschriftete Kieselsteine, steinerne Werkzeuge, Schmuck aus Elfenbein, Knochen, Steine usw. Von ihm und Emile Fradin gezeichnet, begann Dr. Morlet die Ergebnisse seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Sofort und wie stets teilten sich die Fachleute in zwei Lager. Eine »Internationale Kommission« gelangte einmütig zu dem Urteil, daß die fraglichen Objekte gefälscht seien. Eine (nicht weniger internationale) »Untersuchungs-Kommission« versicherte dagegen, daß die Fundstücke »eindeutig dem Anfang der Jungsteinzeit ohne Vermischung mit späteren Objekten« entsprachen. Was eine wissenschaftliche Kontroverse von höchstem Interesse hätte sein können, verwandelte sich schnell in eine offene Auseinandersetzung. Die Komformisten gingen so weit, Emile Fradin zu beschuldigen, er habe in seiner Werkstatt die Stücke aus Terrakotta, Knochen und Stein hergestellt.

Der Anführer der Glozel-Feinde war der Professor René Dussaud, ein bekannter Inschriftenforscher, der gerade der Inschriften-Akademie, deren Mitglied er war, eine Denkschrift über den Ursprung der Schrift vorgelegt hatte, in der es hieß: »Die Phönizier schufen aus allem Vorhandenen ein System von Zeichen, in dem sich jeder Buchstabe auf den ersten Blick von dem anderen unterschied.« Ihm bereitete das Auftauchen des Beweises für eine neusteinzeitliche Schrift keine Freude. Denn um eine solche handelte es sich. Die Täfelchen von Glozel zeigen uns (ohne

von den anderen beschrifteten Stücken zu sprechen) Aneinanderreihungen von Schriftzeichen, die in keiner Weise mit dem Gekritzel menschenartiger Wesen oder rein schmückenden Zeichnungen verwechselt werden können. Mehr noch: diese Inschriften standen in keinerlei Mißklang mit den verfeinerten Tierdarstellungen, die bei den Zeitgenossen der Maler von Altamira und Lascaux nicht überraschen konnten. Aber der Professor Dussaud sah sein Lebenswerk zusammenbrechen. Er konnte es nicht ertragen.

Der durch den Streit hervorgerufene Skandal erreichte solche Ausmaße, daß die Gegner – aber nicht der Dr. Morlet – einen stillschweigenden Waffenstillstand annahmen. Die Sache wurde mit dem Mantel des Schweigens zugedeckt. Bis zu dem Tag, an dem drei Physiker, die jeder Diskussion auf dem Gebiet der Archäologie und Inschriftenkunde fernstanden, jeder für sich Emile Fradin (der sofort zustimmte) anboten, eine Zeitbestimmung der umstrittenen Tontäfelchen durch die erst kürzlich entwickelte, aber bereits sichere Thermolumineszenz-Methode durchzuführen. Die seit 1972 von den Professoren Hugh McKerrel (Nationales Altertumsmuseum, Schottland), Vagn Mejdahl (Dänische Atomenergie-Kommission) und Henri François (Zentrum für Nuklearforschung in Fontenay-aux-Roses, Frankreich) erzielten Ergebnisse stimmten überein: die Tontäfelchen waren in der Zeit zwischen den Jahren –700 und –100 gebrannt worden. Sie waren also echt. Aber das so festgestellte Datum warf ein neues Problem auf. Das am weitesten zurückliegende Jahr (–700)

entspricht der wohlbekannten keltischen La Tène-Kultur, und die Fundstücke von Glozel hatten nicht die geringste Ähnlichkeit mit den in den entsprechenden Fundstätten angetroffenen. Mehr noch, das häufig auf ihnen erscheinende Ren hatte sich schon mehrere tausend Jahre zuvor nach Norden zurückgezogen. Und schließlich maß die geeichte Kohlenstoff-14-Methode den Stücken aus Knochen, von denen einige mit den gleichen Zeichen bedeckt waren wie die Tontäfelchen, ein Alter von 19500 Jahren mit einem Spielraum von mehr oder weniger 1500 Jahren bei, was tatsächlich der Zeit des Rens und dem Handwerk des Jungpaläolithikums, also dem Magdalénien, entsprechen würde, dem ihrem Stil nach die von Fradin und Morlet entdeckten Stücke zugehören. Insgesamt erscheint das Datum zu alt, aber man weiß, wie ungenau die betreffende Methode ist.

In einer Glozel gewidmeten ausgezeichneten Arbeit[95] stellten Nicole Torchet, Patrick Ferryn und Jacques Gossart, Mitglieder einer Studiengruppe der in Brüssel erscheinenden Zeitschrift »Kadath«, eine annehmbare Hypothese zur Erklärung des Widerspruches auf, den die beiden Daten darzustellen scheinen. Tatsächlich waren die schlecht gebrannten Täfelchen im Lauf der Zeit weich geworden, ja einige zerfielen sogar, als man sie ausgrub. Es ist also möglich, daß sich das Phänomen schon früher ergeben hatte und daß die fraglichen Stücke zwischen den Jahren –700 und –100 erneut in den Ofen gesteckt wurden, um ihre Auflösung zu verhindern. Auf jeden Fall genügen die Inschriften auf Knochen, um die alphabetähnlichen

Zeichen von Glozel zeitlich dem Magdalénien zuzuordnen.

Die Schrift von Glozel ist noch nicht entziffert worden. Man weiß nicht einmal, ob sie ideographisch (Begriffsschrift), syllabisch (Silbenschrift), halbsyllabisch (Halbsilbenschrift), konsonantisch (Konsonantenschrift) oder alphabetisch ist. Dr. Morlet, der sie wegen der (umstrittenen) Zahl ihrer Schriftzeichen für syllabisch hielt, unterließ es nicht, zu vermerken, daß einige von ihnen sich schon auf den Kieselsteinen von Mas d'Azil befanden (Abb. 6) und auf den ägyptischen Denkmälern der vorgeschichtlichen Zeit und der ersten Dynastien (Abb. 8). Er bestätigte ebenso, zumindest in bezug auf die Formen, eine offensichtliche Übereinstimmung zwischen dem »Silbarium« von Glozel und den runischen Futharks auf der einen und auf der anderen Seite den Tifinagh der Tuaregs, die er übrigens mit den Zeichen des numidischen Alphabets (Abb. 93) verwechselte.

Diese lange Abschweifung war unerläßlich, um uns eine Bestimmung der Inschrift von Rawson zu gestatten. Alle ihre Zeichen erscheinen nämlich auf den Täfelchen von Glozel (Foto 18) mit Ausnahme nur des großen, zentralen Zeichens, das allerdings genauso aussieht wie die verbundenen Lebens- und Todesrunen, denen wir im vorgeschichtlichen und geschichtlichen Skandinavien manchmal mit der Bedeutung des *y* begegnen und die sämtlich zu dem runischen Futhark (Abb. 93) gehören. Diese letztere Übereinstimmung wird durch die Motive eines anderen behauenen Steins des gleichen Museums (Foto 19) bekräf-

Runen	Numidische Zeichen	Tifinagh	Zeichen von Glozel
◇	⊙ □	⊙ □	⊙ □
V*	V	V	V
⊓ Λ	⊓	Λ	Λ
	||||	||||	|||
	=	=	=
	—	—	—
H	H	H	H
ᛏ T	T		T
Ψ ᛉ	⟩-	⟩-	Ψ
Ƶ	Z	Z	⅂
1	1ᛚ	1ᛚ	1 ᛚ
||	||	||	||
	⊐	⊐	⊐
|	|	|	|
	Z		Z
<	⊏		⊏
	|||	|||	|||
ᛟ	⧗	⧗	⧗
ᛋ	≀	ᛋ	≀
+	+	+	+

* Archaische Rune

Abb. 93: Vergleichstafel: Runen, numidische Zeichen, Tuareg-Tifinagh, Zeichen von Glozel.

tigt, der 1906 sieben Meilen südlich des Puelo-Sees, gleichfalls in der Provinz Chubut, gefunden wurde. Darauf sieht man unten rechts das gleiche Doppelzeichen und unten links zwei der Zeichen der zuvor untersuchten Inschrift. Die Mitte nehmen vier Schlangen ein, die in ihrer Umschlingung eine für die skandinavische Bronzezeit und – in geschichtlichem Zusammenhang – die Wikinger-Zeit kennzeichnende Figur bilden. Sie ist so charakteristisch, daß sie jede Möglichkeit ausschließt, sie einer anderen kulturellen Sphäre zuzuschreiben.

Ein dritter Stein zeigt uns eine noch umfassendere Zusammenstellung von Figuren und Zeichen. Unter einer Sonne, die als eine Krone wellenförmiger Strahlen schematisch dargestellt ist wie auf einer der Felsmalereien vom Cerro Colorado (mit einem Herzen in der Mitte), sieht man harmonisch verteilt eine große Schlange mit aufgerichtetem Kopf, einen mit dem Lendenschurz aus Guanako-Fell der Patagonier bekleideten Indianer, einen gewaltigen Fisch, ein riesiges Herz, einen von vorn gesehenen Pumakopf, verschiedene Instrumente einschließlich einer der unseren ähnlichen Axt und Spitzen von Pfeilen und Harpunen, wie sie die Magdalénensier (und die Glozel-Menschen) benutzten, und ein tassenartiges Gefäß mit in der Art der Comechingon gravierten Seitenflächen. Darauf befinden sich auch acht Runenzeichen.

3. *Troja in der Kordillere*

Das Vordringen der Megalithiker bis nach Patagonien liefert uns den Beweis nicht nur ihrer Bereitschaft zu Abenteuer und Eroberung, von der sie bereits überzeugende Proben abgelegt hatten, sondern auch der gewaltigen Ausdehnung ihres südamerikanischen Imperiums. Dieses umfaßte die drei benachbarten Gebiete der heutigen Provinzen Tucumán, Santiago del Estero und Córdoba, wo die Cromagnon-Menschen reichliche Spuren einer dauerhaften, aber weit darüber hinausgehenden Niederlassung zurückließen. Das Straßennetz, von dem viele Abschnitte noch heute in guter Verfassung sichtbar sind, das den argentinischen Nordwesten umfaßte und das die Bewohner des Gebietes noch heute die »Inka-Straßen« nennen, reicht – zumindest teilweise – bis in jene Zeit zurück.

Es ist bekannt, daß es für die Spanier eine Überraschung war, in Peru ein besser geplantes, ausgeführtes und unterhaltenes Straßennetz als bei sich in Spanien anzutreffen. Zwei parallele Straßen führten von Norden nach Süden, die eine entlang der Pazifikküste, die andere auf dem Hochland, das die beiden Hauptketten der Anden voneinander trennt. Sie waren durch zahlreiche Querstraßen miteinander verbunden, so daß man auf ihnen vom Ozean ins Gebirge und noch weiter in östlicher Richtung in den amazonischen Urwald gelangen konnte, obwohl die Straßen in diesen nur wenig eindrangen. Alle 2,5 bis 4 km befand sich eine Stafetten-Station, auf der stets zwei *chasqui* (Läufer) bereit waren, eine Botschaft zur nächsten

Station zu bringen. Im Abstand von 6 bis 25 km war – je nach Gelände – ein *tampu* (Herberge) errichtet, wo sich die Reisenden und ihre Lasttiere (Lamas) verpflegen und ausruhen konnten, und zwar völlig kostenlos.

Dieser *Capac Ñan* (Königlicher Weg) ging weit über das damalige Peru hinaus, das die heutigen Staaten Ekuador, Peru und Bolivien umfaßte. Im Norden führte eine der Nebenstraßen von Quito zum Hochland von Kondanemarka (nordisch: königlich dänische Grenzmark), der heutigen kolumbianischen Provinz (Departement) Cundinamarca. Zwei weitere verlängerten die Nord-Süd-Straßen in südlicher Richtung, die eine bis Talca in Chile, die andere bis Mendoza in Argentinien. Hier bog sie in westlicher Richtung ab, führte über die noch heute vorhandene Puente del Inca (Inka-Brücke) in die Kordillere hinein, wo sie auf der Höhe von Santiago de Chile auf die andere Straße stieß, mit der sie ohnehin schon durch fünf Querstraßen verbunden war. In Argentinien handelte es sich nicht bloß um eine Straße, sondern um ein ganzes Straßennetz von größerer Dichte als das peruanische, das seinerseits auf beschränkter Fläche dichter als das von den Tiahuanacu-Wikingern angelegte, wenn auch weniger ausgedehnt als dieses war. Wir wissen nämlich, daß sich die Inka darauf beschränkt hatten, ein bereits vorhandenes Netz wiederherzustellen. In ihrem Herrschaftsbereich hatten sie es sowohl erweitert als auch einige Abschnitte aufgegeben. Aber sie konnten nie den paraguayischen Urwald zurückerobern, den die *Peaviru*, die »Weichen Wege«, durchquerten, um das Gebirge mit den Atlantik-Häfen zu ver-

binden[19]. Ist die Anlage der argentinischen Straßen den Herrschern von Cuzco zuzuschreiben, die sie benützten? Zur Verneinung dieser Frage genügt der Hinweis, daß Tucumán von ihnen erst unter ihrem neunten Kaiser, Viracocha, nur etwa 60 Jahre vor der Konquista erobert wurde. Auch dort hatten sie also nur das Straßennetz der Wikinger benutzt, das sie vielleicht in den Bergbaugebieten erweiterten. Aber das erklärt noch nicht eine größere Dichte des Straßennetzes als auf dem Altiplano. Für Tiahuanacu wie für Cuzco war Tucumán nichts anderes als ein Außenbezirk, den der *konr* Takuilla im ersten Viertel des XII. Jahrhunderts, wenig mehr als 100 Jahre vor der Vernichtung des Imperiums, annektiert hatte[96]. Nun steht die Dichte eines Straßennetzes immer und überall in einem unmittelbaren Verhältnis zur politischen, militärischen und wirtschaftlichen Bedeutung des Gebietes, das es bedeckt. Diejenige von Tucumán bedeutet also ein ganz anderes örtliches Machtzentrum, als es nacheinander die Hauptstädte der Wikinger und ihrer Nachkommen, der Inka, waren.

Den Verlauf dieser Straßen kennen wir, zumindest in großen Zügen, ganz genau, und zwar nicht bloß durch die heute noch erhaltenen Abschnitte und Ortsnamen (wie die von *tampu* = Herberge abgeleiteten oder die im Land der Aymara und Diaguita aus Quichua-Wörtern gebildeten wie Condorhuasi, Carahuasi, Canchahuasi, wobei *huasi* die Bedeutung von Haus hat), sondern auch durch die Berichte der Konquistadoren und der Chronisten der ersten Kolonialzeit. Wir wissen sehr wohl, auf welchen Wegen Diego

de Almagro Chile erobern und Diego de Rojas nach Sancti Spiritus gelangen konnte. Noch besser ist uns der Bericht bekannt, den Juan de Matienzo, Oberrichter am Oberlandesgericht von La Plata (heute Sucre, Bolivien, in der Nähe der riesigen Silberminen von Potosí), 1566 dem spanischen König schickte, um ihm den Bau einer strategisch und wirtschaftlich wichtigen Straße zu empfehlen, um den Altiplano mit Santiago del Estero und dem Paraná zu verbinden. Das war nicht das Ergebnis einer topographischen Erhebung oder einer Untersuchung der Regierung. Matienzo war ganz einfach dem »Weg des Inka« auf einem Teil seiner Linienführung von *tampu* zu *tampu* gefolgt. Um die Art des Projektes zu zeigen, genügt es, hier seine Schlußfolgerung wiederzugeben: »Zwischen jeder dieser Tagereisen, über die berichtet worden ist, gibt es Dörfer der Chicha- oder anderer Indianer und Herbergen der Inka . . . alle mit Wasser, Heu und Brennholz und Unterkünfte mit und ohne Dach; denn alle Tagereisen der Inka sind drei, höchstens vier Meilen lang; und in allen Herbergen, in denen man sagt, daß es nach der Befriedung keine Indios mehr gäbe, können die örtlichen Indios bedienen, wie sie es zur Zeit der Inka taten und noch heute in Peru tun.«

Am Rande des Gebirges, wo sich dieses über die Ebene erhebt, dort, wo im Osten die heutige Provinz Tucumán beginnt, hörte jedoch die Kette der *tampu* (Herbergen) auf. Weiter gingen die Inka nicht. Das ist ein zusätzlicher Beweis dafür, daß das argentinische Straßennetz nicht auf diese zurückzuführen ist. Müssen wir dessen Bau den Tiahuanacu-Wikingern zuschreiben? Eine Tatsache zwingt

uns, diese Hypothese auszuschließen. Das Volk des Reiches der Ebenen kannte und benutzte das Straßennetz schon längst. Emile Wagner[37] fand nämlich, wie wir gesehen haben, bei seinen Ausgrabungen in der Gegend des mittleren Rio Salado Tausende von Exemplaren eines Weichtieres, das in den Gewässern des Atlantik lebt (*Urosalpinx Rushi* Pilsbry). Eine derartige Menge bedeutet das Vorhandensein einer ständigen Verkehrsverbindung nicht nur mit dem Paraná, sondern auch mit dem Ozean auf einer Straße, die die Spanier später für ihren Verkehr zwischen Buenos Aires und dem Altiplano[97] benutzen werden, und die noch heute unter dem Namen »Alte Königliche Straße« parallel zur Eisenbahnlinie Rosario-Córdoba vorhanden ist. Eine Straße, die – wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben – über das Zentralgebirge verlief und die daher bei den Bewohnern von Santiago del Estero zumindest sehr gute Beziehungen mit denen, »die zuerst kamen«, oder gar einen gemeinsamen Staat mit ihnen voraussetzte.

Bei zwei langen Expeditionen in den argentinischen Nordwesten rekonstruierte der Archäologe Eric Boman[98] an Ort und Stelle Matienzos Eroberungszug. Das gestattet uns, unter Hinzufügung von Daten anderer Herkunft, über die wir verfügen, die wichtigsten Abschnitte der Königlichen Straße auf der Karte (Abb. 94) einzutragen. Ihre großen Linien sind schon längst unter modernen Straßen verschwunden, und es sind von ihnen nur die Ruinen einiger *tampu* übriggeblieben. Von den Querstraßen dagegen sind noch viele erkennbare Spuren erhalten. Eine von

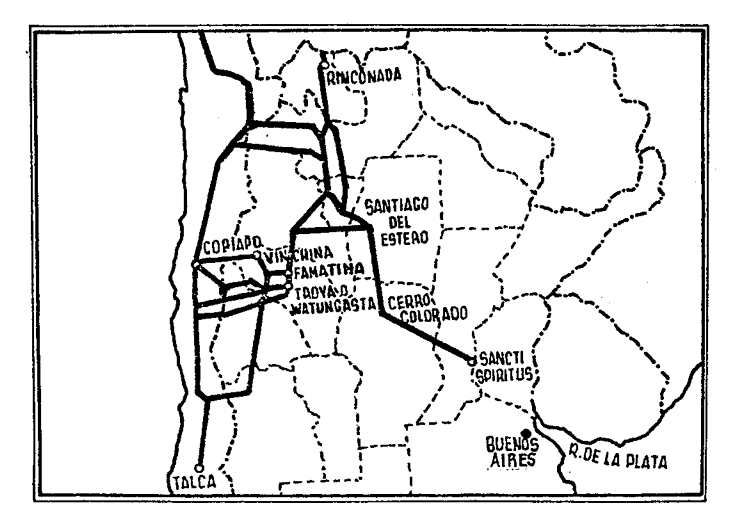


Abb. 94: Karte der präkolumbianischen Straßen im Nordwesten Argentiniens.

ihnen[99, 100] geht von der Bergbaustadt Famatina aus und überquert die Hochgebirgskette gleichen Namens. Sie folgt den Tälern der Flüsse Amarillo und Achavil, steigt mit der Cuesta del Tocino bis auf 4350 m, senkt sich über die Cuesta del Inca, an der sich die Ruinen von Tambillos befinden, bis Vinchina, wo sie sich mit der von Norden kommenden Hauptstraße vereint. Diese Straße hätte bei uns keine besondere Aufmerksamkeit erregt, führte sie nicht auf den Höhen über dem Fluß Achavil an einem Hügel vorbei, der den unerwarteten Namen Portezuelo de Tule, zu deutsch eindeutig Thule-Pforte, trägt (die Buchstabenverbindung *th* gibt es in der spanischen Sprache

nicht). Die Ortsbezeichnung Thule verwendeten die Griechen (ohne sie erfunden zu haben) für das Land der Hyperboreer. Eine andere Bedeutung für das spanische Wort *Tule* gibt es nicht. Es kommt nicht aus der Quichua-Sprache und hat auch keine Ähnlichkeit mit irgendeinem Wort der anderen erhaltenen Eingeborenen-Sprachen der Gegend.

Was das Vorhandensein dieses Ortsnamens noch merkwürdiger macht, ist die Tatsache, daß sich in der unmittelbaren Umgebung von Vinchina eine Schlucht mit dem Namen »Quebrada de la Troya« (ausgesprochen wie Troja) befindet, welcher Ortsbezeichnung wir in der Form von »Rio de Troya« (Troja-Fluß) an der Nordstraße, 50 km südlich von Villa Unión, also 90 km von Vinchina, in der Nähe der Ruinen des *tampu* von Tambería nochmal begegnen. Im Gebiet von Tinogasta, rund 100 km nordöstlich von Vinchina, gibt es einen »Rio La Troya« genannten Fluß, der in seiner Mündung die Ruinen einer großen Eingeborenen-Festung mit den Namen Troya und Watungasta umspült. Eine weitere Ortsbezeichnung La Troya haben wir 60 km Luftlinie in nordöstlicher Richtung von hier entfernt, 50 km westlich von Belén (s. Karte, Abb. 95).

In einer praktisch unbewohnten Gebirgsgegend, die von verschiedenen Inka-Straßen durchzogen wird, tritt also noch auf den heutigen Landkarten diese ungewöhnliche Ortsbezeichnung gleich fünfmal auf. *Troya* ist nichts anderes als die spanische Schreibweise des griechischen Τϱοία = Troja. Es ist kein Wort der Quichua-Sprache und hat

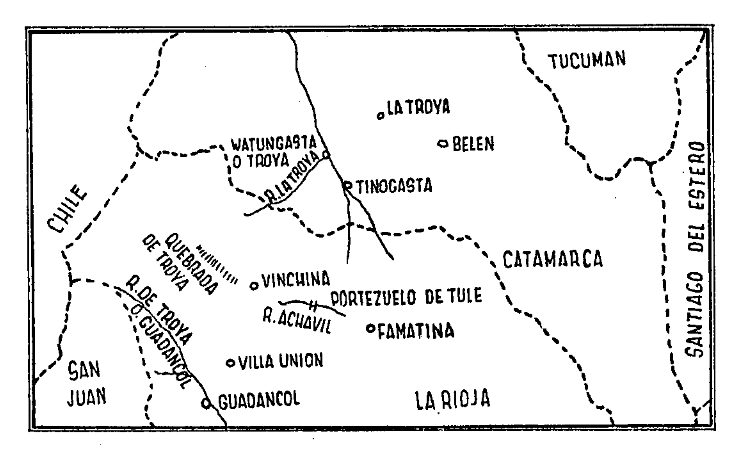


Abb. 95: Thule und Troja auf Karten vom Nordwesten Argentiniens.

auch nicht die dunkle Klangfarbe der Wörter anderer erhaltener Eingeborenensprachen. Alle, die wir darüber befragten, alte Einwohner des Gebietes und örtliche Linguisten, stimmten jedoch darin überein, daß der Begriff vorspanisch sei und »befestigter Ort« bedeute. Das wurde uns bei einem Besuch von Troya-Watungasta bei unserer Expedition von 1980 bestätigt. Dort sieht man noch die Ruinen einer bedeutenden Indio-Siedlung, beherrscht von einer Festung am Kreuzungspunkt der in einem nordsüdlichen Tal verlaufenden westlichen Straße des vorkolumbianischen Netzes mit der Querstraße, die – nach Eric Boman[98] – in westlicher Richtung dem Rio de la Troya folgte und sich an dem Tocino-Hügel mit der von Famatina

kommenden vereinte[99, 100]. Wir haben im Kapitel III gesehen, daß das deutsche Wort Trojaburg (und die gleichwertigen Wörter in allen nordischen Sprachen) »Labyrinth« und ursprünglich »vielfach umfriedete Festung« bedeutet. Wie geriet das gleiche Wort im gleichen Sinn in die Cancan-Sprache, die die Eingeborenen von Catamarca und La Rioja vor der Eroberung durch die Inka gebrauchten? Wir werden darauf noch zurückkommen.

Der Name Watungasta, der auf den Karten des Argentinischen Militärgeographischen Instituts Batungasta geschrieben wird (*b* und *w* werden im Spanischen ähnlich ausgesprochen), erlaubt uns, ein sprachliches Problem zu lösen, das für unsere Untersuchung von außerordentlicher Bedeutung ist. *Gasta* ist eine in zahlreichen vorspanischen Ortsbezeichnungen des argentinischen Nordwestens einschließlich Santiagos del Estero vorkommende Nachsilbe in der Bedeutung von Dorf. Die Fachleute haben vergeblich versucht, ihren Ursprung zu ergründen. Einige wollen sie mangels einer befriedigenderen Erklärung von dem Quichua-Wort *llajta* ableiten, das die gleiche Bedeutung hat. Dieser Hypothese ist schwerlich zuzustimmen, da es unverständlich wäre, wie aus dem Gaumenlaut *ll* der Cuzco-Sprache ein *g* geworden sein soll und wie sich das angehauchte *j* der spanischen Schreibweise, das einen ähnlichen Klang wie das harte deutsche *ch* hat, in ein *s* verwandelt haben soll. Alles klärt sich indessen, wenn wir mit Hermann Munk das Nordische zu Hilfe nehmen. In dieser unmittelbar aus dem Indoeuropäischen hervorgegangenen Sprache gibt es nämlich das Wort *gazd* im Sinne von

»harter Boden« und übertragen »Befestigter Ort«. *Vatn* andererseits heißt in der gleichen Sprache Wasser. Watungasta hieße also Wasserburg wie auch Tinogasta (*dyna* = breiter Fluß). Eine andere Bezeichnung für den Troya-Fluß, Guandacol, die auch ein Dorf der Gegend trägt, scheint gleichfalls europäischen Ursprungs zu haben, da *handan* in der nordischen Sprache »von der anderen Seite« und *kollr* »runder Gipfel«, »Berg«, bedeutet.

4. Die Hyperboreer

Die Dichte des Straßennetzes im vorspanischen Argentinien und seine Ausdehnung bis zum Paraná würden schon als Beweis genügen, daß die Inka nicht seine Erbauer waren, wie die Volksmeinung annimmt, obwohl sie es benutzten. Die Führung dieser Straßen zeigt andererseits, daß es einen Verbindungsweg zwischen dem Tafi-Tal, wo die Erbauer der Großsteingräber ihre Menhire errichtet hatten, und dem östlichen Tucumán gab, wo wir die Ruinen der beiden Festungen von Ticucho mit ihren Inschriften in Hyperboreer-Runen entdeckten. Es gab noch eine andere Verbindung, die zeigt, daß die Töpfer von Santiago del Estero ohne Behinderung das Gebiet der Comechingon durchzogen, um an den Atlantik zu gelangen, von wo sie auf dem Rückweg unzählige Muscheln und zweifellos noch viele andere Dinge mitbrachten, da es sich wohl kaum gelohnt hätte, einen regelrechten Verkehr über so weite Entfernung zu organisieren, nur um sich mit einem reinen

Luxusartikel zu versorgen. Obwohl ihre Kulturen recht verschiedene Ausprägungen zeigen, gibt es in dieser Beziehung zwischen Tafi, Santiago und Córdoba, wie wir bereits gesehen haben, gemeinsame Elemente, die zumindest häufige Berührungen voraussetzen, zu denen es ohne entsprechende Verkehrsverbindungen nicht hätte gekommen sein können. Aber wir werden noch andere greifbare Beweise für die Benutzung der vermeintlichen »Inka-Straße« durch die Megalithiker erbringen.

Folgen wir dem Straßennetz, wo es im Süden der bolivianischen Stadt Tupiza auf heute argentinisches Gebiet übergeht. Wir gelangen schnell nach Rinconada, das zur Zeit der Konquista ein großes befestigtes Dorf war, ein *pucara*, wie es die Quichua-Sprache nennt, aus Steinwällen verschiedener Ausmaße gemacht, mit kleinen Wohnstätten in den größten derselben. »In vielen dieser Einfriedungen«, schreibt Eric Boman[98], »etwa der Hälfte derselben, erheben sich aufgerichtete, zylindrische, künstlich geformte Blöcke aus weichem Gestein. Fast alle diese Menhire sind jetzt umgestürzt, aber ihre Lage zeigt, daß sie in den Mittelpunkt der Steinkreise gestellt worden waren. . . Einer der größten dieser Menhire . . . hat 1,88 m Höhe, einen Umfang von 0,96 und einen Durchmesser von 0,30 m. Sein in den Erdboden eingelassenes unteres Ende ist abgerundet; das obere ist auf beiden Seiten leicht abgeflacht; 0,25 m darunter ist eine Rille angedeutet.« Mit Ausnahme einer Einzelheit bringt uns die Beschreibung dieser aufgerichteten Felssteine nichts Neues. Boman präzisiert, daß sie »denjenigen entsprechen, die man in den

Ruinen des Gebietes der Diaguita errichtet findet«, das heißt in den Tälern der Calchaquí und weiter südlich. Die erwähnte Einzelheit ist aber von beträchtlicher Bedeutung. Es handelt sich um die Rille am oberen Ende, die den Menhiren von Rinconada die Form derjenigen Europas gibt. Sie werden von den Archäologen als »anthropomorphe Menhire« (Abb. 96) bezeichnet, weil diese Linie den Hals (wenn auch nichts weiter) und damit Menschengestalt andeutet.

Begeben wir uns auf der Hauptstraße weiter nach Osten. Wir erreichen bald die Schlucht von Humahuaca. Hier finden wir reichhaltige Spuren einer Kultur, die durch eine häufig modellierte, mit schwarz gemalten und weiß umrandeten Motiven verzierte Keramik gekennzeichnet ist, durch einen gut entwickelten Ackerbau und die Bearbeitung von Kupfer, Silber und Gold. Was uns hier interessiert, ist, daß die Urnen und Vasen der Gegend häufig Eulenköpfe oder verwandte Figuren am Hals zeigen, wovon wir weiter oben (Abb. 92) ein Beispiel gegeben haben. Das gleiche Motiv also wie in Santiago del Estero, aber seinem europäischen Modell näher. Die Kultur von Humahuaca entspricht also der Phase, welche die an einer Querstraße weiter südlich gelegenen Menhire von Tafi widerspiegeln. Und wenige Dutzend Kilometer weiter, an einer nach Osten gerichteten Abzweigung, befindet sich Ticucho mit seinen Festungen und Inschriften. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß die Megalithiker in Etappen vom Norden kamen, einige Eingeborenen-Stämme zivilisierten, die später, selbst zu Neuerungen unfähig, die



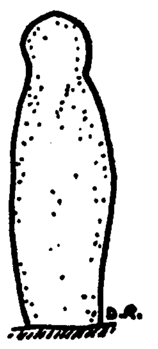


Abb. 96: Anthropomorphe Menhire. Links: Rinconada nach Eric Boman[98], rechts: Korsika nach Daniel Riba[20].

erhaltene Erbschaft nur eine Zeitlang zu bewahren wußten und sich später in Tucumán, Santiago del Estero und Córdoba niederließen. Die zweifellos schöpferischeren Indios dieser beiden zuletzt genannten Gebiete entwickelten im Rahmen ihrer jeweiligen Anlagen – Töpferei bei

den einen, Malerei bei den anderen – die Kultur ihrer Herren und hielten später, als sie im Lauf der Zeit durch Rassenmischung ihrer weißen Aristokratie beraubt worden waren, an ihren entartenden Formen fest, nicht ohne sie den Bergbewohnern zu übermitteln, die sich an ihnen jahrhundertelang Anregungen verschafften.

Der hier kurz geschilderte Vorgang erklärt uns, warum wir in Tafi, Santiago und Córdoba, aber nicht in den Calchaquí-Tälern noch weiter südlich an der West-Straße Spuren einer Töpferei mit eingeritzten Motiven kennzeichnend nordischer Art, völlig wie diejenigen der Hyperboreer, antreffen. Was die Diaguita-Stämme nachahmten, war nicht die Kultur der Hyperboreer, sondern diejenige ihrer vermischten Nachfahren der Ebene. Das will nicht besagen, daß die Megalithiker das Gebirge nicht kannten. Wir haben zwei Beweise für das Gegenteil. Der eine sind zwei kleine Schmuckstücke (Abb. 97) in der Sammlung des Museums von Belén in Catamarca: ein Hakenkreuz mit runden Armen aus Gold, das jedoch auch von den Wikingern stammen könnte, und eine Doppelspirale aus Bronze, die dagegen für die europäische Bronzezeit kennzeichnend

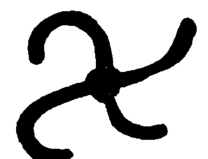




Abb. 97: Schmuckstücke aus Belén (Catamarca) von reinstem nordischen Symbolismus.

ist, wie Ibarra Grasso[43] zu einem identischen und gleichfalls aus dem argentinischen Nordwesten stammenden Stück feststellt, das sich in der Sammlung des Ethnographischen Museums der Universität Buenos Aires befindet. Der andere Beweis ist viel bedeutender, ja entscheidend.

Am Fuß der Anden-Kordillere, südlich der Calchaquí-Täler gelegen, wurde auch die heutige argentinische Provinz La Rioja von der »Inka-Straße« durchkreuzt, die sich auf ihrem Gebiet verzweigte. Im Süden des Velasco-Gebirges, das sich zwischen die Provinzhauptstadt und Villa Union schiebt, fand an einem Palancho genannten Ort ein unermüdlicher Liebhaber-Archäologe der Zone, Don Martín Juárez, dem wir auch den Fund eines stählernen Stockdegens mit vier lesbaren Runen auf der Klinge[50] in der gleichen Gegend verdanken, schon vor Jahren zwei Inschriften, deren runische Erscheinung ihm auffiel. Die eine der beiden entzieht sich, da sehr beschädigt, der Untersuchung, obwohl sich einige ganze Linien runenähnlicher Zeichen erahnen lassen. Bei der anderen (Foto 20), die sich in viel besserem Erhaltungszustand befindet, ist das nicht der Fall. Der bessere Zustand ist relativ zu nehmen, da auch hier natürlich Verwitterung stattfand und es vergeblich wäre, die vollkommene Auslegung einer Zusammenstellung von Schriftzeichen zu versuchen, von denen zu viele unleserlich geworden sind. Trotzdem sind einige Zeichen-Gruppen (Abb. 98) vollkommen lesbar. In ihnen sind Runen zu erkennen, die jedoch zu wenig verschieden und zu häufig wiederholt sind, als daß sie aus der klassischen Zeit, das heißt der Wikinger-Epoche, stammen könnten.

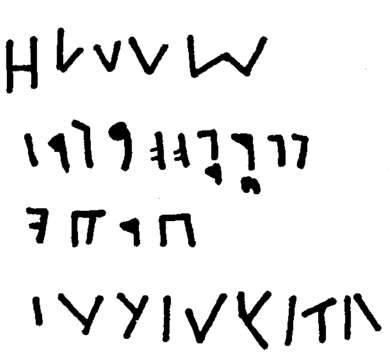


Abb. 98: Gruppen von Hyperboreer-Runen in der Inschrift von La Rioja (Foto 20).

Dagegen springt ihre Ähnlichkeit mit denjenigen, die auf den Inschriften von Ticucho (Abb. 28 bis 32), Santiago (Abb. 67 bis 69) und Córdoba (Abb. 88 bis 91) erscheinen, ins Auge. Sie sind daher wie diese letzteren offenbar megalithischen Ursprungs. Es sind Runen, aber hyperboreische Runen.

Alle diese an verschiedenen Punkten der angeblichen »Inka-Straße« entdeckten Inschriften (denen wir noch diejenigen von Chubut hinzufügen müssen) bestätigen, was wir über die Schrift der europäischen Bronzezeit wissen, deren Vorhandensein trotz der Beweise, über die wir verfügen, von den Schöpfern und Opfern der »orientalischen Illusion«, wie Salomon Reinach sie genannt hat, in Zweifel gezogen worden ist. Die Ähnlichkeit zwischen den Zeichen des oberen Paläolithikums und Megalithikums, deren weitest entwickelter Ausdruck diejenigen von Alvão sind, und

den aus dem Phönizischen abgeleiteten mittelmeerländischen Alphabeten ist keinesfalls als Kontinuität zu erklären. Im Gegenteil stammt das phönizische Alphabet ebenso wie der Runen-Futhark der klassischen Epoche von der Schrift ab, die die Völker des Nordens im zweiten Jahrtausend v.d.Zw. verwendeten. Jürgen Spanuth[101] hat also mit dieser seiner Versicherung vollkommen recht.

Damit ist das von den Hyperboreer-Inschriften in Argentinien aufgeworfene Problem – das gleiche gilt wahrscheinlich auch für die im gleichen Stil verfaßten von Sherbrooke (Abb. 13) – noch keineswegs gelöst. Obwohl einige ihrer Zeichen Runen sind, die sich in den klassischen Futharken wiederfinden, scheinen sie weder alphabetisch noch konsonantisch noch silbenförmig zu sein. Das schließt ihre geringe Anzahl und die serienförmige Wiederholung der Zeichen, aus denen sie bestehen, aus. Sind sie vielleicht ideographisch (Begriffe kennzeichnend) oder symbolisch? Eine solche Auslegung wäre nicht überraschend. Das Wort »Rune« kommt nämlich von »raunen« und hat in den verschiedenen germanischen Sprachen die Bedeutung eines »geraunten« Geheimnisses. Später, als die Schriftzeichen der Futharken schon einen phonetischen Wert hatten wie diejenigen aller zeitgenössischen Alphabete, bewahrte jedes von ihnen eine akrophonische Bezeichnung, das heißt, es stellte ein Wort dar, das mit dem betreffenden Buchstaben begann, übrigens nicht immer das gleiche, wie die verschiedenen »Runenlieder« zeigen. Einige Runen hatten außerdem eine symbolische Bedeutung wie die Lebens- und die Todesrune, die Treue-, Sieges- und Hilfs-

rune, ja sogar die Bierrune. Diese sinnbildlichen Runen konnten, wie wir das in einigen unübersetzbaren klassischen Texten sehen, wiederholt werden, womit sie beschwörenden oder verzaubernden Wert bekamen. Es handelte sich offenbar in beiden Fällen um das Überleben eines voralphabetischen Gebrauches der Zeichen, die später das Futhark bildeten, eines Gebrauches, den unsere Inschriften wahrscheinlich bezeugen.

5. Von den Hyperboreern zu den Wikingern

Die Tatsache, daß die Hyperboreer zumindest einen Teil des argentinischen Netzes der »Inka-Straßen« benutzten (und also auch bauten, da niemand bekannt ist, der das vor ihnen getan haben könnte), bedeutet keineswegs, daß sie die einzigen gewesen wären, die das vor der Annexion Tucumáns durch das Imperium von Cuzco taten. Ganz im Gegenteil sind wir heute in der Lage festzustellen, daß die Wikinger von Tiahuanacu, von denen wir Spuren in Brasilien und Paraguay finden[19], gleichfalls das Gebiet häufig aufsuchten.

Wir haben schon weiter oben die Entdeckung von zu Individuen nordischer Rasse gehörenden Schädeln in den vorkolumbianischen Fundstätten in der Umgebung von Belén und La Rioja erwähnt. Wir haben ferner gesehen, daß sich der Mythus über die Ursprünge der Comechingon darauf bezog, daß nach der Entartung derer, »die zuerst kamen«, andere bärtige Männer, deren Glauben der glei-

che war, von »fernen Ufern« gekommen seien. Das sind schon mehr als Hinweise. Aber wir haben einen noch greifbareren Beweis.

Der Weg von Ticucho, an dessen Rand wir die im Kapitel II untersuchten Hyperboreer-Inschriften fanden, führt in östlicher Richtung von der aus dem Norden kommenden Ost-Straße zum Medina-Gebirge, das das letzte Tal Tucumáns von der Ebene Santiagos trennt. Auf dem Gipfel dieser Bergkette entdeckte der in San Miguel de Tucumán gebürtige Lizenaiat Carlos A. Bulacit vor Jahren einen Block von Granitschiefer von etwa 300 kg Gewicht, der sich offenbar von einer Felswand gelöst hatte. Auf einer seiner glatten Seiten trägt dieser gewaltige Stein eine vollkommen lesbare Runeninschrift (Foto 21), deren 21 eingetriebene und in zwei Reihen angeordnete Schriftzeichen klassisch sind. Nach dem Sachverständigen-Gutachten, das wir anfertigen ließen, gibt es über ihr Alter keinerlei Zweifel.

Die Entzifferung des Textes bietet keine größere Schwierigkeit:

tue thagsnoRR
svenshusiR

Das vierte Schriftzeichen kann der Zeit entsprechend den Wert eines *th* oder *dh* haben, während das letzte in jeder Reihe, das einzige, das wir im »südamerikanischen Futhark«[19] noch nicht gefunden haben, auch ein *m* sein könnte. Erst nach dem 11. Jahrhundert nimmt es den Wert des *y* an.

Merkwürdigerweise hat uns diese Inschrift, die eine der deutlichsten ist, die wir je entdeckten, gewisse Kopfschmerzen bereitet. Um das zu verstehen, muß man bedenken, daß die Wikinger von Tiahuanacu keine reinen Dänen waren. Sie kamen aus Schleswig, wo der deutsche Einfluß sehr stark war, ohne daß die ohnehin bewegliche politische Grenze zwischen Dänemark und Sachsen einen kulturellen Einschnitt zwischen verwandten Völkern bedeutet hätte, deren Stammesgleichheit und feudale Bindungen keine nationalen Kennzeichen darstellten, wie sie uns heute bekannt sind. Andererseits gab es noch keine Akademie, die eine korrekte Sprache festgelegt hätte, und das Nordisch, wie es die Sprachforscher auf Grund von nicht immer mit absoluter Gewißheit übersetzten Inschriften und vor allem der isländischen Fassung der Sagen rekonstruierten, wurde in einer Zeit, in der die Dialekte von Provinz zu Provinz, ja manchmal schon von Tal zu Tal wechselten, fraglos nie von irgend jemand gesprochen oder geschrieben.

Betrachten wir die Zusammensetzung eines in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zum Zweck eines Eroberungszuges über den Ozean aufgestellten Haufens von etwa 700 Wikingern. Da gab es Dänen und Sachsen, vielleicht einige Friesen, gewiß manche Schweden, wie verschiedene Eigennamen vermuten lassen, und Angelsachsen oder »anglisierte« Dänen aus dem britischen Danelaw, wie die Verwendung der Schriftzeichen des Futhark zeigt. Diese Männer und Frauen sprachen verschiedene (in manchen Fällen sehr verschiedene) Dialekte, die sich in Amerika im

Lauf weniger Generationen zu einer neuen Sprache vermengten. Das gleiche Phänomen hat sich kürzlich in Kanada wiederholt. Die in Quebec angesiedelten Bauern kamen aus fast allen französischen Provinzen, in denen *oïl* gesprochen wird. Meist des Lesens und Schreibens unkundig, benutzten sie zahlreiche *patois*-Dialekte, die sich in Amerika schnell zu einem einzigen, dem *joual* vermengten, das noch heute auf dem flachen Land gesprochen wird und für einen Franzosen aus Frankreich völlig unverständlich ist.

Neue Forschungen werden vielleicht eines Tages gestatten, den Dialekt der Wikinger von Tiahuanacu zu rekonstruieren und seinen Wortschatz und seine Grammatik aufzustellen. Im Augenblick läßt sich die Übersetzung der aufgenommenen Texte – wie auch bei zahlreichen europäischen Runen-Inschriften – nur unter Zugrundelegung von Worten durchführen, die dem Nordischen oder anderen bekannten germanischen Sprachen zugehören, und manchmal sogar von den indoeuropäischen Wurzeln von Worten ausgehend, die wir in dieser Form nirgends finden. Unser Runologe Hermann Munk mußte daher versuchen, den Sinn jedes Satzes so zu finden, wie wir das bei einer im Telegrammstil abgefaßten Mitteilung tun: nach der Anordnung der Begriffe, deren grammatikalische Zusammengehörigkeit er häufig nicht kannte. Das ist eine außerordentlich delikate Aufgabe, die manchmal einen gewissen Spielraum für Zweifel läßt wie in dem Fall der Inschrift auf dem Stein von Medina, deren Übersetzung zu sein scheint:

Zwei Tage(reisen) nördlich (die) Häuser von Sven.

Die Form *norr* für *nordhr* ist schwedisch, was bei einer Inschrift nicht überraschen kann, die auf die »Häuser von Sven«, das heißt eines Mannes eben dieser Herkunft, hinweist. Der Nominativ Pluralis *husir*, der nach gewissen Puristen grammatikalisch anzuzweifeln ist, wird bereits durch die Ortsbezeichnung *Tocangusir*, die normale spanische Schreibweise von *Togahusir* (nordisch: Expeditionshäuser), bestätigt, die wir in den Chroniken des Konquistadors Alvar Nuñez Cabeza de Vaca und seines Sekretärs ebenso wie in der von den Jesuiten stammenden ersten Landkarte Paraguays[19] als Namen eines Dorfes an der vorkolumbianischen Straße finden, die von der Atlantikküste nach Asunción führte. Dagegen ist das *s* am Silbenende von *dhag* (korrekte Schreibweise von *dag* = Tag) eindeutig mißbräuchlich, so daß sich der uns allzu genau scheinende Hermann Munk weigerte, diese Form als möglichen Nominativ Pluralis gelten zu lassen. Wir haben jedoch schon schwerere grammatikalische und orthographische Fehler in den Runeninschriften Südamerikas angetroffen, die es fraglos auch in einigen europäischen gibt. Die Literatur war gewiß nicht die Stärke der Krieger und Seeleute, die sich ursprünglich zu diesem Haufen zusammengefunden hatten. Und bei ihren Nachkommen war das nicht viel anders. Hat der Runenschreiber von Medina *dhagr* irrtümlich im Singular gesetzt und das *R* durch ein *s* ersetzt, so daß die normale Wortendung des ersten Falles Einzahl wie in der Inschrift von Göstrings Härad in Schweden entstand? Das Problem bleibt aufgeworfen.

Jedenfalls ist die alphabetische Inschrift des Steins von Medina viel jünger als diejenigen von Ticucho, von dem es nur wenige Kilometer entfernt liegt. Die Form und der bauliche Wert ihrer Zeichen lassen sie uns auf das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückführen. Ein Beweis also dafür, daß die Wikinger von Tiahuanacu Tucumán häufig aufsuchten. Darf man wohl annehmen, daß sie zufällig nicht nur nach Amerika, sondern auch in das Gebiet kamen, wo die Nachkommen ihrer Vorfahren lebten? Die »Legende von Talamoiyca« weist auf das Gegenteil hin: sie wurden durch die Götter, das heißt durch die Überlieferung, dorthin gerufen. Die Wikinger des 10. Jahrhunderts bewahrten also die Erinnerung an die »Neue« Welt, die die Hyperboreer entdeckt hatten, lange bevor sie sich dort niederließen, die Erinnerung an eine »Neue« Welt, die die nach der Ragnarök wiedergefundenen goldenen Täfelchen erwähnt haben müssen, auf denen »die historischen Tatsachen der Könige dieses Gebietes aus den ältesten Zeiten« verzeichnet waren.

Wir kennen den Verlauf des Zuges der Wikinger von Europa nach Tiahuanacu genau[19]. Von dem dänischen Herrschaftsbereich in England ausgehend, waren sie nach Mexiko gelangt, wo sie nur 22 Jahre lang blieben. Sie schifften sich an der atlantischen Küste wieder ein, überkreuzten das Antillen-Meer und erreichten auf dem Orinoko über die Savanne von Venezuela das Hochland von Bogotá, das sie später Kundinamarca nannten, und sodann den Pazifik. In Schiffen aus Seehundsfell, die sie in Ekuador bauten, fuhren sie an der Küste entlang bis zum Hafen

Ilo (vom nordischen *ili* = Ankerstein). Von dort begaben sie sich, die Hitze fliehend, in die Berge, wo sie sich am Ufer des Titicacasees niederließen, um sich bald an die Errichtung ihres südamerikanischen Imperiums zu machen. Wir wissen, daß sie vom Altiplano aus mit ihren Lama- und Alpaka-Herden in das heutige Argentinien bis nach Córdoba herunterzogen.

Die Logik bestimmt, daß die Wikinger nichts anderes taten, als der zuvor von den Hyperboreern festgelegten Route zu folgen, an die sie sich durch Überlieferung erinnerten. Hinzu kamen Wind und Strömung. Die Skandinavier der Bronzezeit benutzten Schiffe, die von den mittelalterlichen Drakkaren (Drachenschiffen) nicht sehr verschieden waren. Die Felsmalereien von Bohuslän und andere und vor allem die Reliefs vom Tempel Medinet-Habu bestätigen das. Diese Schiffe mit ihrem Steuerruder und ihrem quadratischen Segel konnten nur mit Wind von hinten oder schräg hinten segeln. Unter diesen Verhältnissen gab es für sie nur drei mögliche Routen, um von Skandinavien oder dem englischen Danelaw nach Amerika zu gelangen: die nördliche über Island und die direkte, die nach Kanada oder dem Norden der heutigen USA führt; die südliche über die Kanarischen Inseln endete im Golf von Mexico. Die Inschrift von Sherbrooke, die jetzt durch Vergleichung identifiziert ist, zeigt, daß die Hyperboreer die ersten oder eine von ihnen benutzten. Wir werden weiter unten sehen, daß sie Mittelamerika kannten, und ferner, daß sie auch die dritte Route benutzten, die einzige, auf der sie nach Südamerika gelangen konnten.

Die Übereinstimmung der nächsten Etappe derer, »die zuerst kamen«, mit derjenigen der Wikinger bekräftigen zwei archäologische Daten von großer Wichtigkeit. Zu einer Zeit, die die wissenschaftliche Zeitbestimmung mit –1800 bis –1500 wahrscheinlich etwas zu früh angesetzt hat, erscheint in Ekuador die Kultur von Machalilla, die von zwei örtlich nie zuvor bekannten Elementen gekennzeichnet wird: kugelförmige Vasen mit eingeritzten oder gemalten Verzierungen in Gestalt schmaler roter Streifen, die über der Öffnung einen Bügel-Henkel haben, und grobe kleine Figuren mit waagerecht gestellten Augen, von denen – nach Ibarra Grasso[43] – diejenigen abgeleitet sind, die in Santiago und Córdoba gefunden wurden, wo sie die eingeritzte, graue Keramik der ersten Zeit begleiteten. Er fügt hinzu: »Mit der Kultur von Machalilla beginnen die Einflüsse des alten Mittelmeerraumes auf die Eingeborenen Amerikas, was durch das erstmalige Auftreten der Bügel-Henkel eindeutig gekennzeichnet ist. . . Diese Spuren vervielfachen sich und gelangen mit der folgenden Kulturgruppe auf ihren Höhepunkt, die durch die Kulturen von Chorrera und Chavín und die alte Olmeca-Kultur Mittelamerikas repräsentiert wird. Was nicht besagen will, daß es sich um eine wirkliche Kultur des alten Mittelmeerraumes handelt, wohl aber um eine gemischte Gruppe von Kulturen mit reichlichen Elementen dieses Ursprungs.«

Von Ekuador aus gelangten die Hyperboreer – wie später ihre Nachfolger – nach Peru. Man weiß, daß seit Ende vorigen Jahrhunderts bis in unsere Tage, vor allem aber 1925 an zwei Orten der peruanischen Halbinsel Paracas,

die merkwürdigerweise Cerro Lechuza (Eulen-Berg) und Cerro Colorado (Roter Berg) heißen, Hunderte von Mumien gefunden werden, von denen die meisten ausgesprochen mongoloid sind, während andere dem nordischen Lebenstyp entsprechen: hoher Wuchs und ovaler Querschnitt (statt des runden der Indianer) des Haares, dessen Farbe von der der Kastanie über sämtliche rötlichen Töne bis zu Strohblond geht, ohne irgendwelche künstliche Bleichung. Die ersten Kohlenstoff-14-Zeitbestimmungen datierten diese Mumien auf das Jahr –500 mit einem Irrtums-Spielraum von 200 Jahren nach oben oder unten. Heute werden sie für noch älter gehalten. »Entweder ist die Altersbestimmung so phantastisch wie zahlreiche andere mit verschiedenen Methoden erzielte«, schrieben wir 1971[19], »und die blonden Mumien stammen von Nachkommen der Skandinavier und Iren aus Vinland und Huitramannaland oder ihren unmittelbaren Vorfahren gleicher Herkunft ab; oder Kohlenstoff-14 hat recht, und man müßte eine viel frühere nordische Einwanderung annehmen. . . Die Hyperboreer . . . waren zweifelsohne die erfahrensten Seeleute . . . und hatten hochseegängige Schiffe; es wäre nicht zu verwundern, wenn sich ein Teil von ihnen nach Westen gewendet hätte.« Diese letztere Hypothese war richtig. Man müßte nur noch eine anthropometrische Untersuchung der Mumien durchführen, um festzustellen, wo sie zwischen dem Cromagnon-Menschen und dem eigentlichen nordischen Menschen einzuordnen wären.

6. Die Libyer

Wir wissen jetzt, welchen Weg die Megalithiker nahmen, um von den Kanarischen Inseln nach Argentinien zu gelangen. Aber wir wissen immer noch nicht, woher sie kamen, obwohl unsere vorhergehenden Kapitel zahlreiche Hinweise in dieser Beziehung gegeben haben. Einer von ihnen ist die libysche Inschrift, die auf einem der Stücke des Archäologischen Museums von Santiago del Estero identifiziert wurde. Es ist diese übrigens nicht die einzige, die wir in dem Gebiet kennen. Es gibt eine andere (Abb. 99), die inzwischen verschwunden ist, weil an der Stelle, wo sie sich befand, ein Steinbruch angelegt und betrieben wurde. Sie wurde von Professor Karl Stolp in den Anden genau oberhalb von Santiago de Chile entdeckt, das heißt in der Zone, durch die die »Straße des Inka« verlief. Einzelheiten veröffentlichte er in einer örtlichen wissenschaftlichen Zeitschrift in deutscher Sprache[102]. Barry Fell, Professor für Zoologie an der Universität Harvard, gab eine »Übersetzung«[103] dieser Inschrift, die wir – um es so zurückhaltend wie möglich zu sagen – für höchst phantastisch halten*.

---

* Skrupel plagen den Professor Barry Fell nicht sonderlich. Er hatte keine Bedenken, in einem seiner Bücher[104] eine von unserem Institut für Menschheitswissenschaften entdeckte, aufgenommene und 1975 veröffentlichte[105] Runen-Inschrift aus Paraguay zu erwähnen, ohne das Institut oder die Übersetzung durch Hermann Munk auch nur zu nennen. Er stellt diese Inschrift als iberopunisch dar und übersetzt sie! Gewiß hält er die Inschriften von Sherbrooke gleichzeitig für von Libyern und Maori stammend. . .

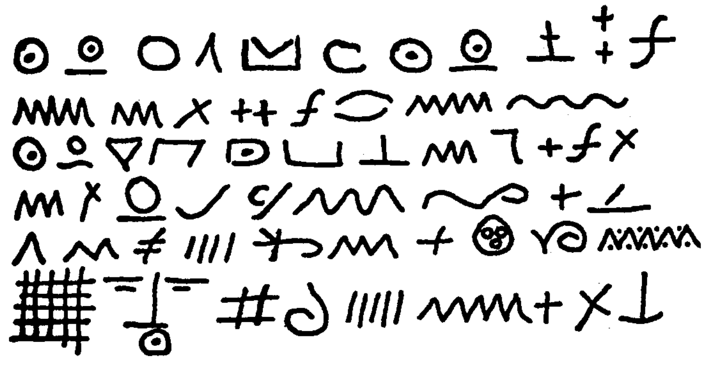


Abb. 99: Libysche Inschrift in Chile nach dem »Journal Anthropologique du Canada«, vol. 13, Nr. 2, 1975.

Die Menschen, die in Südamerika mit libyschen Zeichen schrieben, sprachen offenbar die hamitische Sprache Nordafrikas. Es war also möglich – und unsere vorhergehende Erfahrung[19, 50] auf dem Gebiet der Philologie wies darauf hin – daß Begriffe diesen Ursprungs in die Eingeborenensprachen der Region eindrangen. Vom Cancan und Tonocoté wissen wir fast nichts. Halten wir uns an die Quichua-Sprache, sei es weil sie im Königreich Tucma schon lange vor der Eroberung durch die Inka gesprochen wurde, sei es weil sie später Worte aus Dialekten übernahm, die dem Einfluß der ersten weißen Kolonisatoren unterlagen. Was die indoeuropäische Sprache der Hyperboreer anbelangt, wäre jede Untersuchung nutzlos gewesen, da der sprachliche Beitrag der zu Beginn des 11. Jahrhunderts nach Peru gekommenen Wikinger alles verwirrt hatte. Es ist unmög-

lich, die von Vicente Fidel López[25] aufgedeckten Wortwurzeln, deren kennzeichnendste wir in einer vorhergehenden Arbeit wiedergaben[19], den einen mehr als den anderen zuzuschreiben. Das ist etwas anderes bei der hamitischen Sprache Nordafrikas, von der wir nur ihre historischen Ableitungen, das Ägyptisch der Pharaonen-Zeit, ihre derzeitige Form, das Koptische, und die Berber-Sprache kennen. Wir haben unseren Mitarbeiter Achour Bouagab, dessen Muttersprache die der Berber ist, gebeten, die Quichua-Sprache auf das mögliche Vorhandensein von Berber-Wörtern zu untersuchen. Seine Ergebnisse bestätigen voll und ganz unsere Hypothese. Aus seiner Liste geben wir nachstehend einen schwerlich zu diskutierenden Auszug. (Die Wörter der Quichua-Sprache sind fett, die der Berber-Sprache kursiv gesetzt; die Schreibweise dieser letzteren ist die übliche französische; id. = gleiche Bedeutung).

Achou, was (fragend). *Achou,* id.
Akkuni, Bruder. *Akkunis*, id.
Amauta, Gelehrter. *Am-aouta*, Hauslehrer.
Apani, laden. *Apani*, id.
Ar, erwarten. *Ar-jo*, id.
Asitua, Herbst. *Achitua*, Winter
Aslla, Wettlauf. *T-aslla,* id.
Asuka, Flüssigkeit. *Asuki*, Suppe.
At, Adel. *Aït*, id.
Atmu, Schutz. *Atmou*, id.
Au, Angriff. *A-ou-tit*, id.

Kam, dich, dir. *Kam*, id.
Kar, steh auf. *A-kar*, id.
Kene-Kena, Gesang. *Kéni-kéni*, id.
Kep, sitzend. *Kem*, id.
Kollka, zusammenfügen. *Kel-kal*, Halskette.
Kumani, Rat. *Kanoun*, id.
Cham, Droge. *Chama*, id.
Chur, voll. *I-chour*, id.
Chut, Fessel. *Chout-it*, id.
Hu, Marsch. *L-ho*, id. (*U* und *o* sind im Quichua gleichwertig)
Hua, er. *Oua-ni*, id.
Huaraka, Feuer, Krieg. *Houaraka*, id.
Inti, Sonne. *Itij*, id.
Lekman, pfropfen. *Lekm*, id.
Mama hana, Himmelsmutter. *Mama-i-heni*, id.
Mara, bitter. *Mara-gh*, id.
Nok, mir. *Nok*, id.
On, krank. *Otn*, id.
Ra, was brennt. *Rââ*, id.
Sinchi, tapfer. *Sin-hi*, würdig.
Uk, Aufrichten. *Oukou*, besitzen.
Uir, bedecken. *Ouir*, id.
Yak, eng. *It-yak*, id.
Yuri, geboren werden. *Your-ud*, id.
Zara zara, Mais. *Sra-sra*, säen.

Diese Übereinstimmungen sind zu zahlreich und zu genau, um sie als zufällig ansehen zu können. Das bestätigt eine Untersuchung gleicher Art der Sprache der Maya, die

– im Gegensatz zu den Nahua – schon lange vor unserer Zeit in Mexiko lebten und deren vorklassische Zeit im Jahr –1500 beginnt. Neben den nordischen, deutschen, englischen und französischen Wörtern nämlich, die Brasseur de Bourbourg[106] im Quiche-Maya feststellte, fand Achour Bouagab zahlreiche hamitische Wörter, die es noch heute in der Berber-Sprache gibt.

Zum Beispiel:

Akab, Nacht. *Aket*, id.

Ahzuc, sanft. *Ah-duc*, höflich.

Ali, steigen. *Al-i*, id.

Ama, alt. *Am-ar*, id.

Amccan, Ort. *Am-ccan*, id.

Aua, Wasser. *L-hu-a*, Regen.

Atmu, Schutz. *Atmou*, id.

Auaz, Stock. *A-ou-az*, id.

Celemhi, Bursche. *Cel-emzi*, id.

Cim, Tod. *Cim*, id.

Er, heben. *Er-fd*, id.

Hena, Himmel. *Héni*, id.

Hoc, kratzen. *Hoc*, id.

Hoo, teilen. *L-hoo*, id.

Kaa, Erde. *Kaa*, id.

Hanwa, wer (fragend). *Anwa*, id.

Let, öffnen. *Leta*, id.

Lu, Wind. *A-lou*, id.

Mann, nützlich. *Maann*, id.

Oklen, schwarz. *Aklen*, id.

Ol, Herz. *Ol*, id.

Temascal, Sauna. *Temass*, Feuer.
Tzats, viel. *Tass*, id.
Uchah, gut gemacht. *Uchah*, id.
Voch, essen. *Och*, id.
Zel, laufen. *A-zel*, id.
Zoh-zoh, prahlen. *Zoh-zoh*, id.

Die Völker des Maghreb haben nie eine besondere Berufung für die Seefahrt gezeigt. Ihre Fischer und Seeräuber entfernten sich selten weit von den Küsten, und unter ihren jüngeren Vorfahren ist keine Seereise bekannt, die über die Kanarischen Inseln hinausgegangen wäre. Die in die Maya-Sprache eingedrungenen Berber-Wörter können daher nur libyschen Ursprungs sein. Ihre Anwesenheit in Amerika bekräftigt eine bisher unverständliche Entdekkung von Pierre Honoré[107]: die der Ähnlichkeit einiger Schriftzeichen der Maya-Sprache mit solchen der kretischen Linear-A-Schrift (Abb. 100), die zu betont ist, um zufällig sein zu können. Wir wissen, daß diese letztgenannte Schrift, die der Linear-B voranging und deren Entzifferung bewies, daß die Zeitgenossen der Mykenä-Kultur griechisch sprachen, der Epoche entspricht, in der eine libysche Dynastie die Insel regierte.

Der Durchzug von Libyern, die in Südamerika mit den Hyperboreern zusammen auftreten, durch Mexiko ist also schon bestätigt. Wie später die Wikinger hätten die Megalithiker dort, ehe sie die Reise fortsetzten, einen längeren Aufenthalt gemacht, der in der örtlichen Sprache Spuren zurückließ. Das ist zumindest ein zweitrangiger Aspekt des Problems. Was für uns eine viel wichtigere Einzelheit

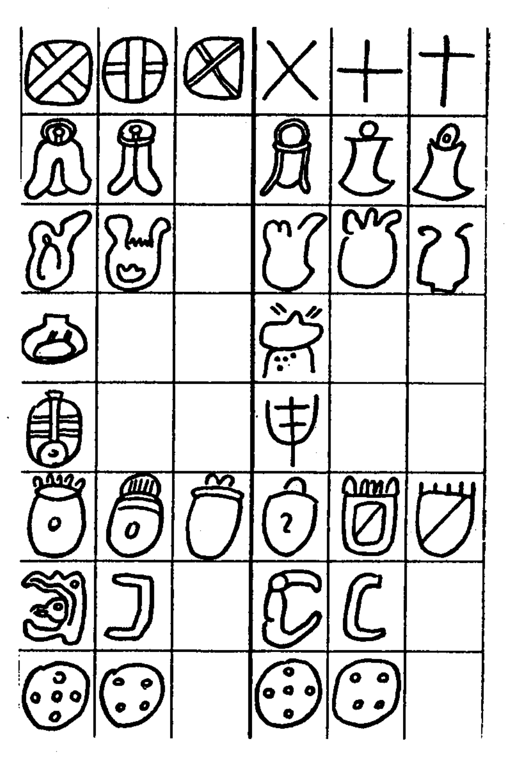


Abb. 100: Maya-Zeichen (erste drei Reihen) und Buchstaben der kretischen Linear-A-Schrift (letzte drei Reihen). Nach Pierre Honoré[107].

darstellt, ist die gemeinsame Anwesenheit von Hyperboreern und Libyern in Santiago del Estero. Die Überlegung, die sich in bezug auf die Wikinger aufdrängt, gilt nämlich auch für sie: es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich zu diesen beiden Völkern gehörende Gruppen zufällig mitten

in Argentinien getroffen haben sollten. An diesem Punkt unserer Untersuchung läßt sich nicht die Möglichkeit ausschließen, daß die einen, aus Nordafrika kommend, den anderen aus dem nordischen Europa gefolgt sind oder umgekehrt, da Hyperboreer und Libyer beide dem föderierten Atlanter-Reich angehörten. Andere Elemente jedoch, von denen wir einige bereits erwähnt haben, zwingen uns, die Hypothese zurückzuweisen.

7. Von Troja nach Argentinien

Betrachten wir noch einmal die Einzelheiten des Problems. Wir begegnen in Argentinien unbestreitbaren Spuren der Anwesenheit der Hyperboreer. Nur ihnen können die Inschriften von Ticucho, Santiago (mit einer einzigen Ausnahme), Cerro Colorado, La Rioja und Chubut zugeschrieben werden. Wenn die Verfasser dieser Inschriften aus dem Bereich germanischer Kultur gekommen wären, müßte es unter den Schädeln, die aus den Fundstätten des Imperiums der Ebenen stammen, auch solche geben, die zu Individuen nordischer Rasse gehören, was jedoch nicht der Fall ist. Wir werden nämlich sehen, daß die Auswanderung erst nach der Verschmelzung der Männer des Meeres mit den Männern der Streitaxt, dem Ursprung der fraglichen Rasse, zu einem unbestimmten Zeitpunkt zwischen dem Jahr –2500 und dem Anfang des 2. Jahrtausends v.d.Zw. stattgefunden haben kann. Wenn wir unter den Indianer-Schädeln nur Stücke finden, die den Kennzeichen des

Cromagnon-Menschen entsprechen, so offensichtlich deswegen, weil die Hyperboreer aus einem Gebiet kamen, das sie vor ihrer anthropologischen Umwandlung verlassen hatten.

Aus welchem Gebiet? Unsere vorhergehenden Untersuchungen erlauben uns, die Frage zu beantworten. Im Nordwesten und im Zentrum Argentiniens gibt es archäologische Elemente, die von den Megalithikern stammen: Menhire, gravierte Keramik und vorklassische Runen. Es gibt andere – eine libysche Inschrift, Felsmalereien und ein ägyptisches Schiff – die nur von den Libyern stammen können, ohne von den hamitischen Wörtern in der Quichua-Sprache zu reden. Aber die Ausgrabungen von Emile Wagner haben unzählige Stücke zutage gefördert, die, genau genommen, weder hyperboreisch noch libysch sind, insbesondere Urnen und Vasen, deren Form, Anhängsel und Verzierung mit Eulenköpfen in anderem Zusammenhang gestatten würde, sie der Kultur von Troja zuzuschreiben, und Figürchen und Schüsseln, die gut in die Sammlungen von Schliemann gepaßt hätten (ehe diese nordamerikanischen Bomben zum Opfer fielen). Nun wurde Troja, wie wir wissen, um das Jahr –2200 von den Libyern des Dardanos und ihren kürzlich aus dem Norden gekommenen äolischen Verbündeten genommen und wiederaufgebaut. Es wird also von diesem Zeitpunkt an bis zu dem Krieg, den die Ilias besingt, das heißt während rund 900 Jahren, von einer Bevölkerung bewohnt, deren doppelter Ursprung ständig die Beziehungen auf kulturellem und später sprachlichem Gebiet bestärkt, die die befestigte

Stadt an der Bernsteinstraße mit Hyperboreern und Libyern unterhält, von denen die einen die Ware beschaffen, während sich die anderen um den Verkauf im ganzen Vorderen und Mittleren Orient und sogar auf Attika kümmerten. Es waren die Libyer, die keinesfalls von ihrem Mutterland in unmittelbarer Nachbarschaft Ägyptens, eines ihrer Hauptkunden, getrennt waren.

Es gab nur noch einen anderen Augenblick in der Geschichte, zu dem die beiden Völker in so enger, wenn auch vorübergehender Verbindung waren: den der Invasion des Mittelmeers durch die Hyperboreer, die, aus ihrer im Meer versunkenen Heimat vertrieben, gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. mit Hilfe der Libyer das Ägypten des Pharaos Meneptah vergeblich angriffen. Die Möglichkeit, daß sich ein Teil dieser Besiegten nach Amerika begeben haben könnte, wurde von uns erwogen und im Zusammenhang mit den blonden Mumien von Paracas in »Des Sonnengottes große Reise«[19] erwähnt. Aber wir mußten sie verwerfen. Einerseits mußten die fraglichen Männer, die aus Schleswig und Skandinavien kamen, nordische Rassemerkmale aufweisen, von denen wir in Santiago keine Spuren fanden. Andererseits konnten weder sie noch ihre nordafrikanischen Verbündeten von der 100 Jahre zuvor vernichteten Kultur Trojas derart durchdrungen gewesen sein, daß sie jenseits des Ozeans ihre Töpferkunst, ihre Dekorationsmotive und ihre Symbole hätten erneuern können. Zudem benutzten die Nordmeervölker, die sich nach –1200 in Palästina niederließen, schon die alphabetische Schrift, aus der später die phönizische hervorgehen

sollte, wie das eine kürzlich in Izbet Sarta, in der Nähe von Tel-Aviv, entdeckte Philister-Scherbe mit vier Zeilen Text und das zu ihrer Beschriftung verwendete Alphabet eindeutig beweisen[101]. Schließlich hätten weder diese Skandinavier noch diese Libyer, die beide nicht von der hellenischen Halbinsel kamen, die griechische Form (Thule) der nordischen Bezeichnung (Sóley) ihrer Heimat im Norden benutzt.

Wir wissen außerdem sehr wohl, vor allem seit den Arbeiten von Jürgen Spanuth[5, 101], was mit den Nordmännern nach der letzten Schlacht um Ägypten geschah: sie flohen nach Palästina. Ihre libyschen Verbündeten, die auf dem Landweg von ihrem eigenen Gebiet aus angegriffen hatten, zogen sich logischerweise auf dieses zurück. Die Griechen hatten ohne Frage ihre Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht und das niedere Volk der Stadt unterjocht. Aber die Überlebenden der Aristokratie verschwanden für immer. Ihr Schicksal ist bis heute ein Geheimnis geblieben, das viele Historiker beschäftigt und die Phantasie mancher Dichter angeregt hat, nicht nur diejenige Vergils, der unter Verwendung einer viel älteren Legende den trojanischen Fürsten libyscher Herkunft Äneas in Italien landen läßt, sondern auch Ronsards, der die Merowinger von einem phantastischen Francus, Sohn von Hektor, abstammen läßt. In diese Richtung gehört auch die bereits erwähnte Legende über die Gründung der Stadt Toulouse.

Zu Gunsten (wenigstens scheinbar) der soeben zurückgewiesenen Hypothese spricht allein ein höchst merkwürdiger Text des mexikanischen Chronisten Ixtlilxochitl[108]. Die-

ser Nachfahre der Tolteken-Könige, die er mit Nachdruck als sehr groß, weißhäutiger als irgendein Spanier, blond und bärtig beschreibt, bemerkt nämlich über seine Vorfahren: »Sie hatten andere Göttinnen, die sie die Schwestern von Sonne und Mond nannten . . . und ein anderes Götterbild, das sie anbeteten, bis die Spanier kamen: Tlalotl, der sein Heiligtum auf den höchsten Bergen von Tezcuco hatte, wo noch seine Trümmer sind. Sie sagen, daß dieses Bild das des Gottes der Regenstürme war, eines sehr tapferen Königs der Quinametin, die Philister sind. . . Diese falschen Götter waren die hauptsächlichsten und mehr als 2000 Jahre alt der Tulteken, und Tetezcatlipuca und Huitzchopuchtli und andere Götter kamen hierher, wo gewisse sehr tapfere Ritter sich selbst zu Göttern machten.« Die Philister waren, wie wir gesehen haben, eines der Nordmeervölker, die Ägypten angriffen und sich danach in Palästina ansiedelten, welches Land ihnen, den Philistern, seinen Namen verdankt. Wenn es also einige von ihnen mehr als 2000 Jahre vor dem 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung (in welche Zeit Ixtlilxochitl seinen Bericht verlegt) in Mexiko gab – auch diese ungenaue Zeitangabe würde sowohl bis zum homerischen als auch bis zum platonischen Krieg zurückreichen –, so könnte das auf die Anwesenheit von Skandinaviern in der Garnison Trojas zurückzuführen sein, was nichts Überraschendes hätte, ja sogar den Grund für ihr Auftauchen in dem Gebiet zu Beginn des Konfliktes vom Jahr –1226 erklären würde.

Kehren wir also zu unseren Flüchtlingen zurück. Vom Hellespont aus hatten sie zwei Fluchtwege: die Bernstein-

straße, die zum Schwarzen Meer führte und die sie ins Land der Hyperboreer zurückgebracht hätte, und die viel kürzere nach Libyen, entweder, wenn sie noch Schiffe hatten, übers Meer oder durch Ägypten. Offenbar wählten sie diese letztere: Herodot[9] vermerkt ihre Anwesenheit im Maghreb. Wie die Inschriften von Sherbrooke beweisen, wußten die Hyperboreer um das Vorhandensein Amerikas. Das Gegenteil – wir sagten es schon – wäre bei diesem Volk von Seefahrern, das an den Ufern des Ozeans lebte und sich der Hochseefischerei widmete, unwahrscheinlich gewesen. Aber auch den Libyern war Amerika nicht unbekannt, wie das 1977 die unerwartete Entdeckung von Blättern der *Nicotiana*, das heißt der amerikanischen Tabak-Pflanze, unter den Überbleibseln der zur Mumifizierung der Leiche von Ramses II. verwendeten vegetabilischen Substanzen bewies[109]. Die Einbalsamierung des Pharao wurde zweimal vorgenommen, zuerst unmittelbar nach seinem Tod um das Jahr –1230 und dann etwa 200 Jahre später. Wenn der Tabak schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.d.Zw. in Ägypten verwendet wurde, war Amerika dort wahrscheinlich schon vor dem Fall Trojas bekannt. Denn rund 50 Jahre scheinen nicht ausreichend, damit sich Wechselbeziehungen zwischen den beiden Welten nach der Ankunft der Flüchtlinge auf der anderen Seite des Ozeans hätten herstellen können. Dann hätten sich diese letzteren wohl nicht in ihr atlantisches Abenteuer gestürzt. Wenn dagegen der Gebrauch des Tabaks etwa auf das Jahr –1000 zurückgeht, bleibt die Hypothese gültig, aber ohne diejenige einer Wiederherstellung der Berüh-

rung durch die Flüchtlinge mit Libyen und sogar mit Europa auszuschließen, was erklären würde, daß die Wikinger viele Jahrhunderte später ihren Spuren bis nach Tucumán gefolgt wären.

Jedenfalls stachen die Überlebenden von Troja in See, um die »Neue Welt« zu erreichen. Ihre erste Station waren natürlich die Kanarischen Inseln, die von libyschen Guanchen bewohnt wurden. Dann übernahmen es die Winde und Strömungen, sie bis in den Golf von Mexiko zu bringen. Warum schifften sie sich wieder ein, nachdem sie sich dort lange genug aufgehalten hatten, daß libysche und wahrscheinlich auch germanische Wörter in die Maya-Sprache eindringen konnten? Wir wissen es nicht. Und wir können nur, wie wir das weiter oben taten, aus einigen unzureichenden und vom Zufall abhängigen Angaben ihren wahrscheinlichen Reiseweg nach Süden ableiten.

Tatsache ist, daß sich die Flüchtlinge schließlich endgültig in Tucumán niederließen, ohne daß wir die Beweggründe dieser Wahl kennen oder uns auch nur vorstellen können. Sie ließen sich dort in einem leicht zu verteidigenden und zu kultivierenden Tal nieder. Für die Bewohner einer Stadt, die sich – wie Troja – dem Handel widmete, ist dies wie eine Rückkehr zur Vergangenheit, deren Lebensart sie wiederfinden. Poseidon, der Gott des Meeres, kann ihnen schon nicht mehr viel helfen. Athene hat sie verlassen. Es bleibt nur Kybele, die Mutter Erde, deren Kult in Troja nie aufgegeben wurde, der Kult der Göttin der Fruchtbarkeit aus dem Zeitalter der Megalithiker. Erhoben sich nicht noch im Jahr –1300 an den Küsten des

Schwarzen Meeres und des Mittelmeers Menhir-Statuen und behauene Menhire? Wurde nicht noch immer in Troja wie in Mykenä die Himmelssäule verehrt? Verlangt nicht andererseits der Ackerbau einen astronomischen Kalender, der den Rhythmus der Jahreszeiten errechnen und rechtzeitig die traditionellen Zeremonien, die sie begleiten, vorbereiten läßt? Neben der Feldarbeit beginnt man daher, Menhire zu bearbeiten, einige von ihnen in Gruppen aufzustellen, um sie im Mittelpunkt des Tales, in El Mollar, als Observatorium zu benutzen und später diesen oder jenen bildhauerisch zu bearbeiten. Vom ersten Augenblick an haben die Töpfer ihre gewohnte Arbeit wiederaufgenommen, um die alltäglichen Bedürfnisse der Auswanderer zu befriedigen. Sie stellen die Vasen in grau-schwarzer Farbe mit den allereinfachsten eingetriebenen Motiven her, wie sie in Troja in Gebrauch waren.

Die Zeit verging. Die Kolonie blühte. Nachdem die unmittelbaren Bedürfnisse befriedigt waren, stellte sich bald die Abenteuerlust wieder ein. Im Osten und Südosten des Gebirges dehnte sich eine gewaltige, von Urwäldern bedeckte Ebene aus. Man konnte direkt dorthin gelangen, aber es ist wahrscheinlich, daß die sie in großer Zahl bewohnenden Eingeborenen sich in gewisser Weise feindselig zeigten. Ehe man ihnen in ihrer eigenen Umgebung entgegentrat, war es vorzuziehen, sich eine strategische Position am Rand ihres Herrschaftsbereiches zu sichern. Das Medina-Gebirge, der letzte Ausläufer der Kordillere, schien der geeignete Ort dafür. An dem südlichen Ausläufer, der die Ebene beherrscht, errichteten die Trojaner ein

Dorf. Seinen Zugang sicherten sie durch zwei Befestigungen, die auf dem dorthin führenden Weg einen Riegel bildeten. Es waren die Befestigungen von Ticucho, wo wir die Runen-Inschriften jener Zeit fanden.

Hier müssen wir eine Pause einlegen. Die Hyperboreer und Libyer der Bronzezeit konnten schreiben. Jedoch schlugen sie ihre Inschriften nicht oder nur selten in Stein. Im Norden Europas verwendeten sie, wie wir bereits sahen, für ihre Inschriften Holztäfelchen oder Streifen von Birkenrinde. Im östlichen Mittelmeer – und wahrscheinlich in Libyen, wofür wir jedoch keine Beweise haben – verwendete man nur lediglich in der Sonne getrocknete Tontäfelchen. Ohne die gewaltigen Feuersbrünste, die im Jahr –1226 die Paläste Kretas zerstörten und ihre »Archive« brannten und damit dauerhaft machten, hätten wir nicht den geringsten Beweis für die Linear-Schriften der Insel. In Troja muß die gleiche Gewohnheit geherrscht haben. Bei den Ausgrabungen von Hissarlik auf dem Niveau von Troja II, das er irrtümlich für das des Priamus hielt, während es in Wirklichkeit älter als die Eroberung der Stadt durch den Libyer Dardanos und seine äolischen Verbündeten war, fand Schliemann nämlich auf kleinen Objekten einige wenige Gruppen von Schriftzeichen[110] (Abb. 101), die zu einer sehr ähnlichen Silbenschrift zu gehören scheinen, wie sie die Zyprioten in geschichtlicher Zeit verwendeten, und die die Fachleute als von den megalithischen Symbolen Ägyptens[1] oder auch von den kretischen Silbenschriften abgeleitet betrachten. Bei dieser letzteren Hypothese ging es – so fügen wir hinzu – nicht ohne

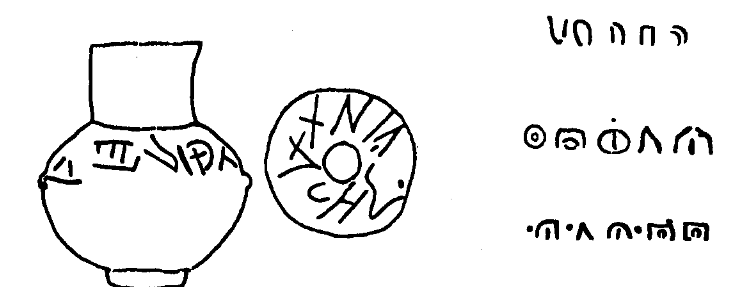


Abb. 101: Inschriften von Troja II nach A. H. Sayce[110].

starken hyperboreischen Einfluß zu. Später erscheint bis zur achäischen Besetzung keine weitere Inschrift. Heißt das, daß sich die Hyperboreer und Libyer jener Zeit in Analphabeten verwandelten? Unsere Entdeckungen in Südamerika beweisen das Gegenteil. Die neuen Trojaner hatten die frühere Schrift aus dem einfachen Grund nicht übernommen, weil sie ihre eigene hatten. Und sie haben uns von ihr nur deswegen keine Spuren hinterlassen, weil die Krieger, Seefahrer und Händler, die sie waren, nur vergängliche Träger ihrer Schrift benutzten. In ihren neuen südamerikanischen Gebieten dagegen benutzten die Flüchtlinge zumindest im ersten Augenblick die Gravur in Stein. Die Bearbeiter der Menhire hatten wieder gelernt, den Meißel so zu gebrauchen wie ihre Vorfahren.

Wenden wir uns wieder der Expansionsbewegung zu, die unsere Auswanderer von Tafi aus, wo sie sich neu geordnet haben, bis zum Gipfel des Medina-Gebirges bringt. Die Ebene öffnet sich vor ihnen. Sie werden sie besetzen und die dort angetroffene indianische Bevölkerung unterwer-

fen. Sie verfügen jetzt – wie in Troja – über Arbeitskräfte, denen sie die Technik des Ackerbaus, der Töpferei und Weberei beibringen. Sich selbst behalten sie die priesterlichen, politischen und militärischen Funktionen vor. Sie verzichten auf den Stichel – Steine sind in Santiago knapp –, da sie Handwerker haben, die mit Ton umzugehen wissen und unter ihrer Anleitung nach den Regeln des alten Landes Urnen, Vasen, Figürchen und Schüsseln herstellen und sie gelegentlich mit Runen-Zeichen verzieren. Denn die Einwanderer haben die Sprache der Götter nicht vergessen, die – nach Homer – in Troja neben der Alltagssprache, das heißt derjenigen der örtlichen Urbevölkerung, bestand. Es ist schon die Sprache der Götter, weil eine libysche Inschrift in enger Verwandtschaft mit der Schrift der Hyperboreer erscheint.

Bald haben die Nachkommen der Trojaner Truppen, wie sie Ackerbauer und Handwerker haben. Sie können sich auf Eroberung dessen begeben, was sich in der Ebene wie im Gebirge in ein Imperium verwandeln wird. Überall unterwerfen und zivilisieren sie die eingeborenen Bevölkerungen. Überall lassen sie die für die politische und militärische Kontrolle des Landes unerläßlichen Straßen bauen. In Córdoba, dem Zentrum des heutigen Argentiniens, entdecken sie ein Gebirge europäischen Klimas, wo sie eine Kolonie einrichten, in der die Libyer relativ zahlreich sein müssen, da dort die Felsmalereien, die es in Santiago del Estero in Ermangelung von Felsen nicht gibt, sich vervielfachen, während die Töpferei nie über das ursprünglich vom Bedarf erforderte Maß hinausgeht. Jetzt steht

ihnen der Weg zum Ozean offen. Benutzen sie ihn, um die Verbindung mit Europa wiederaufzunehmen? Es scheint so, denn sonst wäre die Ankunft der Wikinger über die angeblichen »Straßen des Inka« rund 2300 Jahre nach der Einnahme Trojas durch die Achäer unerklärlich.

2300 Jahre! Was geschah in dieser Zeit mit den Hyperboreern des östlichen Mittelmeers einschließlich der mit den Pelasgern und den Asianern vermischten Griechen, die die in den einander folgenden Wanderungswellen untergegangene Urbevölkerung darstellten? Was geschah mit den Libyern, die sich trotz ihrer geographischen Isolierung mit den Karthagern und Negern vermischten? Die Troja-Flüchtlinge konnten kein besseres Schicksal erwarten. Ihre Aufsaugung durch die unendlich viel zahlreichere indianische Bevölkerung war unvermeidlich. Die auf der Grundlage der Untersuchungen des *Centre de Recherches Nucléaires* angestellte Datenbestimmung der Keramik, dank deren wir die Kultur von Santiago del Estero kennen, läßt den langen Prozeß ihres Blühens und Verwelkens erkennen. Alles, was die Wikinger – wie später die Spanier – im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung außer den (nur in Abwesenheit von Touristen) unzerstörbaren Menhiren und den durch den Gebrauch der Indios erhaltenen Straßen antrafen, waren die Kulturen des Gebirges, entartete Nachahmungen derjenigen der Ebene auf der einen Seite und auf der anderen die Mestizen von Córdoba mit ihren Malereien, auf denen man hyperboreische und libysche Motive mit Runen-Zeichen, Waffen aus Stahl, Häuser skandinavischen Stiles und ihre Saunas sah.

Schließen wir mit Emile Wagner[36]: »Wir wissen nicht, ob es jemand gibt, der behaupten wollte, daß Symbole, Ideogramme und dekorative Motive, die in der Alten Welt vor Tausenden von Jahren vor unserer Zeitrechnung bekannt waren, unerwartet auf dem Neuen Kontinent nach vier, fünf oder mehr Jahrtausenden unter genau der gleichen Erscheinungsform und unter denselben Bedingungen wiederauftauchen könnten. Wir glauben unserseits, daß eine derartige Möglichkeit so unendlich weit von dem Wahrscheinlichen entfernt ist, daß wir nicht einen einzigen Augenblick lang davon träumen würden, sie als Wirklichkeit zuzugeben.« Und dabei handelte es sich für den Autor der hier wiedergegebenen Zeilen nur um die Keramik von Santiago, deren Inschriften er, was sehr verständlich ist, nicht einmal identifizieren konnte. Wir haben ihm viele andere zusätzliche Angaben geliefert. Die logischen Schlußfolgerungen, die wir aus der Gesamtheit gezogen haben, lassen sich diskutieren. Und wir wünschten, daß dem so wäre. Aber es ist jedenfalls eine unbezweifelbare Tatsache, daß es in Argentinien bearbeitete megalithische Menhire gibt, hyperboreische Runen und eine libysche Inschrift, Erzeugnisse des Töpferhandwerks, die denjenigen Trojas (und nur diesen) gleichen und deren älteste Stücke aus dem Jahr –1200 stammen, das heißt aus einer Zeit wenige Jahrzehnte nach der Einnahme Trojas, Symbole und dekorative Motive der europäischen Bronzezeit und Schädel von Cromagnon-Menschen. Und das ist es, was zählt.



LITERATURVERZEICHNIS

[1] Vacher de Lapouge, Georges: *L'Aryen, son rôle social*, Paris, 1899.
[2] Peña Guzmán, Solano: *Las Rutas del ámbar*, Buenos Aires, 1970
[3] Noguier, Antoine: *Histoire tholosaine*, Toulouse, 1556.
[4] Kahl-Furthmann, G.: *Wann lebte Homer?*, Meisenheim (Glan), 1967.
[5] Spanuth, Jürgen: *Die Atlanter*, Tübingen, 1976.
[6] Müller, Rolf: *Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit*, Berlin 1970. Thom, Alexander: *Megalithic Sites in Britain*, Oxford, 1967; *Megalithic Lunar Observatories*, Oxford, 1971. Hawkins, Gerald S.: *Stonehenge decoded*, New York, 1965.
[7] Gylfaginning, 8.
[8] Gylfaginning, 14.
[9] Herodot: *Historiae*.
[10] Diodor von Sizilien: *Bibliotheca historica*.
[11] Tacitus: *Annalen*.
[12] Gorce, Maxime: *Les Pré-écritures et l'évolution des civilisations*, Paris, 1974.
[13] Morlet, Antonin: *Origines de l'écriture*, Montpellier, 1955.
[14] Piette, Edmond: *Les Galets coloriés du Mas d'Azil*, Paris, 1896.
[15] Flinders Petrie, W. M.: *The Formation of the Alphabet*, British School of Archaeology in Egypt, Studies Series, vol. III, London, 1912. *The Origin of the Alphabet*, in SCIENTIA, ser. II, vol. XIII, Bologna, 1918.
[16] Sotiroff, Georges: persönliche Mitteilung von 1979.
[17] Aber, Karl: *Aegyptisch-indoeuropäische Sprachverwandtschaft*, Berlin, 1890.
[18] Niel, Fernand: *Connaissance des mégalithes*, Paris, 1976.

[19] Mahieu, Jacques de: *Des Sonnengottes große Reise*, Tübingen, 1972; *Des Sonnengottes Todeskampf*, Tübingen, 1973; *Des Sonnengottes Heilige Steine*, Tübingen, 1975; *Wer entdeckte Amerika? Geheime Geographie vor Kolumbus*, Tübingen, 1977; *Der weiße König Ipir*, Tübingen, 1978.

[20] Riba, Daniel: *Mystère des statues-menhirs de Corse*, Paris, 1979.

[21] Coarer-Kalondan, Edmond, und Dana, Gwezenn: *L'Enigme des mégalithes*, Bruxelles, 1974.

[22] Scymnos de Chio: *Description de la Grèce*. Zitiert von Niel, Fernand
18.

[23] Josua, XXIV, 26.

[24] Acosta, José de: *Historia natural y moral de las Indias*, Sevilla, 1590.

[25] López, Vicente Fidel: *Les Races Aryennes du Pérou*, Paris, 1871.

[26] Ambrosetti, Juan Bautista: *Los Monumentos megalíticos del valle de Tafi (Tucumán)*, in BOLETIN DEL INSTITUTO GEOGRAFICO ARGENTINO, Band 18, Buenos Aires, 1897.

[27] Bruch, Carlos: *Exploraciones arqueológicas en las provincias de Tucumán y Catamarca*, Buenos Aires, 1911.

[28] Buffo, Guido: *El Menhir de la figura coronada de »El Mollar« – Tafi*, Buenos Aires, 1940.

[29] Arnal, Jean: *Les Statues-menhirs, hommes et dieux*, Toulouse, 1976.

[30] Goodwin, William B.: *The Ruins of Great Ireland in New England*, Boston, 1946.

[31] Kervran, Louis: *La Vraie découverte de l'Amérique par les Européens*, Paris, 1978.

[32] Lanzone, Lidia Alfaro de, und Suetta, Juan Manuel: *Nuevos aportes para el estudio del asentamiento humano en la puna de Jujuy – Revisión del Pucara de Rinconada*, in ANTIQUITAS, Nr. 10, Buenos Aires, 1970.

[33] Alfaro, Lidia, und Suetta, Juan Manuel: *Excavaciones en la cuenca del Río Doncellas*, in ANTIQUITAS, Nr. 22–23, Buenos Aires, 1976.

[34] Quiroga, Adán: *La Cruz en América*, Buenos Aires, 1901.

[35] Salcamayhua, Juan de Santa Cruz Pachacuti Yamqui: *Relación de las antigüedades deste Reyno del Pirú*, in *Tres relaciones de antigüedades peruanas*, Madrid, 1879.

[36] Wagner, Emile R. y Duncan L.: *La Civilización chaco-santiagueña*, Buenos Aires, 1934.

[37] Wagner, Emile R. und Righetti, Olimpia L.: *Archéologie comparée*, Buenos Aires, 1946.

[38] *Relaciones de la Sociedad Argentina de Antropología*, Buenos Aires, 1940.

[39] Planck, Max: *Autobiographie scientifique et derniers écrits*, Paris, 1948.

[40] Imbelloni, José: *La Segunda esfinge indiana*, Buenos Aires, 1955.

[41] Imbelloni, José: *Síntesis antropológica*, in RELACIONES DE LA SOCIEDAD ARGENTINA DE ANTROPOLOGIA, Buenos Aires, 1940.

[42] González, Alberto Rex: *Contextos culturales y cronología relativa del Noroeste argentino*, in ANALES DE ARQUEOLOGIA Y ETNOLOGIA, Bd. XI, Mendoza, 1955.

[43] Ibarra Grasso, Dick Edgar: *Argentina indígena*, Buenos Aires, 1971.

[44] Gramajo de Martínez Moreno, Amalia J.: *El Contacto hispano-indígena en Santiago del Estero, con especial referencia a la cerámica* (Broschüre), Santiago del Estero, 1979.

[45] Mosso, Angelo: *Le Origini della civiltà mediterranea*, Mailand, 1912.

[46] Schliemann, Heinrich: *Ilion. Stadt und Land der Trojaner*, Leipzig, 1881.

[47] Morlet, Antonin: *Nouvelle station néolithique*, quatrième fascicule, Vichy, 1925–1928.

[48] Benoist, Alain de: *Le Domaine grec et romain*, in *L'Europe païenne*, Paris, 1980.

[49] Dörpfeld, Wilhelm: *Troja und Ilion*, 1902. Neue Ausgabe Osnabrück, 1968.

[50] Mahieu, Jacques de: *Die Templer in Amerika*, Tübingen, 1979.

[51] Posnansky, Arthur: *Precursores de Colón*, Buenos Aires, 1933.

[52] Bregante, Odilla: *Ensayo de clasificación de la cerámica del Noroeste argentino*, Buenos Aires, 1926.

[53] Rusconi, Carlos: *Las especies fósiles de pecaríes (Tayassuidae) y sus relaciones con las del Brasil y Norte América*, in ANALES DEL MUSEO NACIONAL DE HISTORIA NATURAL, vol. XXXVI, Buenos Aires, 1930. Wiedergegeben im Anhang zu Wagner, Emilie R. und Duncan L. [36].

[54] Kraglievich, Lucas und Rusconi, Carlos: *Restos de vertebrados vivientes y extinguidos hallados por los señores E. R. Wagner y hermano en túmulos precolombianos de Santiago del Estero*, in REVISTA DE LA SOCIEDAD ARGENTINA DE CIENCIAS NATURALES, vol. X, Buenos Aires, 1931. Wiedergegeben im Anhang in Wagner, Emile R. y Duncan L. [36].

[55] Rusconi, Carlos: *Nuevos restos de vertebrados vivientes y extinguidos de los túmulos prehispánicos de Santiago del Estero*, im Bericht des XXV. Internationalen Amerikanistenkongreß, La Plata (Argentinien), 1932, nicht veröffentlichte Mitteilung, wiedergegeben in Wagner, Emile R. und Duncan L. [36].

[56] Cabrera, Pablo: *Tesoro del pasado argentino*, Buenos Aires, 1926.

[57] Techo, Nicolás del (Toict, Nicolas du): *Historia Provinciae Paraquariae*, Leodii, 1673.

[58] Lozano, Pedro: *Descripción chorográfica del Gran Chaco Gualamba*, Tucumán, 1941.

[59] Lafone Quevedo, Samuel A.: *Los Lules*, in BOLETIN DEL INSTITUTO GEOGRAFICO ARGENTINO, XV, Buenos Aires, 1898.

[60] Bárzan, Alonso: *Carta al P. Juan Sebastián, 8 de septiembre de 1594*, cit. von Di Lullo, Orestes: *Un Cuadro de la prehistoria santiagueña*, Santiago del Estero, 1965.

[61] Machoni, Antonio: *Arte y vocabulario de la lengua lule y tonocoté*, Madrid, 1732.

[62] Garcilaso de la Vega, Inca: *Comentarios reales*, Madrid, 1722.

[63] Charlevoix, François-Xavier de: *Histoire du Paraguay*, Paris, 1661.

[64] Torres, Diego de: *Cartas Annuas*, in *Documentos para la historia argentina*, Bd. XIX, Philosoph. Fakult. Univers. Buenos Aires, 1927.

[65] Bravo, Domingo: *El Quichua santiagueño*, Tucumán, 1956.

[66] Furlong, Guillermo: *Entre los lules de Tucumán*, Buenos Aires, 1941.

[67] Oviedo y Valdés, Gonzalo Fernando de: *Historia general y natural de las Indias, islas y tierra-firme del mar Océano*, Madrid, 1815.

[68] Serrano, Antonio: *Etnografía antigua de Santiago del Estero*, Córdoba, 1934.

[69] Canals Frau, Salvador: *Poblaciones indígenas de la Argentina*, Buenos Aires, 1953.

[70] Kate, Herman ten: *Anthropologie des anciens habitants de la région calchaquie*, in ANALES DEL MUSEO DE LA PLATA, Bd. I, Abt. Anthropologie, La Plata, 1896.

[71] Paulotti, O., Molina, E., und Visuara, C.: *Contribución a la craneología de Catamarca*, in REVISTA DEL INSTITUTO DE ANTROPOLOGIA, Bd. IV, Tucumán, 1949.

[72] Bruch, Carlos: *Apuntes sobre antropometría de cuatro naturales del Noroeste argentino*, in REVISTA DEL MUSEO DE LA PLATA, Bd. XVIII (2. Serie, Band V), Buenos Aires, 1911.

[73] Imbelloni, José: *Los Autores de la cerámica de Llajta Mauca: primeras noticias antropofísicas sobre los antiguos civilizadores del Chaco santiagueño*, in ACTAS DEL XXV° CONGRESO INTERNACIONAL DE AMERICANISTAS, La Plata, 1932. Buenos Aires, 1934.

[74] Paulotti, C., y Martínez de Paulotti, T.: *Tipos craneanos del Noroeste argentino*, in REVISTA DEL INSTITUTO DE ANTROPOLOGIA, vol. 5–6, Tucumán, 1952.

[75] Topinard, P.: *Historia natural: Antropología*, Barcelona, 1891.

[76] Virchow, Rudolf: *Über griechische Schädel*, in SITZUNGSBERICHTE DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFT ZU BERLIN, Berlin, 1893.

[77] Sergie, Giuseppe: in ATTA DELLA SOCIETA ROMANA, Rom, 1895.

[78] Bárzana, Alonso: *Carta del P. Alonso Bárzana, de la Compañía de Jesús a su Provincial*, in *Relaciones históricas de Indias*, Bd. II, Madrid, 1885.

[79] Cabrera, Jerónimo Luis de: *Relación en suma, y de las tierras y poblaciones que don Jerónimo Luis de Cabrera, gobernador de estas provincias de los Juríes, ha descubierto donde va a poblar en nombre de su majestad, una ciudad*, in Leviller, Roberto: *Nueva crónica de la conquista de Tucumán*, Warschau, 1930.

[80] Narváez, Sotelo de: *Relación de 1582*. Zit. von Jaimes Freyre, Ricardo: *El Tucumán colonial*, Buenos Aires, 1915.

[81] Mayor, Sergio: *Historia y leyenda de Calamuchita*, Córdoba, 1976.

[82] Montes, Aníbal: *El problema etnográfico de los sanabiron y de los comechingon*, in REVISTA DE LA UNIVERSIDAD DE CORDOBA, 1. Teil, Córdoba, 1958.

[83] González, Alberto Rex: *Algunas observaciones sobre los caracteres antropológicos de los primitivos habitantes de Córdoba*, Institut für Archäologie Linguistik und Folklore der Staatsuniversität Córdoba, IX, Córdoba, 1944.

[84] Ricci, Clemente: *Las Pictografías de las grutas cordobesas y su interpretación astronómico-religiosa*, Buenos Aires, 1930.

[85] Gardner, G. A.: *Rock-Paintings of North-West Cordoba*, London, 1931.

[86] Vgl., besonders die bei Ibarra Grasso veröffentlichten [43].

[87] Chaulot, Raymond: *De la influencia étnica y normanda en los indíge-*

nas de Argentina, Actas del Congreso de Historia Argentina del Norte y Centro, Academia Nacional de la Historia, filial de Córdoba, Córdoba, 1943.

[88] Ferrero, Roberto A.: *Vikingos y comechingones, una tesis reactualizada*, in TODO ES HISTORIA, Buenos Aires, Okt. 1977.

[89] Serrano, Antonio: *Los Comechingones*, Córdoba, 1945.

[90] Ameghino, Florentino: *La Antigüedad del hombre en el Plata*, Paris, 1880; Buenos Aires, 1915.

[91] Chaulot, Raymond: *L'Histoire et la légende de la province indiene de Talamoiyca*, in LA VOIX DE FRANCE, Buenos Aires, Jan. 1937.

[92] Camacho, Enrique: *Historia general de América*, Bd. I, Barcelona, 1891.

[93] Heine-Geldern, Robert von, u. Ekholm, Gordon F.: *Significant parallels in the symbolic art of Southern Asia and Middle America*, XXIX. Internat. Amerikanisten-Kongreß, Bericht Chicago, 1951, und andere Veröffentlichungen der beiden Verfasser.

[94] Marchesotti, R. P. Pascual P.: persönliche Mitteilung vom 9. März 1980.

[95] Torchet. Nicole u. a. in KADATH: *L'Affaire de Glozel,* Paris, 1978.

[96] Mahieu, Jacques de: *Das Wikinger-Reich von Tiahuanacu*, Tübingen, 1981.

[97] Zapata Gollán, Agustín: *Caminos de América*, Buenos Aires, 1945.

[98] Boman, Eric: *Antiquités de la région andine de la République Argentine et du désert d'Atacama*, Paris, 1908.

[99] Rohmeder, Guillermo: *Las Ruinas de las »Tamberías de la Pampa Real« en la sierra de Famatina*, in REVISTA DEL INSTITUTO DE ANTROPOLOGIA, Staatsuniversität Tucumán, San Miguel de Tucumán, 1941.

[100] Schobinger, Juan: *Investigaciones arqueológicas en la sierra de Famatina (provincia de La Rioja)*, in ANALES DE ARQUEOLOGIA Y ETNOLOGIA, Bd. XXI, Staatsuniversität von CUYO, Mendoza, 1966.

[101] Spanuth, Jürgen: *Die Philister*, Osnabrück, 1980.

[102] *Indianische Zeichen aus der Cordillere Chile's aufgefunden von Karl Stolp*, in VERHANDLUNGEN DES DEUTSCHEN WISSENSCHAFTLICHEN VEREINS ZU SANTIAGO, Santiago de Chile, 1889.

[103] Fell, Barry: in POLYNESIAN EPIGRAPHIC SOCIETY, vol. 2, Nr. 21, 1974.

[104] Fell, Barry: *America B. C.*, New York, 1976.

[105] Instituto de Ciencia del Hombre: *Las Inscripciones rúnicas precolombinas del Paraguay – Complemento – Cerro Guazú*, brosch., Buenos Aires, 1975.

[106] Brasseur de Bourbourg, Etienne: *Grammaire de la langue quichée*, Paris, 1862.

[107] Honoré, Pierre: *Ich fand den weißen Gott*, Hamburg, 1963.

[108] Ixtlilxochitl, Fernando de Alva: *Relaciones. Quinta relación: De la vida de los reyes de los Tultecas*, in Kingsborough: *Antiquities of Mexico*, London, 1830, Bd. IX.

[109] Balout, Lionel: *La momie de Ramsès II*, in ARCHEOLOGIA, Nr. 115, Dijon, Febr. 1978.

[110] Sayce, A. H.: *Les Inscriptions trouvées à Hissarlik*, appendice II, in Schliemann, Heinrich [46].

[111] Février, James G.: *Histoire de l'écriture*, Paris, 1948.



BILDTAFELN

(Querformatige Abbildungen sind jeweils von rechts zu betrachten)



Foto 1
Phallusförmiger Menhir im Tafí-Tal (Argentinien)



Foto 2
»Großer Menhir« in El Mollar, Tafí-Tal



Foto 3
Stilisiertes menschliches Antlitz auf einem Menhir im Tafí-Tal

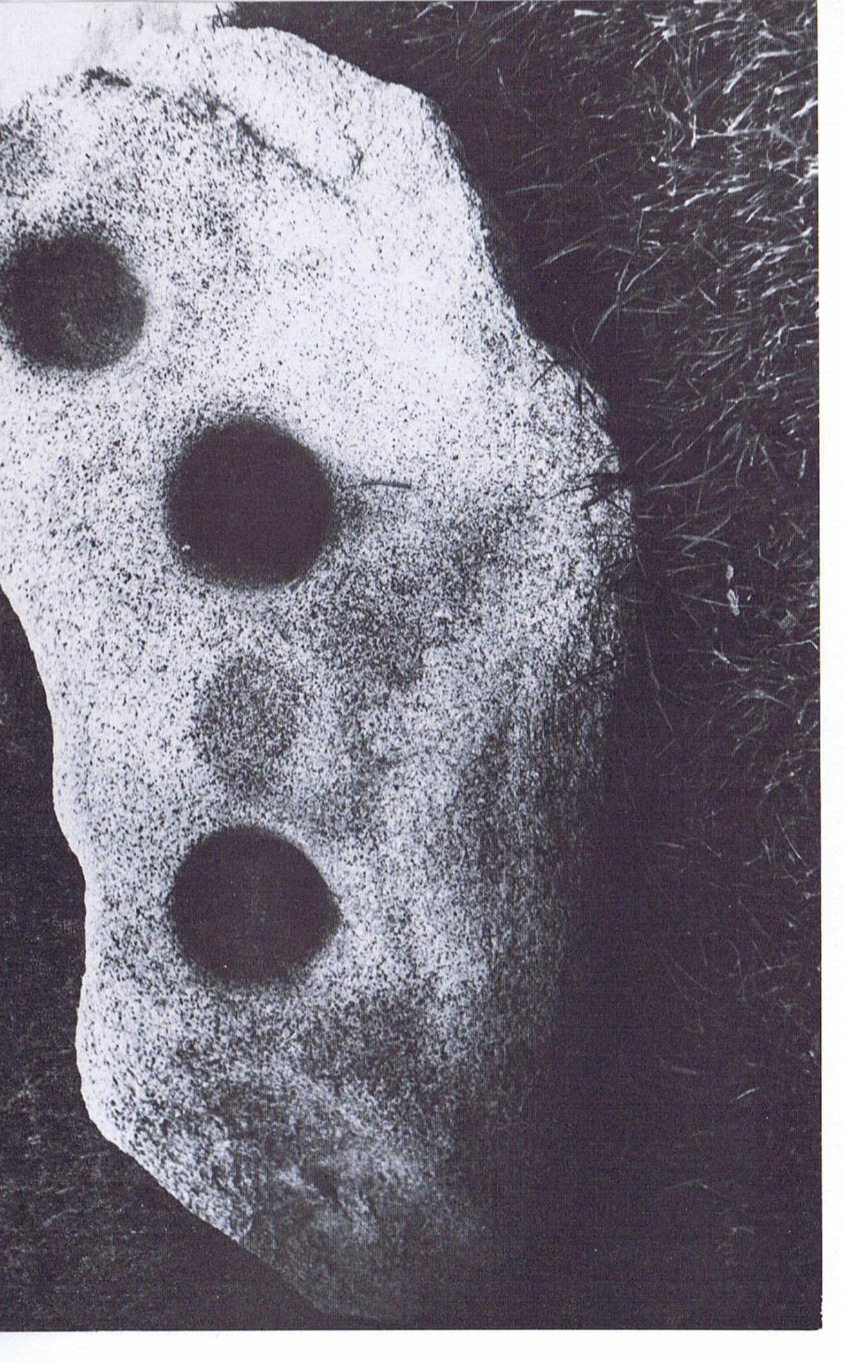


Foto 4 (Querformat)
Megalithische Vertiefungen in einer Steinplatte vom Tafí-Tal



Foto 5 (Querformat)
Hyperboreische Runen-Inschrift auf dem Stein Nr. 1 von Ticucho



Foto 6
Hyperboreische Runen-Inschrift auf dem Stein Nr. 2 von Ticucho



Foto 7 (Querformat)
Hyperboreische Runen-Inschrift auf dem Stein Nr. 3 von Ticucho



Foto 8 (Querformat)
Hyperboreische Runen-Inschrift auf dem Stein Nr. 4 von Ticucho

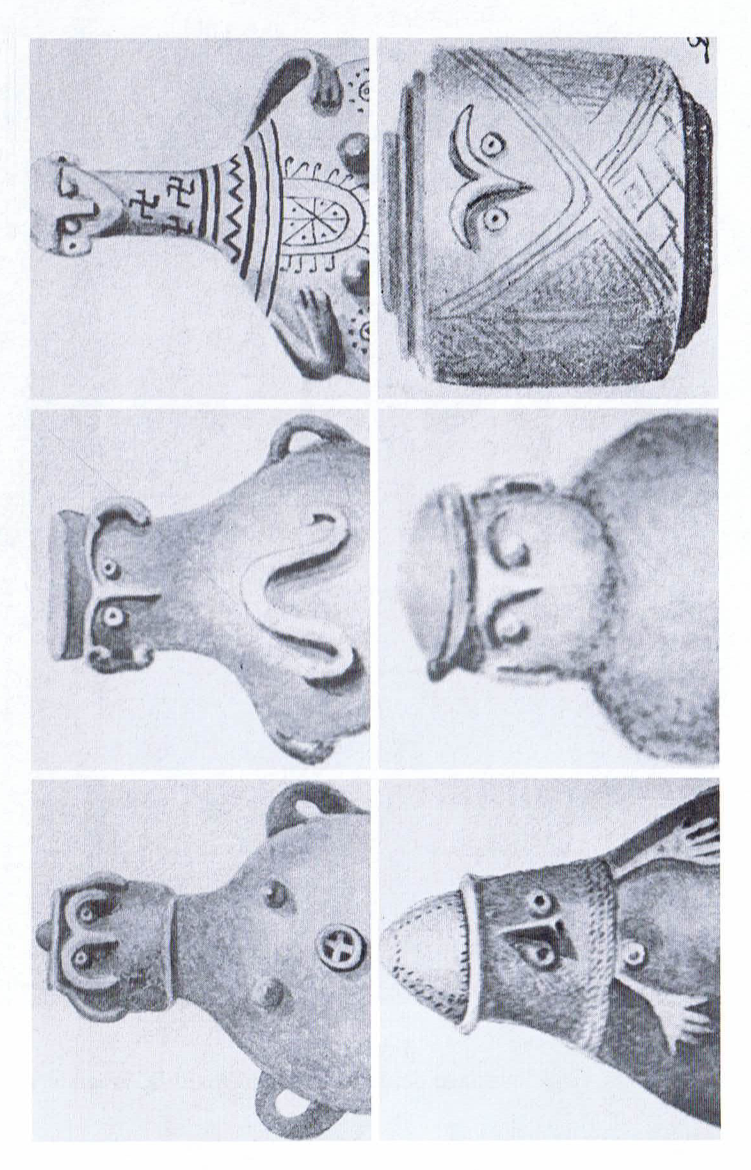


Foto 9 (Querformat)
Eulenkopf-Vasen der alten Welt. Von links nach rechts: von 1 und 2 Hissarlik (Troja), 3 Böotien; unten 1 und 2 Deutschland, 3 England (nach E. und D. Wagner[36])



Foto 10
Eulenkopf-Urne, Santiago del Estero (nach E. und D. Wagner[36])

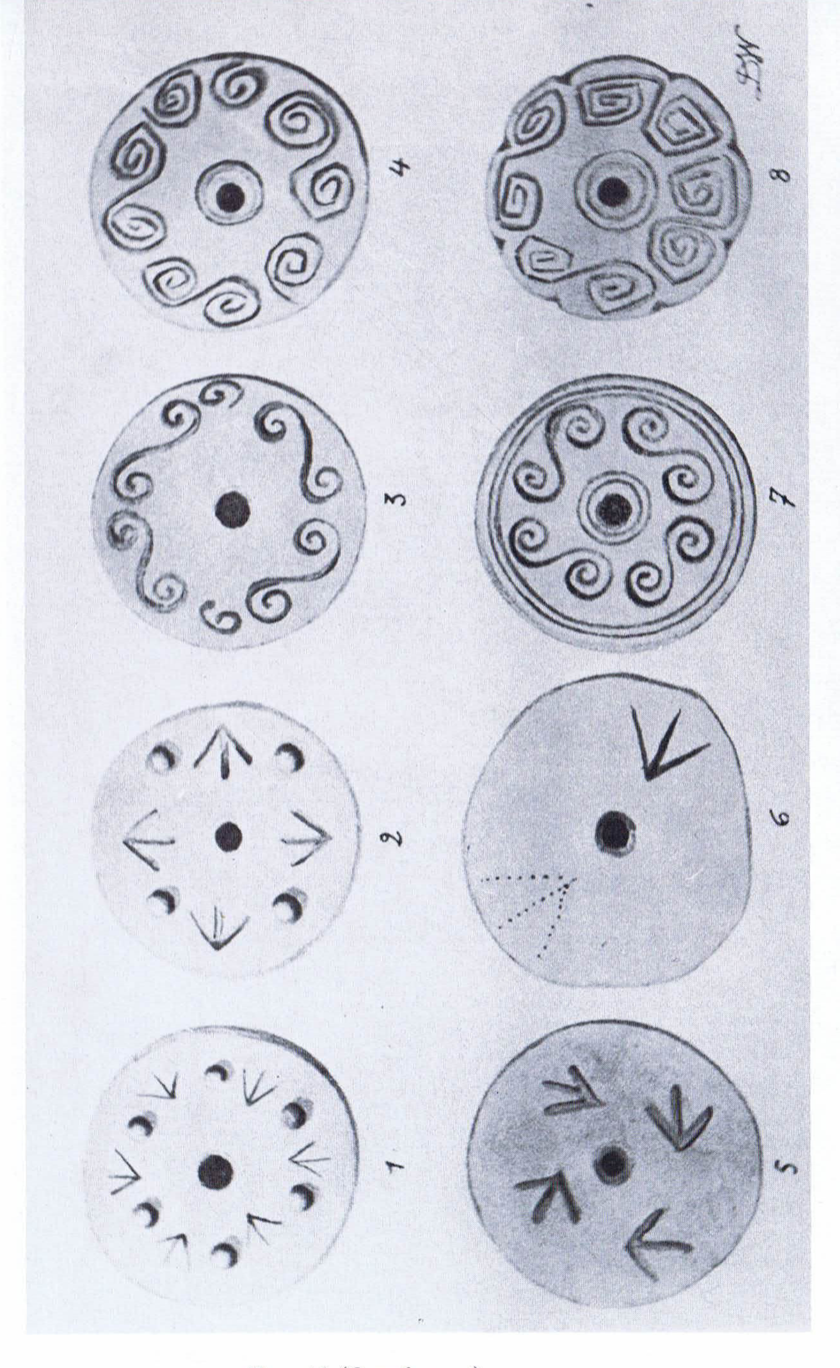


Foto 11 (Querformat)
Verzierte Spindelräder. Oben Hissarlik (Troja)
nach Heinrich Schliemann[46]; unten Santiago del Estero
(nach E. und D. Wagner[36])

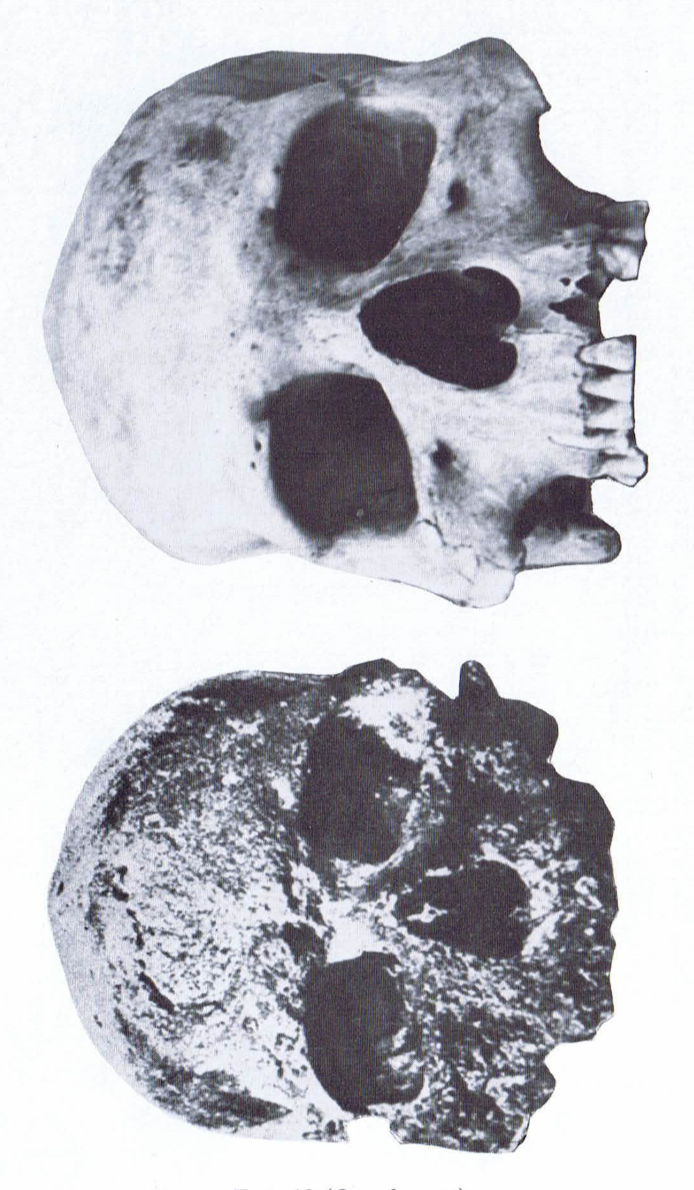


Foto 12 (Querformat)
Schädel von Cromagnon-Menschen. Links »der Alte« von Cromagnon (Foto: Institut de Paléontologie Humaine, Paris); rechts Santiago del Estero (Kollektion Giménez)

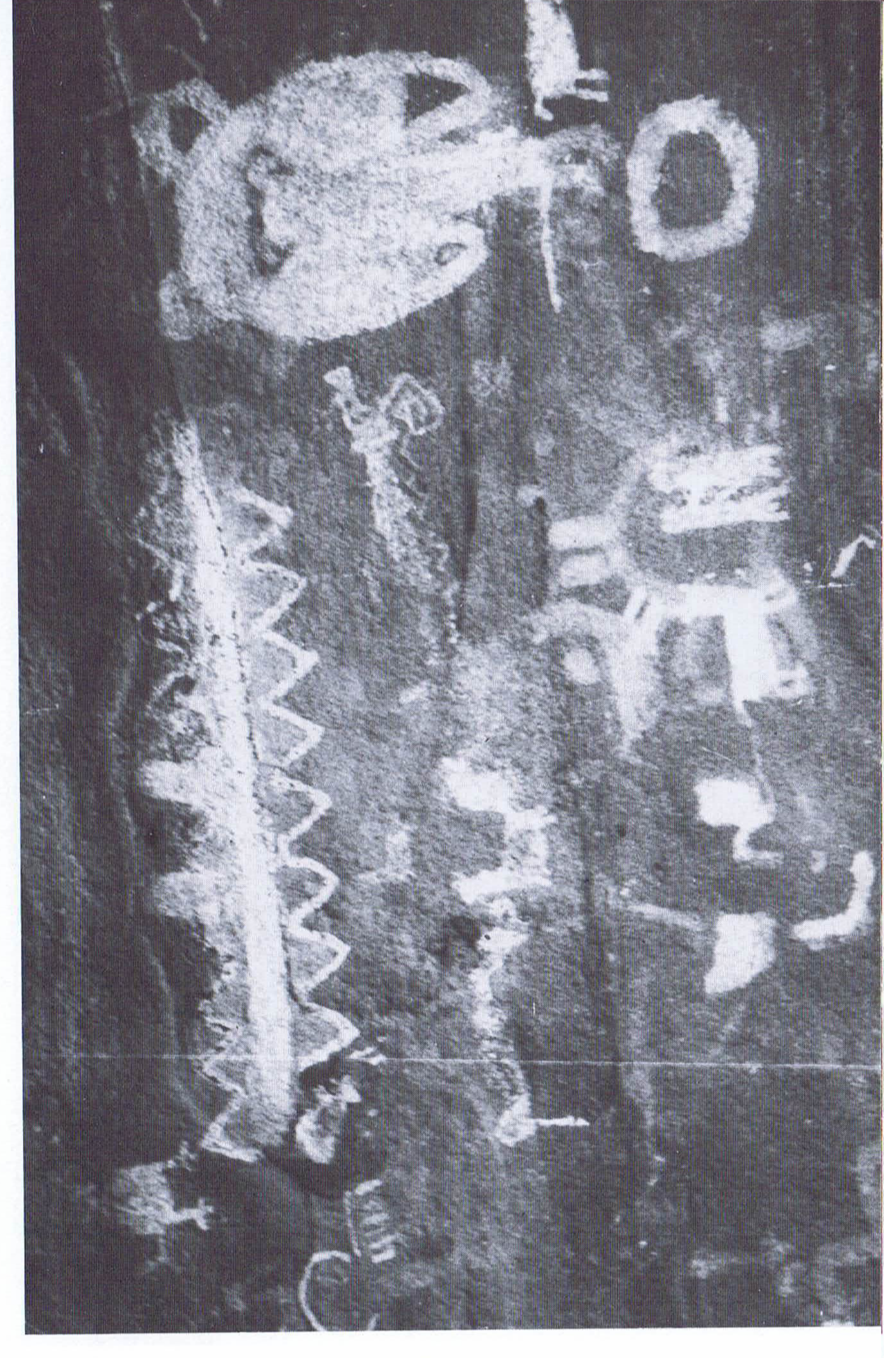


Foto 13 (Querformat)
Die Eule und das Schiff vom Cerro Colorado
(Córdoba, Argentinien)

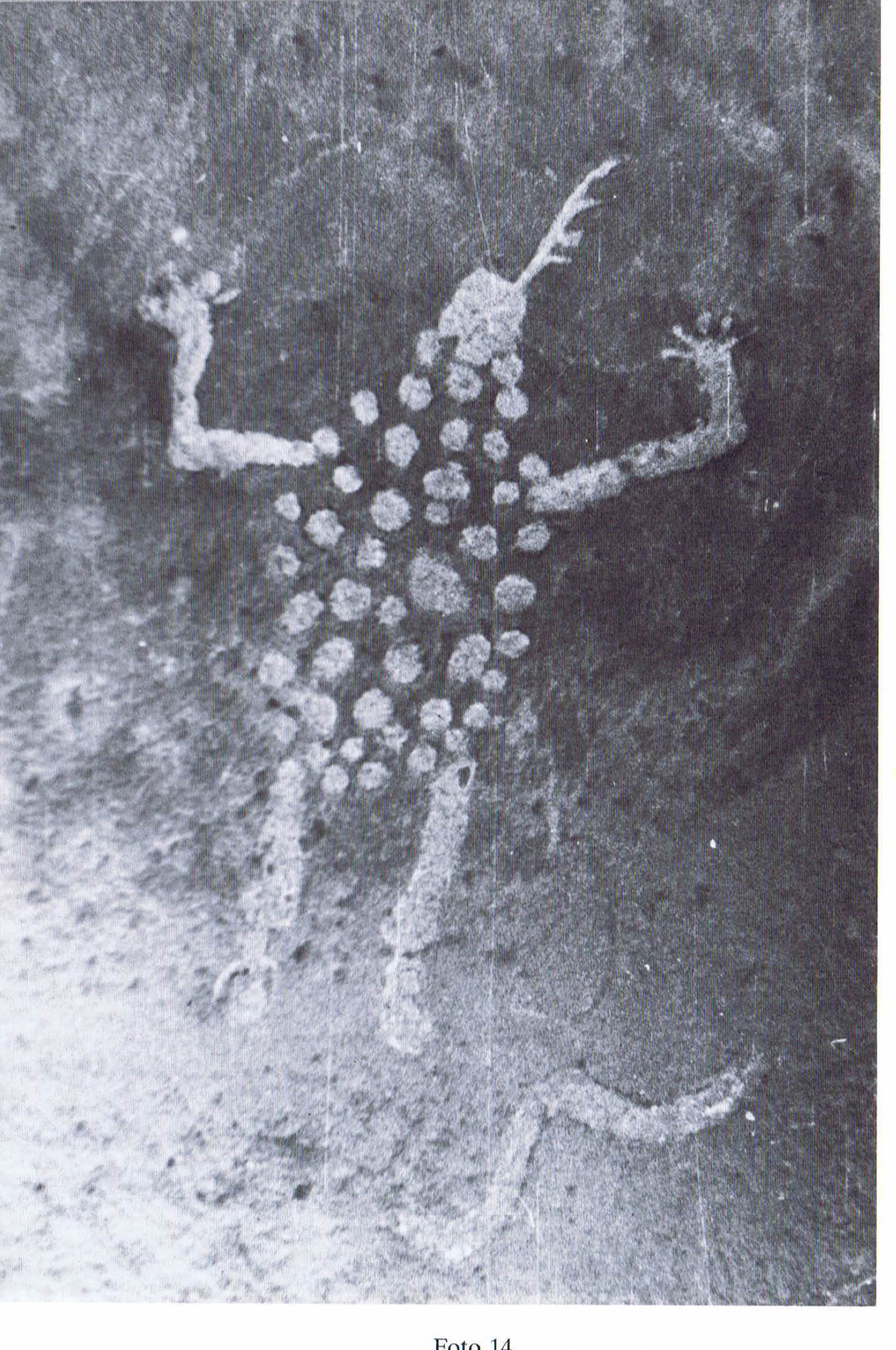


Foto 14
Tänzer mit Kopf des Cromagnon-Menschen, Cerro Colorado



Foto 15 (Querformat)
Zwei Reiter auf dem gleichen Pferd, Cerro Colorado



Foto 16 (Querformat)
Reiter mit skandinavischen Mützen, Cerro Colorado
(nach Asbjörn Pedersen in Ibarra Grasso[43])

Foto 17
Glozel-Zeichen auf einem Stein Patagoniens

Foto 18
Schrift-Täfelchen von Glozel (nach Zeitschrift »Kadath«[95])



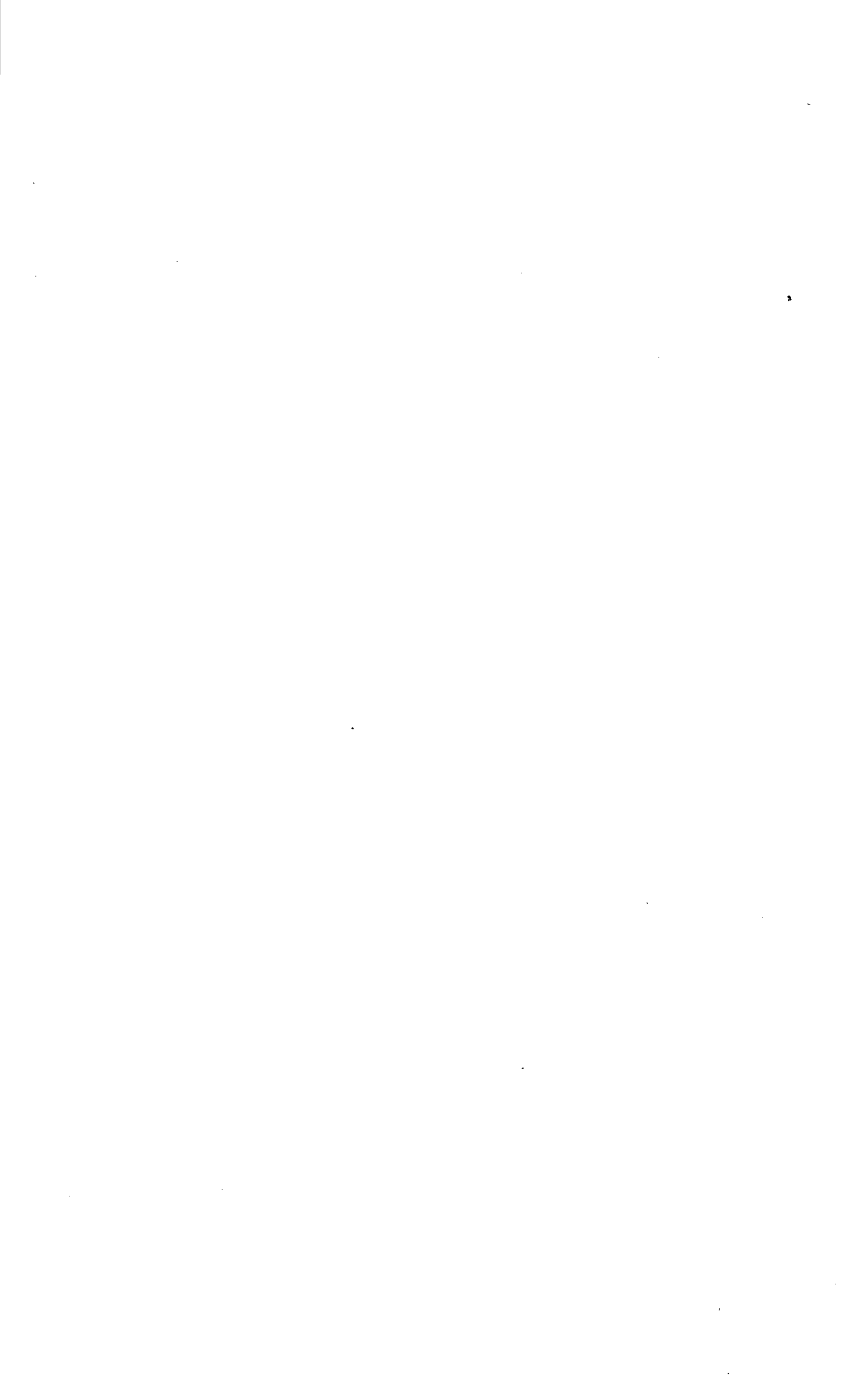
Foto 19
Schlangen-Knäuel auf einem Stein Patagoniens



Foto 20 (Querformat)
Hyperboreische Runen-Inschrift in La Rioja (Argentinien)



Foto 21 (Querformat)
Runen-Inschrift der Wikinger-Zeit auf dem Stein von Medina





de Mahieu

Die
Erben
Trojas